

Umriss
zur
Geschichte und Kritik
der
schönen Literatur Deutschlands,
während der
Jahre 1790 bis 1818.

Von
Franz Horn.

Berlin, 1819,
bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Weite Straße Nr. 23.)



Dem Leser.

Obwohl ich selbst Vorreden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten pflege, so hat man mich doch so häufig versichert, die meisten Leser verführen in dieser Hinsicht anders, daß ich endlich wohl daran glauben muß. Ich habe deshalb gar manches, was ich über dieses Buch auf dem Herzen hatte, und was vielleicht in der Vorrede hätte stehen sollen, in das Buch selbst hineingetragen, damit es nicht etwa übersehen werde. Dennoch bleibt noch manches zu sagen übrig, wovon indessen nur Folgendes kurz angedeutet werden möge.

Dieses Buch schließt sich gewissermaßen an mein früheres, das unter der Aufschrift: „Die schöne Literatur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts,“ Berlin 1812 und 13, in zwei Theilen erschienen ist, und es kann dieser Umstand den guten Kritikern vielleicht zu einer nützlichen Vergleichung Anlaß geben.

Schon in den genannten Jahren war es mein Plan, ein Buch zu schreiben wie das gegenwärt-

tige; doch bestimmt ausgesprochen ward derselbe erst später, und zwar bei Gelegenheit der Kritik einer in Charkow erschienenen, im Ganzen empfehlenswerthen deutschen Chrestomathie von Kommel. (Siehe die Blätter zur Kritik, Beilage zu den „Erholungen“ 1815, Nro. 7). Ich äußerte dabei den Wunsch, daß doch auch einmal eine ächte Blumen- und Fruchtlese aus dem neunzehnten Jahrhundert erscheinen möge, da wir aus dem achtzehnten so viele haben, die nur leider fast immer das Abgeschriebene wieder abschreiben, und, wenn ich so sagen darf, in einer gewissen unerfreulichen Unendlichkeit schwimmen, aus der die Rettung nicht leicht ist. Auch damals gedachte ich, wie immer, des guten Wortes, daß wir Deutschen alles mit Ernst und Liebe treiben sollen, denn dieser Ernst und diese Liebe sehen ja den heitern Scherz und den edlen Haß voraus. Was wir aber hassen sollen, das wissen wir Deutschen gottlob recht wohl, und ebendeshalb wird unsre Liebe stets inniger und fröhlicher.

In seinem ganzen Umfange ist der obige Wunsch noch nicht erfüllt worden, doch verdient Einiges, was der fleißige Kasmann für einzelne Parthien der neuesten Literatur gethan, lobende Anerkennung, obwohl noch manche Verbesserungen zu wünschen sind.

Für die Kritik dieser neuesten Literatur ist im Einzelnen manches Vortreffliche geleistet worden; doch ein Buch, das die gesammten ästhetischen Bestrebungen dieser Zeit als ein Ganzes betrachtet und der Kritik unterworfen hätte, fehlte bisher noch, und wenn ich deshalb das gegenwärtige als den ersten Versuch, würdigen Männern und Frauen zur Prüfung vorlege, so darf ich wohl auf jene Nachsicht rechnen, die, der Idee nichts vergebend, dennoch wohl bedenkt, daß ja immer im irdischen Leben, die Erscheinung nicht vollkommen der Idee entspreche.

Auf das, was man so obenhin und gewöhnlich Vollständigkeit nennt, macht dieses Buch keinen Anspruch; doch möchte ich erwähnen, daß manche Dichter, welche hier nicht vorkommen scheinen, doch wohl wirklich vorkommen, wenn auch ohne Namen, und nur im Allgemeinen beschrieben.

Finden sich aber dennoch auch rügenswerthe Auslassungen, so nenne man sie mir freundlich, und ich will gern gut machen, falls ich gefehlt.

Einige Auslassungen, die ich selbst finde, waren nicht zu vermeiden, da manches selbst ehrenwerthe literarische Bemühen der neuesten Zeit noch nicht deutlich genug sich entwickelt hat, um ein entschiedenes Urtheil zu leiden. Ueberhaupt sehen Werke wie dieses stets die Möglichkeit der Nach-

träge voraus, und der Einzelne soll sich stets klar erhalten, daß er bei der Abfassung einer solchen Schrift leichter noch als sonst fehlen könne.

Daß das dritte Buch einen weit größern Umfang hat als das erste oder zweite, sieht freilich ein jeder, und es brauchte deshalb nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden; da dies aber doch wohl geschehen wird, so möchte ich nur erinnern, daß dies gar leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn es hätte vermieden werden sollen. Vielleicht könnte man in jenem Umstande etwas Allegorisches finden, das nicht ohne gute Bedeutung ist.

Der zweite Theil meiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts schloß mit dem innigen Wunsche, daß der Schriftsteller bald aufstehen möge, der uns eine Literaturgeschichte gebe, welche die meinige weit übertreffe, und ich äußerte die Hoffnung, dann der Erste zu sein, der ihm freudig dafür den Kranz reiche. — Lasset mich, ihr lieben Leser, auch hier das wohlgemeinte Wort wiederholen, mit dem es mir, wie sich von selbst versteht, ein wahrhaftiger und tiefer Ernst war, ist, und sein wird.

Berlin, am 19. Januar 1819.

Franz Horn.

Kurze Inhalts-Andeutung.

Vorrede. Erstes Buch.

Schwierigkeit des Unternehmens. Was die Kritik sein solle. S. 1 bis 4.
Uebersicht auf die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts;
und von da bis zum Ausbruch der französischen Revolution.
5 bis 10.

Damaliger Zustand der schönen Literatur in Deutschland.

Klopstock. 11 bis 13.

Bieland. Götter. 14 bis 18.

Lessing. 19.

Goethe. 20. 21.

Schiller. 22. 23.

Freie Tendenz. Volkliche Aufklärung. Volkserziehung. Jugend-
erziehung. 24 bis 30.

Zustand der Künste. Musik. Poesie. Schauspielkunst. Maler-
kunst. 31. 32.

Kritik der schönen Redekünste. 33. 34.

Bemerkungen von Frankreich aus auf deutsche Bildung, und Bemerk-
ungen über das Verhältniß beider Völker zu einander. 35 bis 40.

Richtung der schriftstellerischen Thätigkeit der Deutschen seit 1789.

Die politische überwiegt die productrende Kunstthätigkeit. 41. 42.

Klopstock. 43.

Bieland. 44.

Goethe. 45. 46.

Schiller. 47. 48.

Ende. 49.

Kocherz. Pfand. Cramer. Espig. Lafontaine. Schlenker.
Starke. §. 50 bis 55.

Neue Zeit in der Literatur, beginnend mit Fichte's Wissenschafts-
lehre und Schillers Heren. Ansichten über beide Werke und
Wirkungen derselben. 56 bis 70.

Enten. 71 bis 75.

Aufnahme derselben. 76. 77.

Benehmen der Dichter selbst. 78.

J. P. Fr. Richter. 79 bis 83.

Zweites Buch.

Erlimmung des Publikums. §. 1.

A. W. Schlegel. — Umgang mit Bürger u. s. w. 2 bis 5.

Verdienste um Shakespeare. — Behandlung Shakespears von Sei-
ten der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Deut-
schen. Wielands, Eschenburgs und Schlegels Uebersetzung.
6 bis 14.

Andere Uebersetzungen. 15.

Schlegels Gedichte. Sonette. Das Wesen des Sonetts. 16 bis 18.
Romane. 19.

Kritik. 20 bis 24.

Friedrich Schlegel. Kurze Geschichte seiner Weltanschauungen bis
1812. 25.

Unzufriedenere Bemerkungen. Verhältniß zum Publikum.

Desen Lucinde. 26.

Gedichte. 27.

Weltgeschichte. 28.

Literaturgeschichte. 29.

Styl. 30.

Poetische Schule. 31. 32.

Ludwig Tieck. Desen Abdallah. Lovell. Peter Lebrecht. Der
gestiefelte Kater. Die verkehrte Welt u. s. w.

Volens. 33 bis 38.

Waldart. 37 bis 41.

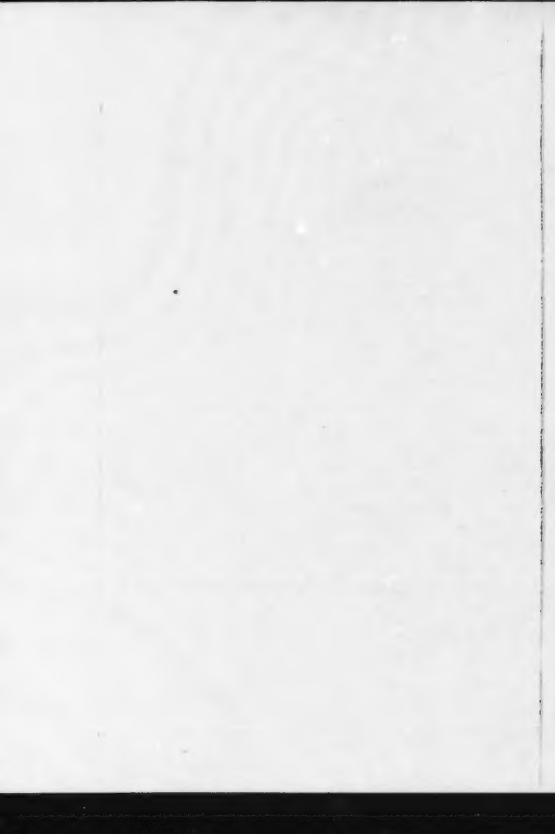
- Karl von Berner. §. 42.
 Der blonde Eckbert. Kunenberg. Koboldzauber. 43. 44.
 Sternbald. 45.
 Geneva. 46.
 Spätere Bestrebungen. 47.
 Urtheile über Tieck. 48. 49.
 Rodenroder. Altdeutsche Malerkunst. 50 bis 52.
 Novalis. Krankheit. Heiligblut des Tiefsinn. Heinrich von Ofter-
 dingen. Seine Ansicht über Goethe. Fragmente. Geistliche
 Gedichte. 53 bis 57.
 Wirkungen des Vereins der genannten Männer. Das Benehmen
 der Gynur. 58 bis 66.
 Die Freunde der sogenannten Schule. 67 bis 69.
 Häufiger Mangel an produktiver Kraft. Häufige Ausländererei im
 Geschmack. Nicht seltene Nachahmererei. Nicht seltener Politi-
 scher Leichtsinns. Gefällige Verhältnisse. 70 bis 72.

Drittes Buch.

- H. J. Bernhardt. §. 1. 2.
 Wiltb. v. Schütz. Bernhard Bernhardt. 3. 4.
 Heinrich von Kleist. 5 bis 13.
 J. G. Seume. 14.
 K. P. A. von Münchhausen. 15.
 Friedrich Kochli. 16. 17.
 August Wahlmann. 18.
 Heinrich J. von Collin. 19 bis 23.
 Friedrich Baron von Fouqué. 24. bis 34.
 Caroline Baronin von Fouqué. 35.
 J. L. J. Werner. 36 bis 39.
 Allgemeine historisch-kritische Bemerkungen. Die Jahre 1808 und
 1813. Religion. Vaterland. Altdeutsche Literatur. 40 bis 44.
 August Apel. 45. 46.
 Friedrich Kind. 47. 48.
 Gustav Schilling. 49.

- Ernst Wagner. 3. 50. 51.
 Julius von Boff. — Ueber das Lustspiel. 52. 53.
 A. V. Metbus. Müller. (Ueber Wieland). 54 bis 56.
 Friedrich August Schulz (Laun). 57. 58.
 Ludwig Adam von Arnim. 59 bis 61.
 St. Hügel. 62. 63.
 Cl. Brentano. 64.
 A. Klingemann. 65 bis 68.
 Adam Dichtenschlager. 69 bis 74.
 Karoline Pichler. 75. 76.
 E. J. Contessa und E. W. Salice Contessa. 77 bis 82.
 Adalbert von Chamisso. 83. 84.
 Max von Schenkendorf. 85.
 Amalie von Helwig. 87.
 Helmina von Cheyn. 87. 88.
 Theresia Huber. 89. 90.
 Maria Anloch. 91.
 Fanny Tarnow. 92 bis 95.
 C. L. A. Hoffmann. 96.
 Adolph Müllner. 97.
 Otto Heinrich Graf von Forbm. 98.
 J. W. Gubitz. Andeutungen über den Witz und das Lustspiel.
 99 bis 102.
 Theodor Adner. 103. 104.
 Ludwig Uhland. 105 bis 107.
 Freimund Kalmay. 108. 109.
 Franz Horn. 110.
 Allgemeine Betrachtungen, Mahnungen, Rügen, Andeutungen und
 Tröstungen. 111 bis zum Schluß.
-

E r s t e s B u c h .



Erstes Buch.

§. 1.

Das Werk, an welches ich jetzt gehe, die Umriffe der Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der lezt verfloffenen zwanzig bis dreißig Jahre, bietet so große und mannigfaltige Schwierigkeiten, daß sie selbst den leichthin Lebenden und Schreibenden schrecken würden. Wir alle sind mehr oder weniger Erbhne dieser Zeit, haben von der frühesten Kindheit an ihre Eindrücke empfangen, in ihr und zum Theil auch durch sie lieben und hassen, ahnden und meinen gelernt, und Wissen und Glauben erfaßt; und sollen sie dennoch als Gegenstand der Betrachtung und Beschreibung sonderen und hinstellen. Wie werden dabei ferner keinesweges stets im Allgemeinen bleiben dürfen, sondern auch manche der einzelnen Männer und Frauen, die durch lebendige Schrift auf die Zeit wirkten oder wohl gar sie umgestalten versuchten, nennen und nach Vermögen schildern, wobei vielleicht zu besorgen ist, daß dieses individuelle Auffassen nicht ganz ohne Unzufriedenheit von Seiten einiger der Darzustellenden abgehen werde.

§. 2.

Diese und noch unzählige bedenkliche Punkte verhehle ich mir keinesweges, wage jedoch zu hoffen, daß manche sich

leise und freundlich ausgleichen lassen. Ich hasse die Kritik, die nur darauf ausgeht, das Fehlerhafte und Untröstliche eines Buchs, eines Menschen, oder einer Zeit aufzufinden, eine Kritik, die sich sehr bequem ausüben läßt, da in der Welt nichts leichter, aber auch nichts unergründlicher ist, als, ohne Liebe und Anschauung des Ganzen, und des aus ihm hervorgehenden Geistes, der schon durch seine Vollständigkeit bedeutend und anziehend sein muß, lediglich das einzelne Mangelhafte aufzufinden und zu vergeben.

Die wahrhaftige Kritik ist der so eben beschriebenen rein entgegengesetzt. Sie erkennt das Gute und Schöne im Leben und in der Schrift als sein sollend, und da sie selbst hervorgegangen ist aus der reinen Idee jener beiden Elemente des Lebens, so kann sie nie ohne Liebe sein, ja es wird die Liebe als ihre Mutter betrachtet werden müssen, die milde ist weil sie streng, und streng weil sie milde ist. So nun, ausgegangen von der Idee und der Liebe, und auf ihrer Vereinigung ruhend, soll sie das Geschaffene wiederhergeben, seine Entstehung möglichst zeigen, und besonders von dieser historischen Seite, die Entschuldigungen hernehmen für die Mängel der Ausführung, ohne jedoch jemals dem Gedanken selbst etwas zu vergeben. Die Kritik ist die betrachtende und reproducirende Poesie, keinesweges die bloße Hofmeisterin oder Hausverwalterin derselben, wofür sie häufig genug gegolten hat, wenn nicht noch für etwas geringeres, wobei wol gar ein Vergleich mit dem Irren terribile und Knecht Ruprecht zum Vorschein kommen dürfte.

S. 3.

Die Kritik soll nicht bloß in der höchsten Pflicht, das Vortrefflichste genau zu erkennen, ihren Lohn und ihre Freude finden, sondern sie soll auch jedes kleinere Talent

bemerklich machen; und, wie der Religiöse nicht bloß in Sonne, Mond und Sternen Gott findet, sondern selbst in den kleinsten erschaffenen Dingen, deren Bedeutung nur dem liebenden Gemüth aufgeht, so soll sie überall selbst nach dem schwächsten Abglanz des Schönen fröhlich suchen. Zum vollständigen Besitz der Kunst gelangt der Mensch in diesem Leben ohnehin nie; wohl aber sollen wir alle in diesem begrenzten Leben und bei diesen begrenzten Anlagen, dem Unendlichen nachstreben, und die Kritik hat dann zu untersuchen, wie weit etwa sich jeder Einzelne von seinem individuellen und dem objektiven Ideal befinden möge. Einen Ehren-Platz in der Welt findet jeder rechtliche Mensch am Ende immer, und so soll auch jeder Schriftsteller, der ein wirklicher und ächter ist, seine gute Stelle finden, es sei nun einen hohen Dichterthron, einen vornehm gesperrten Sitz, eine reich blühende Laube oder eine unschuldige Kas sendank u. s. w.

Die leichteste und verwerflichste Kritik ist die enge und arme, welche nur mit den Worten „göttlich“ und „abscheulich“ wechseln mag. Keine aber wird öfter geübt.

S. 4.

Die Kritik, sagten wir oben, sei milde, aber es ward auch nicht vergessen hinzu zu sehen, daß sie streng sei, und zwar, weil die Milde das will. Wer das Gute wahrhaft will, kann das Böse nie wollen, und wenn gewünscht wird, daß das Schöne überhaupt sei, so soll das Häßliche nicht sein.

Die Polemik ist deshalb nicht bloß erlaubt, sondern notwendig, und als Wissenschaft zu betrachten. Für die Idee soll der Mensch kämpfen können, oder er wäre der Idee nicht werth; nur soll er nicht vergessen, daß der Kampf nicht um des Kampfes willen geführt wird; und

wenn er für den Gedanken der Schönheit kämpfte, soll er sich wohl hüten, keine trübe Leidenschaft hinein zu bringen, die ihn selbst, den Kämpfer für das Anmuthige, wohl gar häßlich machen könnte, ein Umstand, der sich leider nur zu häufig in Deutschland ereignet hat. — Endlich ist es gewiß überaus zweckmäßig und wichtig, wenn man sich stets wohl besinnt, daß man mit — Menschen streitet.

So gehe ich denn mit stiller Heiterkeit an das Werk, herzlich wünschend, daß es gedeihen möge, und daß dem redlichen Bemühen, Gutes zu wirken, auch diesmal Erfüllung werde.

S. 3.

Um zu unserm Zwecke zu gelangen, scheint es wohl gethan, die Perioden der Geschichte der schönen Literatur der Deutschen, während der neuern Zeit überhaupt, (vom siebzehnten Jahrhundert an) mit kurzen Worten hier anzudeuten.

Höchster Aufwand der Kraft während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — Höchstes Elend in der letzten Hälfte desselben an der Tagesordnung, und durch den jammervollen westphälischen Frieden bestätigt. Da aber jeder wohl gemeinte, Edles wollende Kraftaufwand in der Staatenwelt, auch im Reiche der Dichtkunst treffliche Erfolge hat, und doch auch durch jenen Frieden ein einziges Kostliches, (wiewohl zum Theil aus unreinen Händen) — Freiheit in der Ansicht der Religion und deren Uebung, gegeben ward, so hatte in der Zeit und bald nachher, Deutschland eine treffliche Dichter-Reihe, sehr zahlreich nicht, aber bedeutsam. Wir nennen die wohlbekannten: Opitz, Fleming, A. Gryph, Logau, Tscherning, Dach, Gerhard u. s. w.

S. 6.

Wir bemerken sodann: Immer vergrößerte Uebermacht des Hauses Bourbon, Frankreichs atheïstische Politik, im Vortheil nach außen hin, Ludwigs stets erneuerte Raubkriege, Deutschlands politische Schwäche, Zerrissenheit, bestraft durch Abtretung herrlicher deutscher Länder, Armuth u. s. w. Die Poesie sinkt herab zur Ueberkünstlichkeit, Unnatur und Fratzhaftigkeit; doch waltet noch hie und da schätzbares wenn auch verderblich wirkendes Talent in Lohenstein, Hoffmannswaldau u. s. w. Nur die Religion beflügelt noch, und die geistlichen Pieder aus dieser Zeit sind die einzigen, welche die Zeit rechtfertigen, oder wenigstens einigermaßen mit ihr versöhnen können.

S. 7.

Nach Ludwigs des vierzehnten Tode: Ruhe der Ohnmacht, fast nach allen Seiten hin verbreitet, — fast gänzlicher Mangel an ausgezeichneten poetischen Erzeugnissen, veranlaßt durch das immer vermehrte Eindringen des fremden Geistes, und die daraus entspringende Entbehrung bedauernder nationaler Stoffe. Fast gänzlicher Mangel an Geschmack und Kritik. Kindisches Rollen oder steife Pracht bei dürrester Dürftigkeit; sehr wenige Dichter, welche Auszeichnung verdienen. — Gänther, sehr talentreich, doch vergehend in Unsittlichkeit und thörichtem Herzenswust; Pistorow, leicht, gewandt, witzig; aber gemüthlos und nicht das Zelter alter überschauend, wie der Satiriker soll.

S. 8.

Versuch eine bessere Zeit der Literatur hervorzurufen durch Bodmer und Gottsched, aber bei fehlender Kraft und Tiefe findet sich nur Geistes-Zähheit und Erborgtheit, welcher ein unerträgliches Hochmuth zur Seite geht. Gottsched sucht der Poesie wenigstens einen Leib zu geben; doch

da er, ohne Dichtergeist, die einzelnen Glieder nur mit mechanischer Fertigkeit und nur aus Bruchstücken Griechischer und Römischer Kritiker hervorruft, so ist die Ausbeute des Strebens sehr dürftig. Bodmer will höher hinaus, rennt sich aber fest in einigen gleichfalls entlehnten unfruchtbaren Halb-Ideen, die er auf unerquickliche Weise fünfzig Jahre lang, hochmüthig und tyrannisch gebieten wollend, wiedersholt, wobei er leider viele Anhänger gewinnt.

S. 9.

Gleichzeitig mit den beiden genannten geringhaltigen Anführern und deren oft geringhaltigen Schülern, erhebt sich endlich die Blüthe deutscher Poesie von neuem durch Klopstock. Sein Beispiel weckt und zündet, und regsame, löbliche Männer helfen das Feuer erhalten. Elias Schlegel, Eramer, Gellert u. s. w. Der Charakter der Periode ist einseitige Erhabenheit, und neben ihr keine Correctheit; doch nur durch Lessings scharfen und späterhin durch Herders tiefen Geist erhöht, und vor Starrheit und Verfeinerung gesichert.

Nur die jugendliche Frische und die romantische Färbensprache fehlt noch. Sie wird gegeben durch den schönen Jünglingsbund in den siebziger Jahren, wo Bürger, Stollberg, Voß, Hölty, Claudius erscheinen. Freieres Flügelsregen, fast allgemeine Gesangeslust in Deutschland. Auf der anderen Seite überhand nehmende leichte Reflexionsucht und Klügelei, die sich zuletzt in frechen Unglauben ausspricht, doch wird das Volk im Ganzen noch nicht sehr davon berührt. Die Gefühlsdichtung steht allein glänzend da; tiefer Denker, wie Herder, werden weniger verstanden und genossen, der tiefste: Hamann, bleibt fast ganz fremd, oder wird abgelehnt und verhöhnt, so daß er kaum als in jener Zeit vorhanden betrachtet werden darf.

§. 10.

Goethe tritt auf, der Gipfel der deutschen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts. Sein Publikum ist das gesammte deutsche Volk. Vergötterung seiner ersten Werke: *Edy*, *Werther*, *Elvigo*, *Stella*. In den achtziger Jahren gewinnt er die vielseitigste Bildung und das Publikum in der Mehrzahl vermag ihm nicht mehr zu folgen. Herrschend ist gewissermaßen nur Wieland. Schillers frühere kolossale Werke werden von dem Volke bewundert und geliebt, während sie einseitigen und nüchternen Kritikern fast ganz ungenießbar erscheinen. Das Volk gewöhnt sich an die Opposition gegen die größtentheils arm und hochmüthig verwaltete Kritik.

§. 11.

Es waren etwa fünfzig Jahre verflossen, seit dem Wieserausblühen der deutschen Dichtkunst, und manche unvergängliche Frucht war gereift, als der Ausbruch der französischen Revolution (1789) und das Schauspiel, welches sie gab, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Sie hätte für die deutsche Literatur zu keiner ungelegnern Zeit kommen können.

Man befand sich gewissermaßen auf einem Ruhepunkte, wie man sich nicht hätte befinden sollen, da Ruhe in der geistigen Welt auf langsames Rückschreiten deutet, oder doch damit drohet.

Wir hatten große Dichter und Denker, aber sie waren entweder in ungenügenden Bestrebungen begriffen, oder ihr Verhältniß zu dem Publikum zeigte irgend eine ungünstige Seite. Es ist von besonderer Wichtigkeit, dies möglichst genau und in Beziehung auf die einzelnen wichtigsten Dichter und Schriftsteller zu erörtern.

§. 12.

Klopstock hatte seit beinahe zwei Jahrzehnten keinen

großen Einfluß mehr hervorgebracht, seine großartige Dichternatur hatte sich in den frühern Oden und den ersten Gesängen des Messias so rein, gewaltig und würdig ausgesprochen, daß er in dieser Hinsicht fast erschöpft scheinen konnte; wenigstens war ihm nicht möglich, durch neuere poetische Erzeugnisse jenen Eindruck zu steigern; und es ist nicht zu verhehlen, daß die spätern Gesänge des Messias nicht ohne die Mühe des einzeln waltenden kühlen Verstandes des langsam und schwer hervorgetreten sind. Dazu kam, daß er überhaupt von dem Großen, was die spätere Zeit gebracht hatte, keine besondere Kenntniß nahm, und, sich selbst zu sehr genügend, nicht selten unzugänglich und schroff erschien. So setzte er sich gewissermaßen außerhalb der Zeit nieder, ohne doch höher zu stehen als deren Gipfel, und vermochte nicht mehr auf dieselbe einzuwirken. Die Vergangenheit nur war ihm Gegenwart, und keine anders als die er kannte und liebte wollte er gelten lassen.

Als Dichter trat er nur noch sehr selten auf, und zwar in einigen wohl angestaunten, doch nicht sehr geliebten Oden; desto bedeutsamer und ruhmwürdiger erscheint er in seiner Gelehrten-Republik und in den grammatischen Gesprächen, doch ist leider jener Zeit nachzusagen, daß sie kaum beachtet wurden, und Jahrzehnte lang fast spurlos vorübergingen.

§. 13.

Fast eben so kalt war die Aufnahme seiner Trauerspiele, deren stolze, jeden Schmuck verschmähende Kraft, weder dem verweichtesten, noch dem wirklich poetischen Theile des Publikums ganz zusagen konnten, besonders, da man (wenn ich mich so ausdrücken darf) eben erst aus dem reichen Blüthenregen der Bürger, Stollberg, Hölty'schen Sängerperiode kam. Doch hatte man immer sehr Unrecht mit

dieser Kälte, denn gar viel wäre, trotz ihrer Fehler, aus jenen Tragödien zu lernen gewesen.

Ward nun aber Klopstock auch nicht mehr viel gelesen, so war es dennoch ein Glück und Trost für Deutschland, daß er noch lebte, da man ihn gewissermaßen als den Consul der deutschen Poesie zu betrachten pflegte. Man wußte doch, und erinnerte sich dessen mit Freuden, daß er Nachahmerei, Fremdsucht und flaches Allerwelt-Wesen gebrandmarkt, und die Deutschen auf sich selbst verwiesen hatte. Man war recht sehr stolz auf ihn, und dieses Gefühl that wohl; ja es war von wirklich großer Bedeutung, da es, tüchtig gegründet, auch manches Gute erzeugen konnte.

S. 14.

Ganz anders stand Wieland dem Publikum gegenüber, leicht faßlich, freundlich, mitunter sogar recht anmuthig. Zwar hatte auch er seine größern Werke bereits gegeben, doch diese waren nicht immer das Beste, obwohl sie noch immer häufig bewundert und im Ganzen mehr gelesen wurden als Klopstock. Dieser letztere war zwar der einzige entschieden anerkannte Klassiker; doch als der wahrhaftige Herzens-Vebling erscheint Wieland.

Es ist jetzt wohl fast nur Eine Stimme des Bedauerns unter uns, daß dieser Schriftsteller sein großes und herrliches Talent, durch Entfremdung von wahrhaft deutschem Wesen, und Hingebung an das leichte und oft gehaltlose ästhetische Franzosenthum verderkte. Aber in der damaligen Zeit finden wir höchst selten eine Stimme, die solches Bedauern öffentlich bekundete, sondern man schätzte und liebte das eben gar sehr. Die Journalisten und Zeitungschreiber hündeten häufig ordentliche Freudenfeuer in ihren Blättern an, daß wir Deutschen denn doch nun endlich einmal einen leicht flatternden, frei schwärmenden, ohne

entschiedene Ehrflichkeit und rigoristisch sittliche Erhabenheit in seinen Gedichten auskemmenden, höchst anmuthigen, und durchaus aufgeklärten Aurer hätten, den man doch im Nothfalle den Franzosen vorhalten könne, als thue er es ihnen nach, oder gar zuvor.

§. 15.

Die Franzosen und deren Kritik zu beschwichtigen und sich gegen sie auf — französische Weise in die Brust zu werfen, war leider für viele deutsche Schriftsteller die Hauptsache. Man betrückte und empöte sich nämlich alle Woche und Monate regelmäsig, so oft kritische Blätter aus Paris ankamen, wo noch oft genug bittere Anspielungen und freche Scherze gegen deutschen Witz zu finden waren, wie etwa der Aff sich über den Elephanten oder Rhinen lustig machte. Statt nun dergleichen in der Natur des neckischen Geschöpfes gegründete possenhafte Urtheile, die seit Jahrhunderten wiederholt worden waren, mit geländlicher Gelassenheit und Heiterkeit zu verachten, und nächstdem als historische Merkwürdigkeit anzuerkennen, hatte man sie sich schon seit langer Zeit sehr zu Herzen genommen. Man rathschlugte oft sehr ernsthaft, ja fast ängstlich zusammen, ob es denn gar nicht möglich sei, ein wenig frivol und gottlos zu werden, oder doch wenigstens von Zeit zu Zeit so frivolten Scherz zu treiben, daß die Franzosen daran einiges Gefallen fänden. Da ward denn nun auch geschertzt nach Vermögen; aber es fehlte doch immer noch die rechte lustige Nachlosigkeit, und so war es fast zum Erbarmen, daß alle diese Bemühungen um den Beifall der Fremden vergeblich waren. Wer mochte bestehen gegen ihren Erbellon?

§. 16.

Dennoch wäre jener Beifall wol mit erträglich leichten Mitteln zu erhalten gewesen, und es führten gewissens

Wege dahin. Zuverderst hatten sogar Gottsched und sein trauriger Schüler Schnaich Ruhm und Beifall in französischen Dichtern gefunden, denn ihre matten und farblosen, doch sogenannte correcten Erzeugnisse, hatten jenes Negative, welches jenseit der Ardennen gern ertragen, ja sogar gelobt wird.

Und nun vollends Götter! Ihm haben die Franzosen recht eigentlich ihr poetisches Bürgerrecht gegeben, und dies ist in der That ein gutes Zeichen, denn so viel ihm auch zu einem wahrhaft guten Dopsendichter fehle, so ist er doch weit besser, als ihr bester Fontenelle. Die Decorationen, auf welchen seine Scenen spielen sollen, sind mit läßlicher Kunst leicht und klar hingetuschet, so wie auch die Thiere und Sachen, Schäfchen, Hündchen (Hunde weniger), Däume, Kirdchen u. s. w. recht wohl geformt sind. Nur mit den Menschen, (schon Herder äußerte Ähnliches) steht es läßler, und es möchte kaum einer zu nennen sein, der eine wirklich reife Individualität mitbrächte. Es sind auch nicht jarte Wesen, sondern nur Begriffe von Jartheit, sie sind nicht schuldlos, sondern sie erklären nur, sie seien es, und ein leichter Anflug von Koketterie wehrt uns, sie für harmlos zu halten, obwohl sie sich auch damit brüsten. Diese gemachte Natur und künstliche Einfach aber gefiel gerade den Franzosen, und sie hatten nicht übel Lust zu meinen, haben es auch oftmals drucken lassen, dieser deutsche Dichter sei denn doch unendlich gebildeter als Theokrit und Dion und Moschus.

§. 17.

Die Deutschen ließen sich das ganz wohl gefallen, konnten sich aber nicht recht von Herzen darüber freuen, da selbst die Mittelmaßigen unter ihnen in so weit klassisch gebildet zu sein pflegen, um jenen Irrthum innerlich zu belächeln.

Da jedoch Eine Schwalbe keinen Sommer macht, und der eine Gefner nicht ganz Deutschland vertreten konnte, da ferner, so oft man etwa französischer Zeits anerkannte, daß die Deutschen die Natur auf eine erträgliche Weise abmalen könnten, stets mit Hochmuth hinzugesetzt wurde, aber mit dem Wiße stehe es noch immer nicht sonderlich, so war jezt Wielands Erscheinung, für die Mehrheit der Autoren in den zehn deutschen Kreisen überaus erfreulich. Hatte er nicht in seinem Don Sylvio von Rosalba den Don Quixote an Eleganz übertroffen? Hatte er nicht in seinem Agathon der Weisheit und Tugend mit wahrhaft französischer Reinheit ihre Gränzen abgesteckt? War nicht sein Idios so angenehmer schlüpfrig als man es irgend nur wünschen konnte? Waren nicht die Griechen, deren Wieland in Menge geschildert, so liebenswürdig modern, daß selbst die Modernen nicht hätte moderner sein mögen? Das mußten selbst die Franzosen zugeben und sie gaben es auch zu; machten jedoch stets geltend, die Schule, aus der er stamme, sei deutlich genug zu sehen; doch wolle man ihn für einen guten Schüler erklären, obwohl er mitunter noch etwas breit sei *). Wehe war von den hoffärtigen Leuten für jezt nicht zu erhalten.

*) Es ist sehr möglich, daß diese bei Gelegenheit der Anführung Aristoteles nöthig scheinende kleine historische Darstellung manchen Deutschen des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts fast wie ein wunderliches Märchen vorkommt. Denen sei hierdurch die Versicherung gegeben, daß dem nicht also ist, und daß z. B. einige berühmte Autoren, deren frühere Uebigkeit sich bald genug mit näherer Beengtheit bezaubte, noch immer zuweilen mit grämlich bitterem Ueßle, und fast freundlich gegen die Deutschen ausstrochen, was ich hier mit bestem Eifer als bloßen Zeitwörtchen vieler erzählt habe. Es bedauert nur, daß nicht erreicht wurde, was jener Irrthum wollte! —

§. 18.

Indessen war Wieland doch ein ganz anderer Mann, als die meisten seiner traurigen Lobredner sich einbildeten, die leider fast von ihm sprachen, als sei er ihr Vetter, denn bei allen seinen jetzt fast jedermann klar erscheinenden Mängeln, darf sein großes vielseitiges Talent, und seine wenn auch nicht erhabene, doch vornehme und heitere Natur, die sich besonders in einigen seiner Kritiken ausspricht, nicht vergessen werden, und die gewöhnlichen sogenannten Humoristen der damaligen Zeit erscheinen gegen ihn, wie etwa Zettel im „Sommernachtstraum“, der muthig genug, nach einigem hausbackenen Scherz, Titanen erklärt: „Gelt! ich kann auch spaßen, wenn's darauf ankömmt.“ —

§. 19.

Lessing war bekanntlich längst nicht mehr unter uns, als jener angegebene Zeitpunkt, der Ausbruch der französischen Revolution, waltete; aber er lebte gewissermaßen fast noch lebendiger unter uns, als in manchen Jahren seines Lebens. Und doch war es fast nur ein traurig lebendiger Schatten, den man Lessing nannte, nicht sein wahrhaftiger Geist, der unter uns lebte. Von seiner gewaltigen, auf Gelehrsamkeit und Scharfsinn gebauten Kritik, war kaum mehr eine Spur, und von seinen besten Werken, Ernst und Falk, und der Erziehung des Menschengeschlechts, Werken, die schon um deswillen bedeutend sind, weil sie den Verfasser ganz aussprechen, mit all seiner großartigen Unbesiegblichkeit, und seinen schöneren Abhandlungen, nahm man nirgend mehr Notiz. Dafür hielt man sich an Emilian oder gar an Sara, und umqualmte sie mit gemeinem Weisrauch. Man raffte einige wohlfeile kritische Ansichten aus seinen Schriften, besonders aus den früheren auf, und hielt damit ärmlich Haus für eigenen Bedarf. Vor allen aber konnte

man sich seiner polemisch-theologischen Schriften nicht genug erfreuen, und der irreligiöse Geist, der in tieferem Sinne immer . . . beschränkt und arm ist und sein muß, nahm die Gelegenheit gern wahr, sich mit einigen Lessing'schen Witzfehen zu bekleiden, und seinen theuern Namen als Medusenhaupt zu gebrauchen, die Schreckbaren zu schrecken. Wahrlich, wenn die edlen Todten noch Theil nehmen an dem Getriebe der Erde, so möchte vielleicht kein vorangegangener Deutscher ein so schmerzliches Gefühl gehabt haben über den Mißbrauch seines Namens, und über das viele Unglück, das mit demselben angerichtet ward, als Lessing.

S. 20.

Goethe stand damals völlig einsam da, denn seine fast vollendete Bildung wurde kaum kalt angestaunt; geliebt sehr selten. Seine grazidste Würde, seine tiefe Ruhe, seine freundliche Heiterkeit, seine gelduterte klare Weltansicht, mit einem Wort, sein vollendetes Künstlarsein konnte unmöglich der Mehrheit eines Publikums zusagen, das so Manche und auch er — um es redlich herans zu sagen — durch ein früheres Werk, *Stella*, mit hatte verbilden helfen. Dennoch bleibe es schmerzlich und schmähsch, mit welcher Kälte und mit welcher Todtenstille seine Iphigenia und sein Tasso damals fast überall aufgenommen wurden. In der unendlich melodischen „Zueignung“ seiner Werke, die, jetzt außerwundert, damals vielleicht nur selten gelesen ward, spricht er sich darüber, selbst in zwei ewig rührenden Zeilen aus:

Ich, da ich irrte, hatt' ich viel Beispieler;
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein.

S. 21.

In wie weit dieses Gefühl des Einsamstehens als Dichter, auf ihn und seine Thätigkeit wirkte, kann nur er selbst genau

genau angeben, und es ist zu hoffen, daß er in einem der folgenden Theile seiner Selbstbiographie jenen Einfluß näher bezeichnen werde. Indessen ist auch so wohl manches klar. Zur elegischen Trauer und wehmüthigen Liebe ist eine Natur, wie Goethe's, wohl nicht geeignet, zur Satire zu beglückseligen, und zu einem methodischen Bemühen das Publikum herauf zu bringen, zu dichterisch bequem. Er beschäftigte sich jetzt immer mehr mit den Wissenschaften, unter denen die Pflanzenkunde (vielleicht auch Mineralogie) und Farbenlehre ihn am meisten angezogen zu haben scheint, so wie Zeichenkunst, die er bekanntlich von früher Jugend auf mit Liebe und Erfolg getrieben, Architektur und Schauspielkunst seine Zeit in Anspruch nahm. Nehmen wir dazu das bededeutende Staatsamt, welches er bekleidete, so bedarf es nur noch der Anerkennung jener ihm inne wohnenden griechisch-lebenden Ironie, um sein damals so seltenes Geschehen als Dichter erklärlich zu finden; doch wird freilich durch keine Erklärung das Traurige aufgehoben, das in diesem Nichtgebenwollen liegt.

§. 22.

Ähnlich, doch nur im Resultat, stand es mit Schiller. Er hatte mit der ungeheuersten Kraft begonnen, und im Besitze derselben „die Räuber“ geliefert, ein Werk, das gewissermaßen mit der Kritik gar nichts zu thun hat, da es allerdings gefährlich scheinen möchte, einen feuer spielenden Berg messen zu wollen. Er hatte dann mit dem geringen Ueberrest jener Flammenkraft den Hieslo und Kabale und Liebe ausgestattet. Don Carlos und der Geisterseher waren vollendet oder begonnen und bewundert, und manche Lieder einer großartigen Verzweiflung hatten das Publikum ausnehmend — ergötzt: als plötzlich ein neuer Geist über ihn kam, der Geist der Reflexion und Metaphysik, die sich nach

und nach in Philosophie aufklärte. Als Dichter schwieg er jetzt fast ganz, wenn wir die Götter Griechenlands, in denen sich ein unendlicher kolossal irrender Schmerz in schauerhaften Gegenständen harmonisch ausspricht, und die Künstler ausnehmen, die jedoch als trefflich versificierte Abhandlung mit einzelnen tiefen Ideen gelten können. Man brachte ihm der Lektorkränze viele; aber sie kahlten seine Stirn nicht. Er fühlte sich unbefriedigt, und so konnte auch das Beifalljauchzen ihn nicht besonders erfreuen, er suchte Ruhe und Frieden in der Wahrheit und diese in der menschlichen Philosophie und Geschichte; aber mit der letztern glückte es nicht völlig, denn auch das vortrefflichste Talent vermag sie nicht zu erschürmen; und so, mit beschränkter Zeit und bei leiblichem Leiden, vermochte er nur durch schöne Abhandlung manches Einzelne Bedeutende zu erfassen und darzustellen.

§. 23.

Das Publikum kam dabei allerdings zu kurz. Es hatte gehofft, alle halbe Jahre etwa ein neues Trauerspiel, oder doch wenigstens die Fortsetzung des Geistessehers zu erhalten; aber es irrte sehr. Es empfing kritische Abhandlungen, von denen es im Voraus ahndete, daß sie vorzüglich seien aber zu schwer, und die deshalb wenig gelesen wurden. Nur die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, so wie Schiller ihn sich damals dachte, gewährte einigen Ersatz; wäre es auch nur bei manchen flüchtig lesenden, um der Farbenpracht willen, mit der Magdeburgs Flammen gemalt waren, oder wegen der — Kupferstiche, die auf die anziehendsten Situationen hindeuteten. So etwas mag man wohl leiden.

Leider ergriff auch um diese Zeit den edlen Dichter eine lange und schmerzliche Krankheit, von der er nie ganz

genas, so daß er in den späteren Jahren seines Lebens einen großen Theil seiner herrlichen Kraft bedurfte, um nur die Leiden des Körpers mit steter Würde und ruhigem Anstand zu ertragen. Wie ihm das gelang, lebt in dem ruhenden Andenken aller, die ihn kannten.

§. 24.

Neben diesen höchst bedeutenden Dichtern und Schriftstellern, die aber jetzt, wie gesagt, fast ruheten, stand eine Anzahl von mittelmäßigen und verkehrten; und eine Menge von irrigen Tendenzen machte sich in buntem Gemisch nach Kräften geltend. Zuvörderst waren leider die meisten Lautsprecher der Zeit ohne achten und tiefen Glauben an den Christengott, und eben deshalb ohne den achten Glauben an seine Tugend und Menschenwürde. Sie hatten sich auf ihre eigene Hand eine überaus bequeme Religion und Moral verfertigt, und sahen hochmüthig und gemeinlich auf das wackere Volk herab, das sich, Gott sei ewig gepriesen, seinen Herren und Heiland nicht nehmen ließ, und, auf ihm ruhend, Hoffnung gab, daß einst noch bessere Zeiten würden möglich werden.

Es war die Zeit der sogenannten Aufklärung, die, obwohl jetzt längst gerechtem Spott übergeben, dennoch keinesweges ganz eingefärgt worden ist, sondern als wortreicher Schatten noch immer störend genug umher geht. Die herrlichsten Jahrhunderte des regsten Strebens, wie z. B. das sechzehnte, haben sich niemals mit der Aufklärung gebrüstet; sondern, um Tiefe und Klarheit bemüht, erkannten sie ihr edles Streben lediglich für ihre reine Pflicht, deren Uebung sich gewissermaßen von selbst versteht.

§. 25.

Das sechzehnte Jahrhundert war in diesem Geiste fortgeschritten, und, obwohl sein großartiges Handeln nicht

immer mit günstigem Erfolg, in Beziehung auf Verfassung und Verhältnisse der Staaten, belohnt wurde, so zeigte es sich desto bedeutender und rührender im edlen Dulden der herbsten Geschichte. Ganz anders verhält es sich mit dem achtzehnten, das, nach des gefürchteten Ludwigs Tode, mehrere Jahrzehnte fast verschief, und dann beim Erwachen gleichsam im Fluge die größten Gräben auf sich häufen wollte. Es versteht sich von selbst, daß es an wahrhaftiger Größe nicht ganz fehlte, aber der unächten, mit sich selbst liebäugelnden, war denn doch bei weitem mehr als in den früheren Zeiten. Aus diesen redlich-tiefen und kräftig heiteren Zeiten war nämlich der neueren fast nichts mehr recht, wie etwa ein talentvolles aber eitles Kind sich gern über den würdigen aber schlichtverständigen Vater erheben mag. Dazu hat nun jene sogenannte Aufklärung recht eigentlich die Hand, denn sie verspricht groß zu werden mit der größten Bequemlichkeit.

§. 26.

Jene heilige Andacht des Gemüthes, ohne welche jedes Streben eitel ist, jenes Vermögen die scheinbaren Einzelheiten des Lebens anzuknüpfen und zu beziehen auf ein Unendliches, jenes ehfurchtsvolle Eingehen in eine höhere Offenbarung Gottes, die allein, als ewige Ursonne leuchtend und erwärmend, das Menschenleben zu adeln vermag, mit einem Worte, jener still-kräftige, fromm-heitere, altchristliche Glaube, er war längst von frechem Wiß, Halbverstand und Halbgelehrsamkeit angetastet worden, und wenn erst einmal dieser Grund erschüttert worden, so ist leicht begreiflich, wie man dann von einer Grundlosigkeit zur andern herabfällt. Ist jene ewige Säule verloren oder unsichtbar geworden, so sucht man nach andern Stützen, die aber alle den versprochenen Anhalt nicht gewähren können.

S. 27.

Man führte mit dem bestehenden Volk, daß es meistens streng sich dieser neuen Aufklärung weigerte; aber man gab es nicht auf, sondern bemühte sich von allen Seiten her, es für das neue Licht empfänglich zu machen, wozu bekanntlich Hohlheit gehört. Man hätte ihm gern seine Bibel genommen, und versuchte, ihm Auszüge voll thörichter Anmerkungen in die Hände zu spielen. Man entriß ihm die alten kernigen Gesangbücher, und gab ihm statt dessen neue, in denen viel Mittelmäßiges, Gutes und Nützliches war, nur vom Christenthum wenige Spuren, so daß manche darunter von exträglich klugen Griechen und Römern, doch zufällig in deutscher Sprache verfaßt zu sein schienen. Man lästerte und spottete über die redlichen alten Hausbücher, die dem Volke, das von Natur zur Poesie und Geschichte neigt, mit Recht theuer waren, und, ohne zu begreifen, welch' ein rein poetischer Sinn in jenen alten Vätern vom hörnernen Siegfried, von den Heimons Kindern, vom Kaiser Octavian, Faust, Genoveva, Wagners u. s. w. waltet, ein Sinn, der durch die theils schelmbar, theils wirklich unbeholfene Darstellung im tiefen Innern nicht gefährdet wird, versuchte man, an deren Stelle andere sogenannte kluge und nützliche Bücher zu setzen.

S. 28.

Nun sie waren darnach, diese neuen Bücher. Sie enthielten Gesänge, in denen Gott gelobt wurde für die Erndte; aber ohne Christus, — — Geschichten, die vor dem Laster der Trunkenheit warnen sollen, Anweisungen Scheintodts in's Leben zu bringen, Rosenzuckchen zu backen, und Diersuppe statt des gefährlichen Kaffees zu bereiten, tief sinnige Bemerkungen über Gespenster, nebst einer

Anzahl von Geschichten, in denen sich jeder Spuk in eine polternde Kage, oder in ein bei Mondschein aufgehängtes und eben deshalb unheimlich schimmerndes nasses Handtuch auflöset u. s. w. Zuletzt ging man geradezu darauf aus, die ganze Phantasie des deutschen Landmannes ums Leben zu bringen, ein Unternehmen, das von einigen phantastischen Skribenten zuweilen mit wahrer Wuth getrieben ward.

— Doch, wie gesagt, mit dem Volke wollte es den Aufklärern nicht recht gelingen. Es fand die neueren Bücher mit Recht theils langweilig, theils überflüssig, denn was etwa Gutes darin war, das wußten die denkenden Bürger und Landleute, deren es bei weitem mehrere giebt als die hochmüthige Leichtgläubigkeit mancher Städter zugeben will, unleugbar besser als die Schreiber. Dennoch zeigten sich die nachtheiligen Spuren jener Einwirkung genugsam, denn, so gutgeartet auch das Volk ist, so fehlt es doch nicht an leichtgesinnten Individuen, deren lockeres Innere dem neuen Schimmerlicht sich gern öffnete, und es mußte dergleichen Leuten gar wohl gefallen, daß jetzt nicht mehr, wie ehemals, von Reue, Buße und Besserung die Rede war, sondern von angenehmer Lebensflugsucht und lustigem Veruügen des Augenblicks. Hölle und Teufel zu leugnen, (obwohl die Furcht vor ihnen zuweilen um Mitternacht und auf Kirchhöfen wiederkam) war der Wehrheit schon ein Leichtes, doch weiter zu gehn in der Schlechtigkeit und etwa die Gottheit Christi zu bezweifeln, blieb das traurige Vorrecht einer großen Anzahl von verdächtlichen Scribenten.

S. 27.

Man wandte sich jetzt an die Jugend, und empfand zuvörderst mit derselben ein ausnehmendes Mitleiden, weil die Erziehung derselben bisher so barbarisch betrieben wor-

den sei. Es hatte nämlich mit dieser Erziehung seit vielen Jahrhunderten seine gewiesenen Wege gehabt. Gottesfurcht und strenger Gehorsam gegen die Eltern und Lehrer waren die Grundlage gewesen, worauf dann eine gewaltige Anstrengung und dauerhafter Fleiß in alten Sprachen und Wissenschaften, nicht immer ohne Schweiß und Thränen, folgte. Es hatte aber das alles durchaus nicht geschadet, sondern es waren, wie besagte Jahrhunderte beweisen, gar wackere, geistreiche Jünglinge und Männer daraus erwachsen, zur Freude aller, welche Geschichte studiren. Jetzt fiel aber den Aufklärern unglücklich ein, das seien alles grausame und ungebildete Jahrhunderte gewesen, die sich deshalb auch grausamer Mittel bedient hätten. Das müsse alles anders werden, und von Thränen und Schweiß dürfe bei der lieben Jugend gar nicht die Rede sein. Die alten Sprachen seien zwar nicht ganz zu verachten, doch sei die Grammatik gar zu fürchterlich, und das eifrige Studium derselben könne leicht dem Unterleib der Knaben beträchtlichen Schaden zufügen. Man möge nur gleich mit dem Cornelius Nepos, und den aelopischen Fabeln anfangen. Es lasse sich doch erträglich überlesen, und das alte Vorurtheil, daß nur der eine Sprache wahrhaft verstehe, der sich mit Sicherheit in derselben ausgesprochen könne, müsse ja eben ausgerottet werden.

§. 30.

Ueberhaupt sollte man, meinten die neuen Aufklärer und Erzieher, nicht zu viele Zeit auf die Erlernung der alten Sprachen wenden; die französische und englische seien bei weitem zweckmäßiger, schon um der Friedensverträge und des Handels willen. Auch die Erdkunde und Naturgeschichte sei nützlich genug, besonders da Unbekanntheit mit derselben auch lächerlich machen könne. Zu Verstandes-

übungen eigneten sich besonders Räthsel und Charaden. Mit einem Worte, es sei endlich Zeit, der alten Barbarei den Rücken zuzukehren, und sich auf anmuthige Leichtfertigkeit zu legen.

Man legte sich nun auch wirklich darauf, fand sich aber doch nach Jahr und Tag ein wenig ermüdet, und in einem Zustande, der das Verbergen der innern Längenweils nicht immer gelingen läßt.

S. 31.

Wahrhaft blühend war unter den Künsten nur die Musik, für welche unter allen Völkern die Deutschen die meiste Anlage, und für deren Übung sie bereits länger als ein Jahrhundert die meiste Kraft aufgewendet haben. Hier war die alte Gründlichkeit nicht auszurotten; nur daß der traurige Umstand leider zu erwägen ist: die Musik, die jüngste Tochter der Poesie, mußte sich ohne ihre ewige Mutter behelfen. Sie irrte deshalb in seltsamer Einsamkeit umher, und ihre tiefe Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Mutter konnte oder wollte man weder verstehen, noch befriedigen.

Auf die Poesie waren überhaupt die Aufklärer übel zu sprechen, und man war nicht abgeneigt, sie für eine geniale Landstreicherin zu erklären, der man billig einige Wassereimer oder schwere Fruchtkebe in die Hand geben müsse, damit sie nur etwas zu tragen habe. Lehrende, beschreibende Gedichte und — Leberreime nach der Tafel ließ man sich jedoch einigermaßen gefallen, so wie auch ausländische Dichter noch ein wenig galten, da man ja — Vokabeln aus ihnen lernen, oder sie wohl gar herausgeben konnte. Die größte und herrlichste sichtbare Degradation der ewigen Gnade: „ein christlicher Dichter,“ schien fast gleichbedeutend einem — Räthsigdänger.

S. 32.

Da aber das Volk sich nicht alle Poesie nehmen lassen will, so drängte es sich besonders um die Bühne; nur daß leider für dieselbe wenig bedeutende Dichter in unserm Vaterlande aufstanden, und die Direktoren meistens nur das Geld; oder das Amüsementsprinzip vormalten ließen. So diente sie fast nur den Geschmack noch mehr zu verwirren und die Gemüther zu verweichlichen, worüber späterhin noch genauer geredet werden dürfte.

Wenig begünstigt war die Malerkunst, obwohl manche ausgezeichnete Künstler ein besseres Glück verdienten, von denen einige sogar um des Erwerbs willen zur bloßen rasch schmeichelnden Portraitmalerie ihre Zuflucht nehmen mußten. Für die Bildung des Publikums in Beziehung auf die Malerei geschah fast gar nichts, so daß auch hier die Geschmacklosigkeit im Urtheil bis in das Ungeheure ging, und man überhaupt verhältnißmäßig nur wenige fand, die ein Bild auch nur recht anzusehen verstanden. Die großen alten Meister waren fast vergessen oder nur obenhin gewürdigt, und die herrlichen Kunstschätze in Dresden, Wien, Düsseldorf u. s. w. fanden bei den Betrachtern nur selten die geweihten Augen, denen sie ihre ganze Herrlichkeit aufschließen kann. Das brave, gelehrige und empfängliche Volk war gänzlich unschuldig, und genos so weit es vermochte.

S. 33.

Mit der Kritik der schönen Künste überhaupt stand es so, daß wir fast wünschten, dieses Kapitel größtentheils überschlagen zu können, da das Unerfreuliche überwiegend erscheint, und das Lehrreiche nur selten hervorragt.

Wenn wir erwägen, daß wir — früherer guter und wohlmeinender Analytiker sehr nicht zu gedenken — Lessing,

Herder und Kant gehabt oder noch hatten, denen denn doch auch einige talentvolle Schüler folgten, so muß man wahrhaft erschrecken über die Schläfrigkeit, Dürftigkeit und Gemeinheit, mit welcher, in den achtziger Jahren, in den beiden gelesesten Journalen, der deutschen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Kritik der schönen Kerkünste gehandhabt wurde. Menschen, die gar nicht nöthig gehabt hätten, ihren Namen zu verschweigen, da er ohnehin namlos war, Leute mit jähem oder trockenem Gemüth, die, wenn sie sich selbst nur ehrlich hätten ausforschen wollen, sich hätten gesehen müssen, daß ihnen sämmtliche Poesie und Philosophie ein Ekel und Gräuel, oder doch wenigstens ein wahres Kreuz und Leid war: dergleichen Personen bekamen jetzt den Auftrag, über Klopstock und Wieland, Goethe und Schiller zu urtheilen. Sie urtheilten auch wirklich. Nicht etwa wie der Chinese in Rom, dessen Geschmacklosigkeit doch wenigstens eine Art von historischem Interesse erregt, sondern nicht selten mit Irokesenrothheit und platt hintappenden Wuth, oder mit Maulwurfsblindheit und gemeinem Phylisterspaß.

Man achte diesen Umstand nicht für gering, weil er jetzt halb und halb vergessen ist, und die Werke selbst, wie sich von selbst versteht, geblieben sind, wie sie waren, ähnlich den Gestirnen, die ruhig ihren Lauf fortsetzen, möge auch thörichtes Gekill und Geheul gegen sie anstehen. Immer bleibt es dennoch höchst widrig, wenn schwätelge Lastträgerläufe den zarten Dichterkranz anfassen; und, wenn es lange ungestraft geschieht, so verlernt zuletzt der große Laufe, was ihm so höchst nöthig ist: die Vorsicht gegen höhere Geister. Sich selber des Straubes bewußt, in welchem er wählt, zieht er gern das Vortreffliche mit hinein,

um nur der lästigen Ehrerbietung zu entgehen, die nur freie Gemüther mit Lust und Freudigkeit üben.

S. 34.

Doch auch hier soll nichts Trostloses ausgesprochen werden, und stets möge anerkannt sein, daß der Kern des Volks unendlich besser war und urtheilte, als die meisten der lauten Sprecher. Unter den leisen Sprechern waren manche sehr geistreiche, z. B. Georg Forster *).

In dieser Hinsicht ward sehr eine bessere Zeit wenigstens vorbereitet. Zwar ging die allgemeine Literaturzeitung, welche 1785 zu Jena errichtet wurde, anfangs meistens nur auf der vielbefahrenen Landstraße, vielleicht um nicht sogleich das gewöhnliche Publikum zu verschüchtern; doch zeigte sich wenigstens auch sehr schon, obwohl sie manche verkehrte Tendenzen der Zeit theilte, ein regeres Leben, und im Gebiet der schönen Künste finden sich bereits im Jahr 1788 einige ansehnliche Beurtheilungen, die eine bessere Zeit andeuten, die denn auch durch Schiller und Wilhelm Schlegel späterhin hervorgerufen wurde, wovon weiter unten wird geredet werden.

Die Göttinger Zeitung war lehrreich und gründlich, so bald von historischem Wissen die Rede ist; ruhend aber in der hergebrachten Philosophie, die nicht selten mit jenem verwechselt ward, und wenig erspriesslich, ja oft ganz dürr in der Kritik der schönen Künste.

S. 35.

Wir haben für nothwendig gehalten, alle diese Verhältnisse kürzlich anzugeben, um die erste Frage, welche in

*) Als Kunstkennner leiste, leider nicht so als Politiker, wo Letzteres ihn nicht selten hinderte, klar zu sehen.

diesem Werke aufgeworfen werden mußte: „Wie fand die Zeit des Ausbruches der französischen Revolution die Deutschen, in Beziehung auf Leben und Kunst?“ wenigstens in einzelnen Umrissen, so gut wir es vermochten, zu beantworten.

Nicht entsteht nun die zweite Frage: „Wie wirkte das neue Leben, das sich jetzt in Frankreich zu gestalten schien, oder wenigstens von dort her verkündigt wurde, auf die Deutschen?“ Ich fühle sehr wohl die ungeheure Wichtigkeit dieser Frage, und daß es keinesweges dem Einzelnen möglich sein könne, sie erschöpfend zu beantworten; dennoch tröstet mich der Gedanke, daß hier selbst ein kleiner mit Bedacht und wohlmeinend gegebener Beitrag nützlich sein könne, und so werde denn ein solcher anspruchlos versucht.

Die Ideen von ursprünglichen Menschenrechten, Menschenwürde, Gedankenfreiheit, ewiger Perfektibilität, Gleichheit der Personen vor dem Gesetz u. s. w. waren in Deutschland keinesweges neu, sondern in manchen Schriften theils leise verkündet, theils kräftig ausgesprochen worden. Ja es hatte unter andern der Lieblingsheld des gesammten deutschen lesenden und Dramen hörenden Publikums, der Marquis von Posa, gar viel hieher gehöriges von der Bühne herab verkündet. Zwar hatte er manche dieser Gedanken in eine nicht jeglichem zugängliche philosophische Sprache gehüllt, und es ist nicht zu erwarten, daß j. W. der naturphilosophische Satz, daß selbst in den todten Räumen der Verwesung noch die Willkühr sich ergöße, dem größern Publikum werde verständlich gewesen sein; dennoch röhren in der höchst richtigen, für die Bühnendarstellung freilich halb zerstrichenen Unterredung mit Philipp manche gar bedeutende Worte kräftig durch; und die Bitte um „Gedankenfreiheit,“ die sogar von einem Kniesall be-

gleitet zu werden pflegt, ist wohl jedesmal mit gebührender Andacht vernommen worden.

§. 36.

Weniger aber als alle Schriften und Dramen hatte das eigne Herz und der innen wohnende Trieb nach edler Freiheit die Deutschen gelehrt, und wenn auch leider vaterländische Geschichte nur sehr dürftig getrieben ward, so war doch wenigstens der herrliche Hermann, seine Baldschlacht, und was sie geleistet, nicht ganz vergessen. So war auch Luther in dem Herzen der Deutschen, und man ahndete, was uns in ihm und durch ihn geschenkt worden. Aber eben weil man unendlich besser war und viel Besseres hatte und wußte, als die meisten Franzosen, so ist es nur durch die übertriebene Bescheidenheit der Deutschen erklärlich, daß sie annahmen, von ihnen in Dingen dieser Art das lehren zu können.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß sich schon seit langer Zeit eine gewisse Masse von praktischer Staatsklugheit in Frankreich entwickelt hatte, die manches Lehrreize auch für die Nachbarn enthalten dürfte; aber von einer solchen ruhigen Klugheit zeigten sich gerade jetzt nur schwache Spuren, und nur ein kleiner Theil von dem, was jetzt geschah, und wie es geschah, konnte des Lobes würdig sein; gar nichts aber der Nachahmung, denn kein Volk überhaupt soll das andere nachahmen, sondern ein jegliches sich selbst berathen nach seinem Gemüth und seinem Geist.

Jetzt war Frankreich in flammender Leidenschaft, und eine solche kann nur zerstören, nicht bauen. Wir wollen ihr das nicht vorwerfen; wohl aber daß diese Leidenschaft und diese Flamme nicht rein war, sondern auch hier sich das alte leider unvergeßliche Wort von der Vereinigung des Tigers und des Affen geltend machte. Dennoch bleibe es

stets fern von uns, dem gesammten Volke Schuld zu geben, was den Einzelnen, obwohl freilich viele trifft.

§. 37.

Wir finden ferner gar wohl begreiflich, daß manches, was in den allerersten Monaten oder Jahren der französischen Revolution geschah, den Deutschen in der Mehrheit gefallen konnte. Alles aber, was geschah, ward mit pathetisch erhabenen, wüthigen oder wild flatternden, zuweilen auch wohl mit wahrhaft edlen Reden begleitet, in denen manches höchst imponirend war, besonders für ein Volk, wie das unsrige, das selten redet und wenig, ganz unähnlich den süds und westlichen Völkern.

Wie gesagt, wir wollen das alles nicht bloß begreiflich finden, sondern gern entschuldigen; halten es aber für fast unbegreiflich und höchst betrübt, daß die gute Meinung von dem, was in Frankreich werden sollte, sich auch dann noch in Deutschland erhielt, als in dem Nachbarlande sich der Mangel an edlem Anstand, der stets auch in der feurigsten Leidenschaft walten soll, und zuletzt sogar die entschiedenste Unsitlichkeit sich klar genug zeigte. Auch hier wirkte die Ueberbescheidenheit und Uebergutmüthigkeit unseres Volkes, welches andern selbst das verzeiht, was es sich niemals vergeben würde; wozu es freilich auch nie Gelegenheit gehabt, da es solche Unthaten, wie jetzt seitens der Ardennen geschahen, niemals begangen hat, und niemals begehen wird. Man hoffte noch immer, es werde aus der allgemeinen Zerstörung etwas Ersprießliches gedeihen und aus dem Bösen Gutes entspringen; aber man hätte das nicht hoffen sollen, denn nicht bloß im Leben des Einzelnen, sondern auch im Leben der Staaten gilt jener alte Ausspruch von dem Fluch der bösen That, der eben darin besteht, daß sie stets neues Böse gebären muß.

S. 38.

Leider aber müssen wir noch das trübe Wort hinzusetzen, daß diese Verblendung in den Gemüthern eines großen Theils der Deutschen auch dann nicht aufhörte, als unser Vaterland bereits im Kriege mit Frankreich war, und daß man nicht selten hoffte, die Franzosen würden stehend uns Gutes bringen.

Wir erwägen hierbei zuvörderst: Kann denn überhaupt jemals etwas wahrhaft Gutes von außen her uns gebracht werden? Nimmermehr. Es muß aus uns selbst erwachsen, in uns und durch uns selbst gedeihen, oder es bleibt stets etwas Fremdes, das gar nicht unser werden kann. Verfassung, Sprache, Bildung muß sich ein Volk selbst geben und niemals kann es durch Erborgtes befriedigt werden, so wie denn auch die Geschichte lehrt, daß, wie dem einzelnen Menschen, so einem ganzen Volke, selbst das Glück nicht aufgedrängt werden kann.

Ferner: Selbst wenn jener Irrthum keiner wäre, und es gelten möchte, daß eine Nation von der andern Verfassung und Bildung leihen könnte; wann wäre uns aus Frankreich jemals etwas wahrhaft Erfreuliches, Ersprießliches, mit einem Worte: etwas entschieden Gutes gekommen?

S. 39.

Seit dreihundert, ganz besonders aber seit zweihundert Jahren, hat Frankreich jedes Feindselige, was sich öfentlich oder heimlich üben ließ, gegen Deutschland wirklich geübt, und die Blätter unserer Geschichte sind mit Blut geschrieben, so oft von dem Verhältnisse zu diesem Nachbarlande die Rede ist. Aber die Mehrheit unsers Volkes kannte seine eigene Geschichte nicht, oder hatte kein Gedächtniß.

Als die Deutschen in einem edlen Kriege, dessen erster Anfang auf einer heiligen Idee gegründet war, fast zwanzig Jahre lang ihre besten Kräfte gegen einander gewandt und sich selbst halb zersüßet hatten, da nähete sich Frankreich sehr schmeichlerisch, mischte sich mit widriger Pöflichkeit (es giebt kein anderes Wort) in den edlen Kampf, um am Ende den fast verbluteten Partheien den elenden Frieden vorschreiben, sich selbst aber mit reichen und schönen deutschen Ländern bedenken zu können (1643). — Doch das war alles vergessen.

Dann mischte sich Frankreich auch in die innern Angelegenheiten unsers geliebten Vaterlandes, und da es misslang, einen französischen Prinzen auf den Thron des großen Karl zu heben, so war sehr kein Maas und Ziel mehr für die Feindseligkeiten der Fremden. Ist es denn möglich? Hattet ihr Deutsche wirklich vergessen, wer den schändlichen Frieden von Nimwegen hervorrief und . . . brach? Wer den großen Kurfürsten von Brandenburg in seiner Heldenslaufbahn störte, ein sonst edles Volk gegen ihn zum Friedensbruche zwang, und, da endlich fast halb Europa gegen ihn aufgewiegelt worden war, ihm den Frieden von St. Germain aufnöthigte? Hattet ihr vergessen, von welcher Seite her die Reunionskammern erschaffen wurden? Wer Strasburg mitten im Frieden wegnahm? Wer den Türken Waffen, Listen, Anführer lieh, um Deutschland zu überwältigen, wenn erst die edle Kaiserstadt überwältigt worden wäre, was nur durch ein halbes Wunder abgewandt wurde? Hattet ihr vergessen, wer euch den herrlichen Rhein rauben wollte und zur Hälfte auch wirklich raubte? Wer die Pfalz mit zweckloser, nie erhörter, und nie zu vergessender Grausamkeit verwüstete? wer so viel hundert Städte, Flecken und Dörfer den Flammen Preis gab?

gab? die Gruft eurer Könige erbrach und mit ihren Gebeinen ein verruchtes Spiel trieb? Hattet ihr den ganzen spanischen Erbfolgekrieg vergessen? und das Betragen der Fremden in dem euch noch so nahe liegenden siebenjährigen Kampfe? Und — was noch besonders hervortritt — hattet ihr den endlosen Hohn vergessen, mit dem die Sprecher dieses Volks euer übergutmüthiges Vergessen und eure überfreundliche Buneizung bezahlte?

S. 40.

Ich will nicht weiter so fragen, sondern nur antworten: Ihr hattet das alles vergessen; und nicht bloß vergessen, sondern ihr standet fast das ganze achtzehnte Jahrhundert lang mit dem Gefühl und mit der Geberde der Verehrung vor Frankreich, und selbst jener eben genannte gräßliche Umstand, daß man selbst eure Verehrung und Anbetung nicht selten höhrend ablehnte, machte euch nicht sonderlich irre. — Heil und Ehre sei allen denen, die sich während jenes Jahrhunderts diesem unfreien Verhältnisse widersetzen und Euch den eignen Werth kennen lehren wollten; diese vortrefflichen Männer sind die ächten Repräsentanten des wahren Deutschlands; aber in dem Geschrei der sündhaft leichtsinnigen Menge drang ihr reines Wort nicht genügend durch, und diese Wahrheit gab jene Zeichen, die wir genannt und kurz geschildert haben.

S. 41.

Es entsteht jetzt die Frage, die sich nach dem eben erwähnten theilweise fast von selber beantwortet: „Welche Richtung nahmen die schriftstellerische Thätigkeit der Deutschen in den ersten Jahren der französischen Revolution?“

Wir antworten mit sehr kurzen Worten: die Richtung ward größtentheils politisch, aber nicht rein politisch; ersahen, wie sich von Männern hätte erwarten lassen, von denen Manche die Geschichte mit redlichem Fleiß studirt zu haben, und Thucydides, Tacitus, Macchiavell u. s. w. zu kennen schienen. Das hohle Phrasengeflatter, das von Paris aus ertönte, und billig einem Jeden, insonderheit aber jenen sogenannten Kennern hätte unerträglich sein müssen, fand offene Ohren und empfängliche Herzen. Es ward auf hundertfache Weise wiederholt, und man spähet nach neuen Wegen, um ihm desto bessern Eingang zu verschaffen.

Es ist kein sonderlicher Trost, daß an den gemeinen Seelen, deren sehr allerdings gar viele ergriffen wurden, nicht viel verloren gegangen sei; denn es wurden auch bessere Gemüther angetastet, und Männer gingen unter in Irrthum, die höchst Bedeutendes für Wissenschaft und Kunst hätten leisten können, und auch wirklich theilweise geleistet haben. Wir wollen hier nur Georg Forster nennen, an dessen Geschick wohl niemand ohne Schmerz zu denken vermag, und fast auch Huber, dessen feiner, wenn auch nicht sehr tiefer Geist, dergestalt verletzt wurde, daß wir den größten Theil seiner politischen Schriften als einen bl. gen Irrthum betrachten müssen. Genaue Kenntniß der deutschen Geschichte und — des Tacitus hätte sowohl den Irrthum als die Schriften, die aus ihm hervorgingen, unmöglich gemacht.

§. 42.

Was aber ganz besonders zu betrauern ist, war die Unterbrechung der Deutschen in ihrer producirenden Kunstthätigkeit, welchen Umstand wir genau betrachten müssen.

Es hatte vor kurzem in Deutschland eine Zeit ge-

herrscht, die man die *Sturm- und Drang-* und *Empfindsamkeitsperiode* zu nennen gewohnt ist. Es war eine im Ganzen erfreuliche und achtungswerthe Zeit, denn es fand sich ein bedeutender Fond von schaffender Kraft. Freilich producirte man auch oft fröhlich darauf los, in den Tag und in die Nacht hinein; mitunter sogar der Formlosigkeit sich freuend, und auch der bessern Regel übermüthig spottend. Fern von uns sei, dergleichen Beglinnen zu loben, doch möge nie vergessen werden, daß diese Periode als eine nothwendige Stufe in der Bildungs- und Kulturgeschichte der Deutschen dasteht, und daß selbst das größte deutsche Künstlergenie, Goethe, in der allerfrühesten Zeit seines Wirkens einen laien Anhauch von jener Periode nicht verschmähte.

Aber das war jetzt größtentheils vorbei. Man hatte eingesehen, daß es mit dem *Stürmen und Drängen* doch nicht viel auf sich (vielleicht auch in sich) habe, und daß die *Empfindsamkeit*, wie sie nicht selten — getrieben worden, doch wohl ein wenig in das Leere gehe und wohl gar weichlich und überreizbar mache. Eine solche Einsicht scheint allerdings Lob zu verdienen, und wir wollen das ihr zukommende keinesweges versagen; doch kann es wohl nur ein beschränktes sein, da sie meistens nur aus Müchternheit hervorging, und das positiv Bessere nicht so leicht zur Stelle geschafft werden konnte. So begnügte man sich denn jetzt, jener freilich nur halb gelungenen Gewitter- und Mondscheinscenen, so wie der alljubäischen Thränen, Gräber und Dolche zu spotten, bis endlich das größere Publikum, der ganzen Sache überdrüssig, sich weder für die Spottenden, noch für die Verspotteten mehr interessirte, sondern gelassen darauf los genoß und las, was ihm in die Hand fiel.

§. 43.

Klopstocks Poesie nahm sehr einen fast ganz politischen Schrug, und im Anfange rief auch er den Franzosen, in mannigfaltigen und wohlgefügtten Veremaken, seinen Beifall zu. Aber rechtlich und stillsch, wie er war, sah er sich bald gendthigt, den Beifall zuruck zu nehmen, und manche rasselnde, doch gerechte Schelte. Ade entströmte sehr seinen Lippen. Aber die Poesie wurde weder durch das Loben, noch durch das Schelten sonderlich gefördert. Nach Königs Ludwigs Hinrichtung, die sein Gemüth mit gerechtem Zorn erfüllte, kehrte er nur selten auf den alten Gegenstand zurück; doch war er bereits zu tief verletzt worden, um sich wieder ganz erholen zu können. Dazu kam das Alter, denn leider dürfen wir nicht verhehlen, daß der treffliche Mann dem Einflusse der Jahre zu sehr nachgab, worüber sowohl seine Werke, als auch die zur öffentlichen Kunde gekommenen Unterhaltungen mit einigen berühmten deutschen Schriftstellern (Döttinger, Matthiffon u. s. w.) genügenden Aufschluß geben.

§. 44.

Wielands Theilnahme an den neuen Weltbegebenheiten war von einer besondern Weise, und das Publikum konnte sich nicht darein finden, ob er eigentlich günstig oder ungünstig von der französischen Staatsumwälzung denke, und ob er die Ansichten billige, aus denen sie hervorgegangen. Uns dünkt, daß sein fröhlicher, nach reichem Genuß strebender Geist, sich überhaupt nur ungern zu jenem finstern Schauspiel hinziehen ließ, daß er aber, weil man gewissermaßen zu verlangen schien, daß jeder deutsche Schriftsteller von Gewicht seine politische Ansicht mittheilen solle, sich doch zuletzt nicht erwehren konnte, auch seine Meinung auszusprechen. Da dies nun aber eben nur eine

Meinung war, die sich auch für nichts anderes ausgab, so hatte sie schon um deswillen das Recht, sich mitunter ein wenig zu verändern, so wie denn überhaupt in der damaligen Zeit eine vollendet fest stehende Ueberzeugung zu den größten Seltenheiten gehörte, weshalb auch Wieland kein besonderer Vorwurf hierüber treffen kann. In der spätern Zeit sprach er gar nicht mehr öffentlich über eine Angelegenheit, die seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte.

S. 45.

Goethe's Ansicht war ohne Zweifel eine fest stehende, da in seinem durchaus klaren Geiste ein stets reines Sein erscheint, und so, dankt uns, wirkte jenes französische Schauspiel, und die Folgen, die es auf Deutschland ausübte, nothwendig unerfreulich auf ihn. Aber er hat nicht für gut gefunden, uns seine tiefere Ansicht mitzutheilen, sondern nur in einigen wenigen Andeutungen eine gewisse Unbehaglichkeit verrathen, die ihm durch jene neuen Verhältnisse gekommen. Es war deshalb wohlgethan, dieses Gefühl gelegentlich und leicht hin auszusprechen, um es auf immer zu entfernen. Wer würde ihm nicht Recht geben, wenn er erklärt, daß der Stolz der Aristokraten wenigstens höflich sei, da im Gegentheil ein ächter demokratischer Spitz (es ist natürlich lediglich von französischen die Rede) hochmüthig grob sei, und nach dem seidenen Strumpf klasse? Allein es ist doch wohl mit Epigrammen dieser leichtern Art wenig ausgerichtet, wenn sie auch den tiefen Hintergrund abhuden lassen.

Dieser wird bei Goethe deutlich durch seine anderweitige literarische Thätigkeit in dieser Zeit. Er gab ein Lustspiel, „der Groß-Cophta,“ das fein und bedeutend dennoch eines gewissen äußeren Lebens und Feuers zu ermangeln

scheint, und eben deshalb mit übertriebener, ungerichter Kälte von den an überderbe Zeichnung Gewöhnten aufgenommen wurde. Selbst der Umstand, daß dieses Lustspiel unmittelbar die Zeitmeinung und Zeitgespräche berührte, indem es einen entlarzten Wundermann darstellte, den damals einige zwanzig Journale mit Erfolg entpurzten, wollte nicht viel versagen und jünden, denn das Stück war doch zu fein und zu vornehm für die Menge.

S. 46.

• Ferner gab Goethe einen Theil seiner Reisebeschreibung nach Italien, die sehr ausnehmend rühmen müssen, da wir hier sehr klar sehen, wie man klar sehen und schildern müsse, wobei denn auch der Zauber des köstlichsten Stils gewissermaßen mitbedingt ist, und sich fast wie von selbst versteht. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hat in dieser Art nichts Gleiches aufzuweisen.

Selbst einer gewissen, nur halb und halb zu rechtfertigenden Neugier kam der Dichter hier zu Hülfe, indem er uns die Familie und den Stammbaum des berüchtigten Tagliastro kennen lehrte, wodurch gewissermaßen eine Novelle entstand, die, auf Wahrheit gegründet, einige merkwürdliche kleine Gemälde aufzeigte. Aber das Publikum war kalt und blieb kalt, und las lieber die im Nationalconvent gehaltenen Reden, das graue Ungeheuer, den *Revolutions-Almanach*, u. s. w., je nachdem man aristokratisch oder demokratisch dachte, bei welchen Worten indessen sehr oft leider wenig Reelles gedacht wurde.

Erklärlich ist, wenigstens dem Verfasser dieses, die Kälte wohl, mit der jetzt Goethes Bearbeitung des *Reisefuchs* aufgenommen ward, denn allerdings möchte sich wohl der Hexameter für dieses Gedicht nicht eignen; doch könnte man auch wohl noch weiter gehn und

behaupten, daß die ganze hochdeutsche Sprache sich für das-
selbe nicht eigne, indem die meist sehr unliebenswürdige
Pöflichkeit des Helden durch die plattdeutsche Sprache des
Originals eine gewisse Wilderung zu erhalten scheint, die
sehr nöthig sein dürfte.

Ueber Goethe ist aus diesen Jahren, so viel mir
bewußt, fast gar nichts bedeutendes zu lesen, mit Aus-
nahme der Huberschen Recension seiner neuern Schriften in
der allgemeinen Literaturzeitung. Sie enthält den sehr
richtigen Gedanken, daß auch in dem kleinsten Werke des
großen Dichters die Linie des Arelles nicht zu verkennen
sei, obwohl man freilich den Wunsch nicht unterdrücken
könne, daß er doch jetzt häufiger mehr als solche Linien
geben wolle. Dieser letzte Nachsatz enthält jedoch wohl eine
kleine Ungerechtigkeit, denn selbst der, welcher alles hat,
kann nicht immer alles geben. Die eingestreuten Ver-
merkungen über die Geruhigkeit des Publikums bei dem
Gedanken, einen solchen Dichter zu besitzen, sind sehr ge-
recht und in einem Tone gehalten, der sich sehr vorthells-
haft auszeichnet, von der gewöhnlichen Werkeltags- und
Current-Ironie der damaligen Zeit.

S. 47.

Auch auf Schillers erhabenen Geist machte der An-
fang der französischen Staatsumkehrung einen sehr bedeu-
tenden Eindruck; allein, da sich nur zu bald ein unstill-
ches Streben in dem Streite der Partheien zeigte, so
wandte sich sein reiner Sinn bald unwillig von diesem
Schauspiele ab, und eine „große Liebe zum Vaterlande“
kam (wie er selbst an einen würdigen Freund schreibt) in
seine Seele. Einer solchen Liebe hatte er wohl nie ent-
behrt; aber sie mußte ihm freilich jetzt noch klarer werden,
da eine abermalige Erfahrung ihn belehrt hatte, daß das

Gute nicht von außen komme. Aber wir finden sein Gemüth (insoweit wir von den vorhandenen Schriften schließen dürfen) um diese Zeit tief verlehrt, nicht selten sogar finstern und herbe; doch nie ruhend und stets nach manchen Seiten hin strebend, eine noch höhere Klarheit und Sicherheit zu gewinnen. Als Dichter zeigte er sich von 1780 bis 94 sehr selten, fast nur in einigen didactischen Poesien und Uebersetzungen, und in seinem Fragment „der Menschenfeind“ wohnt eine schmerzlich-trübe Bedeutung, wogegen Shakespears Timon wahrhaft beruhigend erscheint. Da einer unbegrenzten und klaren Ehrfurcht für die Idee der Poesie, schien er sich jetzt ihre Freuden fast zu versagen, und er suchte die Sicherheit in der Philosophie, Kritik und Geschichte.

Für die Kritik begann jetzt durch ihn eine neue und höchst ehrenwerthe Epoche.

. S. 40.

Ausgerüstet mit jeder Kraft, die zur ächten Kritik führen kann, und, selbst einer der größten Dichter, die Deutschland jemals gehabt, stand er jetzt fast überstreng und gebietend da, nicht anderer schonend und nicht seiner selbst. Im steten Streben nach Bildung war jegliche Nothheit das Ziel seines unbegrenzten Hasses, und die geniale Nothheit, der er sich selbst seit kurzem entrungen hatte, verabscheute er selbst vielleicht am meisten, ganz im Geist des rein Tugendhaften, der stets mit der eignen Besserung beginnt. Schade nur, daß sich jede Einseitigkeit, auch die erhabenste, rächt, und daß er, menschlich irrend, mitunter auch wohl die tiefbedeutenden Laute einer vollen und unglücklichen Brust für — roh erklärte. Von diesem Fehler ist er nicht frei zu sprechen in der mit Recht sehr berühmten Kritik der Bürgerischen Gedichte, so wie denn

auch der Umstand wichtig ist, daß er zuweilen eine gewisse Reineheit in der Wortstellung und Eleganz der Reime, eben weil er sie selbst nicht besaß, mit zu großem Lobe belegte.

Dennoch, wir wiederholen es gern, gehört ihm eine der ersten Stellen unter den Kritikern aller Völker, und es ist selbst aus seinen Irrthümern sehr viel Gutes zu lernen, denn es sind großartig einfache Irrthümer, die ihm keine schwächliche Natur, deren Unglück ist, im Irren zu irren, nachzumachen im Stande sein dürfte.

S. 43.

Am einsamsten, dünkt uns, mag in der damaligen Zeit Herder gestanden haben. Der Schein ist freilich gegen diese Meinung, denn gar manche aus der sogenannten alten Zeit versammelten sich wohl um ihn, und da vermutlich schöne literarische und nicht-literarische Erinnerungen ihn an sie knüpften, so ist hier freilich ein recht würdiges menschliches Verhältniß möglich gewesen. Aber als Schriftsteller erscheint er so hoch, daß er wohl nur selten begriffen oder auch nur geahndet ward, wobei denn auch nicht zu verhehlen ist, daß zuweilen das Vortrefflichste dicht neben dem Unerfreulichsten in seinen Schriften gefunden wird. Er war zu reich, um den Halbreichen zu gefallen, zu herbe für die Wilden, und zu milde für die Herben, zu christlich für die ästhetischen Heiden, und zu heidnisch:cosmopolitisch:wissenschaftlich für die — Spener der Zeit, falls es solche gab. Wir glauben, es giebt in keiner Literatur seines gleichen, und wir meinen dies sowohl in Liebe als in Abneigung, in Lob als in Tadel für ihn. Auf die Zeit hat er leider bei weitem weniger gewirkt als zu wünschen gewesen wäre, und er auch nach seiner Geistesfülle vermocht hätte; aber er war für das größere Publikum bald zu gründlich, bald zu wortarm,

bald zu ernst, bald zu bitter u. s. w. Gewiß fehlte ihm die Liebe, die allein das Wirken entscheidet, durchaus nicht, ja wir glauben, daß sein ganzes bestes Wesen auf Liebe gegründet war, aber sie war nicht immer sichtbar, und das verlangt das Publikum, vielleicht nicht immer ganz mit Unrecht.

Daß aber auch seine fast nur Treffliches und Freundliches enthaltenden „verstreuten Blätter,“ obwohl sie hier und da öffentlich gerühmt wurden, doch nur wenig gelesen worden sind, ist schwerlich zu vergeben, und muß als eine schreiende Thatfache in unserer neuern Literaturgeschichte gerügt werden.

Um Herder klar zu erkennen, sind von Goethe und Jean Paul Andeutungen gegeben, die, eben weil sie die beiden Enden seines Wesens schildern, sich recht wohl vereinigen lassen, und so ein vollständiges Bild verschaffen *).

S. 50.

Wenn nun die großen deutschen Philosophen und Dichter theils schwiegen, theils nur selten redeten, so sprachen desto häufiger und lauter die mittleren und kleineren Geister, und hatten nicht übel Lust, das ganze poetische Literatur-Reich allein zu verwalten. Wir nennen deren sieben: Klopke, Wieland, Cramer, Spieß, Lafontaine, Schlegel und Starke, haben jedoch nicht das Mindeste dagegen, wenn Andere meinen, es könnten wohl noch sieben beigezählt werden; und indem wir uns auf die Bemerkungen beziehen, die sich in der Darstellung der „schönen Literatur der Deutschen während des achtzehnten Jahrhunderts“

*) Es ist häufig vergessen worden, daß Goethe den Jüngling Herder, Jean Paul den Mann und Senz schildert.

über diese Schriftsteller finden, sehen wir hier nur noch Folgendes hinzu:

Die besseren deutschen Dramendichter schienen sich um diese Zeit fast verschworen zu haben, nicht eigentlich für die Bühne zu schreiben, und doch verlangte das Publikum nach nichts so sehr, als nach Bühnendarstellung. Das erleichterte Kogebuen den Sieg noch mehr, als selbst das (fast möchten wir sagen) entseßliche Talent, immer genau zu wissen und sich darnach zu richten, was der verwöhnteste Theil der Zuschauer haben will, wodurch ein Verhältniß entstand zwischen dem Publikum und einem Dichter, wie es die Welt vielleicht noch nie gesehen. Wer einem halb verrückten Türken, der aber doch für edel erklärt wird, nebst einigen frech-heillosen Bemerkungen über das Christenthum hören möchte, für den schrieb K. den Fremsten von Formentera, während Adelheid von Wulfsingen nach Kräften bemüht war, den Gräßlichkeitsfreunden zu gefallen. Wenn die tollste Aufklärungswuth in lustigster Verwirrenheit erfreulich schien, dem kam Bruder Moritz zu Hülfe, und wer Niederlichkeit mit wohlfeilem Edelmuth und Spasß vereint wünschte, dem griff das Kind der Liebe freundlich unter die Arme.

S. 31.

Indessen waren doch alle diese nicht ganz talentlosen Sachen unvermeidend, einen durchaus dauernden Ruf zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Werkes, wie Menschenhaß und Neue, aus dem sich fast jeder Zuschauer irgend etwas Angenehmes nehmen konnte. Ein spakhafter Wraf, der in's Wasser fällt, und Fliegen todtschlägt, ein spakhafterer Haushofmeister, und der spakhafteste Peter bilden hier einen überdachten Climax. Eine fast furchtbare Ehesbrecherin, die mit einem ihr selbst verächtlichen Menschen

davon läuft, und außer dem Manne auch noch ihre beiden Kinder verläßt, die aber dennoch höchst edel und rührend ist, und von Zeit zu Zeit sich erinnert, sie müsse über alle Maassen bereuen, wezu sie es sich ordentlich bequem gemacht hat, ein Menschenhasser, der keinesweges, wie man hat haben wollen, ein starrer Granitfelsen ist, sondern weichem Schlamm nicht unähnlich: das und noch viel anderes mußte wohl rühren und erfreuen, und hat gerührt und erfreut in allen fünf Welttheilen; ja wäre noch ein sechster entdeckbar, wir ständen auch für den nicht.

Aber es gehörten auch solche unverweilliche Vorbeern dazu, um die fatalen Dinge zu ertragen, die dieser Schrifsteller außerdem zu Tage förderte. Er verfertigte ein Passquill, das wohl zu widerlich ist, um davon zu reden, er schalt, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, in seinen Schauspielen auf die Verhältnisse der Stände, insbesondere auf den Adel, und schrieb dennoch ein spartes Buch, das aber nicht sonderlich gerieth, für denselben, mit einem Worte, er blies nicht selten kalt und warm fast zu gleicher Zeit aus Einem Munde. Die Mehrheit des deutschen Publikums ist wenigstens darin zu loben, daß es dergleichen Unsitlichkeiten und Inconsequenzen sonst nicht leicht verzeiht; aber ihm verzieh es, denn das konnte ihm doch niemand bestreiten, daß er ununterbrochen beschäftigt war, von der Bühne herab zu amüsiren, welches freilich nach einer bekannten Erklärung so viel heißt, als „entmusen.“

§. 32.

Wie aber Rom nicht Einen Consul hatte, sondern zwei, so auch die deutschen Bühnen. Wir meinen natürlich Iffland, einen Mann, über den in dem oben angeführten Werk, besonders in Beziehung auf sein Lobwärtiges, gesprochen worden ist. Doch auch außer jenen wahr-

haften Charaktern, welche er gebildet hat, ist ihm auch noch die Anlage zuzuschreiben, selbst da, wo die Charaktere fehlen, doch einzelne Nuancen und Eigenheiten derselben aufzufassen. Ganz besonders gelingt ihm dieses bei den sogenannten Bösewichtern, die bei ihm nicht selten etwas dithyrambisch, komisches oder ängstlich-spasmodisches haben. Einer solchen Zeichnung liegt eine sehr richtige Ansicht zum Grunde, denn da die Bosheit in sich selbst keinen Halt hat, so muß sie denselben außer sich suchen, z. B. im Wiß, im Fieschkomischen, im PossirlichkeitsAnen, Halbtrollen, oder wie sie sonst mag.

Bei diesem gerechten Lobe scheint es fast, als müßten wir uns freuen, in Jffland den dramatischen Wirtherrscher jener Zeit zu erblicken; allein wir vermögen das nicht völlig, da außer manchen Nebenumständen ein Hauptumstand diese Freude gar sehr mildert. Er hatte die Verderbniß der Zeit theilweise ziemlich klar eingesehen, er kannte das Zerstreute, Zerfahrende, Zerflatternde, Hohle, und ward deshalb zum moralischen Aufprediger. Dabel gerieth er aber auf den endlosen Irrthum, als seien jene durch und durch unpoetischen Uunarten doch wohl etwas halbpoetisches, und man müsse deshalb die Poesie selber bekämpfen. Das hat er denn redlich gethan; aber wir möchten mit dem Prinzen in Emilia Galotti hinzusehen: „weniger redlich wäre redlicher.“ Er bekämpfte die Kunst, die Liebe, die Begeisterung u. s. w., überall nur das ökonomische Prinzip hervorhebend. Ohne Zweifel that er das in der besten Absicht, ja es gewährt ein wahrhaft tragisches Gefühl, daß er bei aller dieser Polemik sich selbst stets mitbekämpfte, da er nicht bloß ein höchst ausgezeichnete Mime war, sondern auch manche sehr schätzbare poetische Anlagen hatte. Man darf diese Ansicht nie verlieren, wenn man ihm nicht Un-

recht thun will; doch kann aller guter Wille ihn nicht rechte fertigen, und er ist stets verantwortlich für die große Masse von Prosa, die er theils vorfindend und entwickelnd zu ungehörlicher Ehre brachte, theils aus eigenen Mitteln in die Zeit hinein führte.

Da aber Koberger mit seinem leichten Talent und seiner seltenen Raschheit einmal da war, so mag es immer gut sein, daß Pfand ihm mit seinem größern Ernst, manches Uebel abwehrend, zur Seite stand.

§. 53.

Karl Gottlob Cramer erfreute eine nicht mindere Anzahl der Deutschen, und zwar, indem er zwei schöne Anlagen derselben nach seiner Weise benutzte. Sie haben nämlich Lust an der deutschen Vorwelt und an der Romantik im Allgemeinen. Auf ein ernstes Studium der deutschen Geschichte kam es hier nicht sonderlich an. Es war genug, Ritter, Vassen, tugendhafte und buhlerische Frauen, Turnire und Wehngerichte blind zusammen zu rütteln, und, der bessern Erquicklichkeit wegen, mit einer Fülle von Radesheimer Wein und krachenden Redensarten zu begießen: das war nun die deutsche Vorwelt. Was dann die Romantik im Allgemeinen betrifft, so ließ sich diese leicht durch fragenhafte Dummheit und stäubend gesetzte Gräßheit ersetzen, so daß gewöhnlich die Welt mit ihren Verhältnissen im Staat und Familienleben so ziemlich auf den Kopf gestellt wurde, wobei viel Lachen und Weinen nicht fehlen kann.

Dennoch werde auch hier die Bemerkung nicht vergessen, daß ein Liebling des deutschen Publikums — sei er es auch nur auf einige Jahre — doch immer Talent haben müsse. Das bei Cramer war: Lebendigkeit.

S. 54.

Nicht so übermächtig und gewaltig sprudelnd zeigte sich Spieß; dafür aber hatte er eine gewisse gelassene und unermüdlich spinnende Ammenphantasie, so daß sich denn auch in jeder Messe, die er gewöhnlich mit vielen dicken Ausstellungen besuchte, ein zahlreiches Publikum um ihn her versammelte. Es war ein guter, nüchterner Autor, der, wenn er uns auch in die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers führt, es doch immer gut meint und nur ergötzen will mit allem Jammer; und wir haben in vollem Ernst bedauert, daß er so früh von uns geschieden. Geschmack hatte die liebe Seele freilich nicht sonderlich; aber sie war doch wohlmeinend und nicht phantastisch, weeshalb ihr einiger Erfolg wohl zu gönnen ist.

Weit weniger Einbildungskraft hatte Schlenker, dafür aber wählte er historische Stoffe, die in sich selbst so überaus anziehend sind, daß sie selbst durch eine reinliche Behandlung nicht ganz heruntergebracht werden können. An einer solchen ließ er es freilich nicht immer mangeln, sein erzählender Styl hat eine fast imponirende Schwerefülligkeit, und sein Dialog leidet an einer Breite, die selbst denen, welche dergleichen sonst wohl mögen, die Gehöhr zu überschreiten schien. Dennoch galten seine Werke als gute „häßliche“ Sachen, und wurden geliebt, besonders da auch Kupferstiche dabei waren, so daß man die Könige, Markgrafen und Erzbischöfe sich genau betrachten konnte.

S. 55.

Da man aber doch nicht immer von Altern, Herzen, Jammergemächern, Wahnsinnigen und Selbstmördern etwas hören will, so nahmen sich Starke und Lafontaine auf, und gaben häusliche Gemälde und Familiengeschichten, die sich ohne Anstrengung recht gut woglesen

ließen. Das Talent beider Schriftsteller ist keinem Zweifel unterworfen. Starke ist nicht ohne Gefühl und Feinheit, und nicht ohne Anmuth in der Kleinheit; nur wäre in der Darstellung des deutschen Familienlebens mehr nordische Dekoration und innerlich mehr Nerv und Puls zu wünschen. Lafontaines zeigte in seinen früheren Erzählungen, die zum Theil unter der Aufschrift: „Gewalt der Liebe,“ erschienen, eine leichte Darstellungsgabe, und veranlaßte Hoffnungen, die bei seiner spätern, wohl zu großen literarischen Thätigkeit nicht immer erfüllt worden sind. *)

S. 56.

Unter solchen Verhältnissen ging fast die ganze Hälfte des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts hin, und es konnte fast scheinen, als würde besagtes Jahrhundert, das sich noch vor kurzem sehr hitzig und grimmig gezeigt hatte, ein etwas nüchternes und mattes Ende nehmen.

Da aber gefiel es einigen großen und herrlichen deutschen Geistern, die ganze Gestalt unserer Literatur zu verändern und ihr selbst einen neuen Schwung zu geben. Sollen wir sagen, daß sie das Jahrhundert noch am Schluß zu neuem Adel hinführen, oder daß sie, wider allen gedruckten Kalender, das neue Jahrhundert schon jetzt anfangen wollten? Wir wählen das Letztere, da die Geschichte der innern Bildung der Deutschen an dem 1. Januar 1801 keinen genügenden Anknüpfungspunkt finden

*) Mehr über die genannten 7 Schriftsteller findet sich in meinem Werk: Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts.

den kann. Und so hängt, nach unserer ganz unmaßgeblichen Ansicht, das neunzehnte Jahrhundert, in Beziehung auf deutsche Literaturschichte, mit Fichte's Wissenschafts-Lehre und Schillers Horen an.

Es kann hier nicht die Anforderung gemacht werden, das großartig-kühne System, welches Fichte in seiner Wissenschaftslehre niedergelegt, zu entwickeln; wohl aber ist hier der Ort zu folgenden stillen Bemerkungen.

§. 37.

Wenn, wie anerkannt worden, stete Richtung des Geistes nach innen hin als ein Hauptzug im Gemälde des Deutschen gelten kann, so ist auch dadurch ihr vorherrschendes Streben und nicht selten auch ihre glückliche Anlage zur Philosophie mitgesaht worden. Unsere ganze Culturgeschichte stimmt dafür, denn überall in jedem Jahrhundert finden sich bei uns Denker, die nicht bloß von dem Materiale aller Philosophie, dem Begriff eines allgemeinen Gesetzes der Erscheinungen, sondern auch von dem Formalen derselben, dem Zusammenhange der Gedanken und ihrer Nothwendigkeit an dieser oder jener Stelle, zur Vollständigkeit des Organismus im Denken, deutliche Einsicht, oder doch wenigstens Ahnung gehabt haben. Selbst in den Schriften der Mystiker, deren bekanntlich kein Volk so viele, und unter den vielen so achte und tiefe, hat als wir, findet sich bei aller scheinbaren Verkennung jenes Gesetzes, eine mehr oder weniger dunkle Anerkennung desselben, und selbst in der Uebersülle einer fast nur leidenden Begeisterung erkennen wir dennoch eine Ahnung von dem Grundsatz einer sich selbst Gesetze gebenden geistigen Freiheit.

Wohl verdienen ferner unsere edlen Reformateren, und insonderheit ihr edles Haupt, Luther, ein weit höher-

res Lob als das ihres philosophischen Talents; doch blieb ist gerade der Ort, auch dieses viel zu selten hervorgehobene anzudeuten.

§. 56.

Zeit dieser Zeit ist denn auch diese innerliche Gedrängtheit, dieses Leben in der Philosophie, diese Herrschaft der Idee bei den Deutschen, auch andern Völkern, klar geworden, und es ist mir von jeher sehr merkwürdig, oder, wenn man will, rührend erschienen, daß Shakspear, als historische Grundlage von Hamlets Charakter, nichts weiter nöthig zu haben glaubte, als ihn in Deutschland (bekanntlich in Wittenberg) studiren zu lassen. — (Hier, so wollte es der Dichter, mußte er ein Metaphysiker werden; denn, wenn die schwermüthige Richtung seines Wesens auf seine eigne Rechnung kommt; das Analysiren der Begriffe konnte er nur in Deutschland lernen. Der Fehler in der Zeitrechnung, den Sh. durch diese Anführung Wittenbergs als Universität, in Beziehung auf den Dänenprinzen, beging, ist so ungeheuer, daß er selbst ihm, dem liebenswürdigst-sorglosen Dichter in solchen Dingen, nicht entgehen konnte; doch mit Recht scheute er nicht, ihn zu begehen, da so Wichtiges dadurch erreicht werden konnte, und die Poesie, um es mit einem kurzen Worte zu sagen, überhaupt gar keine reale Zeit kennt und kennen will). —

Jene Ansicht der Völker von der vorherrschenden metaphysischen Thätigkeit der Deutschen hat sich denn auch mit Recht bis auf den heutigen Tag erhalten, und die Anerkennung derselben ist wohl der lichteste Blick, der sich in dem bekannten französischen Werke der Frau v. Staël über Deutschland findet.

§. 57.

Es kann nie vergessen werden, was Leibniz, Wolf,

Naumgarten, Crusius — obwohl Männer von sehr verschiedener Geistesfähigkeit — vor allen aber unser entscheidender Kant in der Philosophie geleistet. Es schien, als sollte dieser Letztere die neue Zeit hervorrufen, aber manche ungünstige Umstände widersetzten sich dem.

Er selbst hatte in früherer Zeit, wenn auch mit bei weitem größerm Scharfsinn als die gewöhnlichen Zeitschriftsteller, doch Aehnliches getrieben wie diese; ja er hatte sogar eine Art von halbem Wohlgefallen an der wohlfeilen und ehrsüchtigen Weise der neuern Aufklärer, vielleicht sogar an und in der deutschen Bibliothek gezeigt, und so war es denn gekommen, was trüb zu erzählen ist, daß man ihn für einen guten Bruder und Gefellen hielt. Nach und nach aber reinigte und vertiefte sich sein Inneres mehr und mehr, bis er endlich mit der Kritik der reinen Vernunft aufzutreten vermochte. Aber er trat jetzt auch nur mit ihr auf und es trat niemand zu ihm heran. Hatte man sich doch einmal, wie gesagt, daran gewöhnt, ihn für seines Gleichen zu halten, und sollte nun mühselig von ihm zu lernen trachten? Man wollte sich darauf nicht einlassen; da man ihm aber doch von Alters her noch erträglich gut war, so übte man die Großmuth, ihn wenigstens nicht zu scheitern, sondern begnügte sich, das Buch ruhig liegen zu lassen, so daß nach etwa fünf Jahren das unsterbliche Werk, in so weit es aus Lettern und Papier bestand, in die sterblichen Gewölbe der Krämer wandern sollte, um doch endlichen Nutzen zu verschaffen.

Aber die Literaturzeitung, die damals noch bei frischen Kräften war, holte es ein, und setzte es mit unendlichen Lobeserhebungen auf den philosophischen Thron. Ignoriren konnte man es nun nicht mehr, sondern eine allgemeine Bewegung entstand, und es theilten sich jetzt fast sammt

liche deutsche philosophirende oder von Philosophie redende, in Kantianer und Nichtkantianer. Die Sache wäre recht glücklich zu nennen gewesen, hätte man nur nicht leider fast immer nur mit seinen Worten zu thun gehabt, und so selten mit seinem Geist. Der war freilich schwer zu danken, und stand nicht Jedermann Rede.

§. 60.

Dem Unwesfen machte Fichte nach und nach ein Ende. Er trat mit zwei Werken auf, die die beiden Lieblingsgegenstände der Zeit behandelten, die Offenbarung und die — französische Revolution, wurde dafür mächtig gelobt, und für den ersten der ersten Denker erklärt. Wohl hätte das manchem Jünglinge, der zum ersten Mal in das Schreibende und Lesende Deutschland tritt, endlosen Schaden krängen können; nicht ihm, der streng gegen andere, am strengsten doch gegen sich selbst war. Er hatte den Muth, jene viel gepriesene Kritik aller Offenbarung bald selbst für ein „schlechtes Buch“ zu erklären, und späterhin auch die Verichtigung der Urtheile über die französische Revolution fast zur Pflicht zu nehmen. Ihm lag jetzt nur am Herzen seine Wissenschaftslehre, in welcher er mit einer fast epigrammatisch schneidenden Kühnheit die ewige Frage nach der Lösung des Räthfels von Bewußtsein und Welt, dadurch löst, daß das Ich Subjekt und Objekt zugleich sei, und umgekehrt Idensität des Subjekts und Objekts gleich dem Ich.

Darüber erschrafen fast sämtliche Väter, einige schwören, das würden sie in Ewigkeit nicht einräumen; andere erklärten, das seien Erfindigkeiten, auf die sie sich überhaupt nicht einlassen möchten, Wesdenenere endlich gestanden, daß sie es nicht verständen, aber der Sache geslegenlich näher nachdenken wollten. Aber die lauten Sprecher, unter denen auch Einige philosophische Professoren

bekleideten und folglich Meister in der Philosophie sein mußten, waren keinesweges bescheiden, sondern ließen sich heftig und göblich genug gegen das neue System und dessen Verfasser vernehmen.

§. 61.

Dann aber kamen denn auch die ganz Platten, denen hier eine reiche Erndte von jähem Spas aufgegangen zu sein schien, und bekämpften den transcendentalen Idealismus, mit — Blut Ijeln, die, wenn sie auch die unächte phantastischen Bilder wegfaugen könnten, doch die wirkliche Welt wohl unangetastet lassen mußten, mit einer Schweinsente, einer chaise percée u. s. w., ja es wurden ganze dicke Romane zur Lächerlichmachung der Wissenschaftslehre geschrieben. Der große Haufe, der gern in die Welt hineinlacht, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern, wie etwa die Welt construirt werden müsse, lachte denn auch jetzt ganz ungemein, und hatte sein wahres Fest an den Streitigkeiten der Philosophen; wobei zugleich in der Betrachtung, daß er, als ein vernünftiger großer Haufe, doch niemals auf so seltsame Gedanken und Sprünge gefallen sei, eine behaglich stolze Freude für ihn lag. Ja er, der Haufe, ward mitunter selbst wüthig, und es schien mancher sich nicht ruhig schlafen legen zu können, ohne vorher seinem scherzhaften Gemüthe in Beziehung auf das Ich und Nicht-Ich eine kleine Güte anzuthun. Manche dürre Gesellschaft ist dadurch aufgereizt und wüthig gemacht worden.

§. 62.

Es ist freilich schlimm, daß sich dergleichen zutrug; da es sich aber einmal zutrug, so wollen wir uns wenigstens

freuen, daß Fichte dadurch zu einem Polemiker wurde, wie das ganze achtzehnte Jahrhundert noch keinen gehabt hatte. Seine Polemik war eine wahrhafte greifartige, gemüthlich wissenschaftliche, die sich nicht begnügte, einen oder den andern leichten oder hochmüthigen Schriftsteller anzugreifen, (außer wenn ein solcher etwa eine ganze Gattung vorstellte), sondern sie ging vielmehr gegen die Eicheit, Flachheit, Platttheit und den Hochmuth der Zeit überhaupt, gegen jenes geistige Hinüber- und Herüberfahren, das den bloßen nie endenden Diskurs zum traurigen Zwecke hatte, gegen jenes rastlos rollende Allerlei-Raisonnement, das selbst im Raisonniren sich schon bezweifelt, und, jede Sicherheit im Wissen und Glauben verhöhrend, selbst mit dem Zweifel am Zweifel endet, gegen jenen allseitig fertigen vagen Eklekticismus, der, jede Wissenschaft untergrabend, sich selbst allein für wissenschaftlich hielt.

Wögen wir deshalb in der höheren Speculation den Principien der Wissenschaftslehre und ihrem eigentlichen Inhalte beistimmen oder nicht, so wird doch jeder redliche Literaturhistoriker nicht bloß Fichte's großes philosophisches Verdienst gern und freudig anerkennen wollen, sondern ihn auch als einen der ersten Helden der neueren Zeit, und als den Beginner derselben zu betrachten haben, und in den „Reden an die deutsche Nation“ sich des Ehrenmarks erfreuen, (man verstatte das Wort) und jener tief bedeutenden Würde, die allein dem Manne ziemt in einer bösen Zeit, damit die gute möglich werde.

„Und so bleibe denn stets unter uns sein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, seine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, sein tiefer inniger Sinn, seine Freimüthigkeit, sein feuriger Haß

gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherel unvertilgbar unter seiner Diction!“ *)

§. 63.

Wir haben ferner genannt Schillers Horen.

Die Zeiten des Schmerzens und zuweilen sogar betrübenden innern Kampfes schienen jetzt für Schiller geendet, und mit frischem Muthe wandte er jetzt seine edle Kraft zu einem literarischen Unternehmen, das, sich unmittelbar an die höchsten Interessen Deutschlands anschließend, das gesammte Volk weiter bilden und in Anspruch nehmen sollte. Es kann vielleicht bestreiden, daß er zu diesem Zwecke die Form einer Monatschrift wählte, da wir leidet nur zu oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, uns bei diesem Worte etwas im Halbschlummer geschriebenes und im Halbschlummer gelesenes vermishtes Etwas zu denken, welches sein dürftiges Leben selten länger als den Monat fortsetzt, den es auf dem Umschlage trägt. Da wir aber stets das Menschliche bedenken, und, wo möglich an das Vorhandene anknüpfen sollen, so werden wir, da nicht zu läugnen ist, daß nun einmal diese Form die beliebteste war, zweckmäßig finden müssen, daß Schiller sie jetzt zu einem edlen Zwecke benutzte; und gleichsam als Gegengift der gewöhnlichen zeitdrückenden Zeitschriftsleserei.

§. 64.

Kühn und gewaltig, wie er war, griff er jetzt die Sache an, vereinte rasch die Kräfte mehrerer großen und

*) Diese letzten Worte sind von Jödicke selbst in Beziehung auf Lessing ausgesprochen worden. Wir wenden sie auf ihn selber, zummen jedoch nicht bloß ein, sondern betrachten als sich von selbst verstehend, daß bei §. nicht bloß Ahnung, sondern Aufbaumung der Wahrheit herrschte.

bedeutenden Schriftsteller (Goethe, Herder, Fr. Jacobi, Fichte, Schlegel) war jedoch auch milde genug, einige bloß mittelmäßige mit einzuladen, damit das Publikum doch nicht zu sehr verschüchtert werde, und gelegentlich auch etwas bekomme, an dem es sich mit gewohnter Bequemlichkeit erlaben könne.

Sonst aber schien es fast, als wolle er es erschrecken, und die erste Ankündigung der *Horen* sprach fast mit klaren Worten aus, daß man eine eigentliche Erziehung des Publikums vorhabe, welches doch längst gut genug erzogen zu sein glaubte. Ein Anderer hätte das so leicht nicht wagen dürfen, aber die Liebe für Schiller war also gemein, und ihm erlaubte man manches, was hundert andern wohl nicht ohne irdisch üble Folgen würde hingegangen sein. Schade nur, daß diese Liebe sich häufig lediglich auf einige seiner frühern Werke gründete, die der vortreffliche Dichter längst nicht mehr anerkennen und deren Geist er eben in der neuen Monatsschrift mit bekämpfen wollte: ein Verhältniß, das zu ganz eigenen Betrachtungen, die wir dem Leser selbst überlassen wollen, überflüssigen Stoff bietet.

Vielleicht hat noch niemals die Ankündigung einer neuen Zeitschrift so geglückt, als die zu den *Horen*, und die gedruckte Liste der überaus zahlreichen und des Zählens nicht unwürdigen Subscriptoren, ist ohne Zweifel ein nicht unmerkwürdiges literar-historisches Akenstück, das in der Sammlung der Schillerschen Schriften stets eine Stelle finden möge.

S. 63.

Echon in der berühmten, von Kant sehr gelobten und von Goethe neuerlich getadelten Schrift über Anmuth und Würde, hatte sich Schiller als einen tiefen Denker gezeigt,

der gewissermaßen den Gedanken selbst auf den Thron zu heben wünschte; wobei freilich das, was wir im guten und im bösen Sinne das körperlich gestaltete, vielleicht sogar das, was wir Natur überhaupt nennen, nicht wenig bekriegt wird. Jetzt stellte er sich als ein noch entschiedenerer Lehrer, nach Kantisch-Richtischen, doch selbstständig aufgestellten Grundsätzen, dem Publikum gegenüber, und gab in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung ein Werk, das seinem Hauptzwecke nach nichts geringeres will, als eine Umkehrung des gesammten Strebens. Er nimmt die Deutschen in die Schule, indem er sie in ihr eigenes Innere zurückführt, wo die gewöhnliche Erziehung am wenigsten bescheid wisse, und, da er die drei Grundtriebe des Menschen, als *Sach-, Form- und Spieltrieb* erklärt hat, geht er am Ende klar mit der Sprache heraus, verkündend was so oft miedeutet worden ist, daß der Mensch nur im wahren Sinne des Wortes Mensch sei, wenn er spiele, und daß er nur spiele, wenn er im wahren Sinne des Wortes Mensch sei. Im Gebiet des Sächlichen sei seine eigentliche Heimath, und selbst das strenge Gesetz der Pflicht verwandle sich für die „Kinder des Hauses“ in ein Verhältniß der Liebe.

Diesem Aufsatze folgten ähnliche über nativ und sentimentale Dichtung, ein überaus geistreiches und wahrhaft neues Werk, dem nur leider der vereinigende Hauptmoment, das Romantische fehlt, obgleich dieser hie und da leise angedeutet worden, — über die Gefahr ästhetischer Sitten, in welchem jene Kinder des Hauses, die früherhin vielleicht zu viel Recht bekommen, doch wieder ein wenig gezügelt werden u. s. w. Immer aber bleibt jener frühere Aufsatz über die Nothwendigkeit einer ästhetischen Er-

ziehung, an die sich alles anknüpfen müsse, der Mittelpunkt des ganzen Erredens dieser Zeitschrift.

§. 66.

Diese höchst bedeutenden Werke waren aber leider in eine Sprache gehüllt, die, abgerechnet daß sie für die Mehrheit der Leser völlig unverständlich blieb, auch dem Kenner derselben, so wie dem entschiedensten Verehrer Schillers unmöglich ganz zusagen konnte. Fast überall herrscht hier das feierlichste Prunk-Pathos, das zuletzt ermüden muß, eine sichtbare Anstrengung, nur das Beste, Wichtigste und Imponirendste zu sagen, und der Dichter wandelt schwer in dem salzenreichen Purpurmantel, der mit Perlen und Diamanten überladen, die edle Gestalt fast herunterzieht.

Zu begreifen ist der Irrthum leicht, der diese Sprache hervorrief, und, wie bei S. immer, aus einer sehr edlen Natur entspringend; nur loben können wir dies Ergebnis nicht.

Aber nicht bloß die Kritik, sondern auch die schaffende Poesie selbst, schüttete jetzt ein reiches Füllhorn voll lieblicher Gaben aus, und es ist fast rührend, in der Sammlung der Schillerschen Gedichte die Jahreszahl 1795 so häufig zu finden. Wir gedenken insonderheit des Reichs der Formen, das nur dem mit den ästhetischen Briefen Vertrauten ganz klar sein kann, und der Elegie: der Epilogengang.

§. 67.

Goethe's Theilnahme an dem Horen war nicht minder lebhaft, und wenn Schiller hie und da fast überernst lehrte und mahnte, so zeigte er heiter und kühn, ohne alle ausdrückliche Lehre, sondern bloß durch die That lehrend, wie man sich das Schöne aneignen möge. Zwar läßt sich

nicht in Abrede stellen, daß der Dichter längst schon Schöneres in höherer Gattung gegeben hatte, als hier geschah; doch war auch, was er hier mittheilte, der genauesten Achtung und zum Theil auch der innigsten Liebe werth.

Es ist fast komisch-rührend, dicht neben jenen dunkelstimmenden Briefen über die ästhetische Erziehung, die kindlich-frohlichen, mit sich und mit der Welt zufriedenen poetischen Episteln wahrzunehmen, so recht zum Beleg eines Wortes, das beide innig befreundete Dichter späterhin ausgesprochen, daß nur die vollendete Kraft zur Anmuth zurückkehre *).

Er gab ferner die Admischen Elegien, die in ihrer Form klassisch, durch ihren Inhalt, wie ich nie verhehlen kann, mich stets verlegt haben, und den Verewunto Eclim, eine musterhaft klare und große Künstler-Biographie, die unter manchem andern Nutzen auch den haben könnte, uns zu zeigen, wie tief sich alle anderen und bei weitem anspruchsvolleren Biographien unter dieser leicht hin gearbeiteten anspruchslosen stehen.

§. 68.

Fichte gab für die Heren eine gewichtige Mahnung, die zugleich schon sehr zeigen konnte, was er einst leisten

*) Es ist sehr zu bedauern, daß wir leider nur zwei solcher Episteln haben, die an freiem Sinn und Lebensbegehren sich die Horazischen weit übertreffen. Der Dichter selbst scheint diesen harmlosen Vergnügissen wohl noch einige Begleiter gewünscht zu haben; sie sind aber eben nicht gekommen. Daher in der neuesten Ausgabe seiner Werke von diesem Abschnitt das Motto:

„Gerne holt' ich fortgeschriebem,

Aber es ist liegen bleiben.“

ein Wort, das, trotz seiner stillen Naivität, doch wohl mehr rühret als selbst.

würde, wenn er außerhalb der Schule und der Form des Systems unmittelbar aus dem reinen Gemüthe reden würde. — Jacobi die „Ergießungen eines einsamen Denkers,“ in denen (wir halten es für sehr wichtig) unter so manchen andern vortrefflichen Anregungen, auch das erste und vortrefflichste Wort über den Tod Ludwigs XVI, der damals in ganz Europa meist ungenügend hin und her besprochen wurde, in deutscher Sprache mitgetheilt ward. Es entsprang sehr einfach, aus der Erinnerung an Sophokles Oedipus und Shakespeares Lear, und wohl war wichtig auf diese Dichter hinzuzeigen, in denen die Herrlichkeit der Königswürde, und die Heiligkeit der Idee, die ihr zum Grunde liegt, rein und edel angedeutet worden ist.

Herders Zeit. age bestanden meistens aus Epigrammen, in denen wie immer ein sehr gebildeter Verstand und ein ernstler Geist sprach, und Wilhelm Schlegel, der hier fast zum erstenmale als Kritiker, austrat, zeigte schon jetzt, was er einst leisten würde und worüber tiefer unten wird geredet werden.

S. 69.

So war denn wirklich Schillers Versprechen redlich erfüllt worden, indem er eine Monatschrift veranlaßte hatte, die durch Reinheit der Tendenz und Reichthum des Inhaltes jede andere damals in Deutschland existirende weit hinter sich ließ. Das größere Publikum gab das auch ohne Zweifel zu; befand sich aber doch in einer ganz eignen Verlegenheit. Es war an dasselbe die Aufforderung ergangen, es solle gleichsam mit einemmale und — fast möchte man sagen — in einer Nacht gründlich, geistreich und liebenswürdig werden, was manche, die das Publikum bilden, längst zu sein glaubten; andere aber auf einem leichtern Wege, als der hier bezeichnet war, zu wer-

den hoffen. Manche hatten auch das ganze Unternehmen übel genommen und nur der alte Respekt für Schiller, von dem sich ja auch immer noch eine zweite — Kabale und Liebe, und (was freilich viel mehr sagen will) ein zweiter Theil des Geisterschers hoffen ließen, wonach man sehr trachtete, verhinderte, daß der Unwille nicht noch lauter wurde, als er wirklich geworden.

Es ward jedoch nach und nach auch laut genug, und gar manches schlimme und freche Urtheil machte sich Luft. Die ästhetischen Briefe erklärte man für ungebührlich schwer und dunkel, und da leider manche nicht bescheiden genug sind, um den Grund des Nichtverstehens in sich selbst zu finden, so leugnete man hie und da, daß man sie nicht verstanden, und ließ dafür einige Dicht vor den Füßen liegende Erbsen gegen den Spieltrieb los. Mit den naiven und sentimentalen Dichtungen glaubte man noch leichteres Spiel zu haben, da Schillers Erklärung des Naiven durch aus nicht passen wollte auf alles das, was man sich bisher unter dem Naiven alles gedacht hatte. Wie leicht ward es dagegen von Kogebue gemacht, mit dem Naiven fertig zu werden, da er gewissermaßen gleich eine Zeichnung beigelegt; wir meinen die junge Indianerin Gurli, die sein dramatischer Genius deshalb expres nach England hatte kommen lassen. Und dies bewunderte Gemälde sollte nun mit einemmale zur widerlichen Frage werden? Das ging so schnell nicht.

§ 70.

Mit Goethes Beiträgen war man gleichfalls höchst unzufrieden. Zwar hatten die Kritiker von Profession eine Art von scheuer Ehrfurcht für ihn, da man ihnen doch endlich mit vieler Mühe und Noth beigebracht hatte, daß dieser Dichter in seiner Iphigenia wirklich und wahrhaftig den

Euripides übertroffen, was ihm nun auch stets zu gute gerechnet und angeschrieben wurde; aber so harmlose Sachen wie die Episteln und den *Benvenuto Cellini* konnten sie doch unmöglich loben, und es kam einigen ganz flachen Leuten nicht darauf an, jene Werke für flach zu erklären.

Mit Fichte wollte man vollends nichts zu thun haben, denn daß er wissenschaftlich: revolutionär, und noch obendrein ungemein schwer zu verstehen sei, ging von Mund zu Mund. Jacobi'n ließ man in seiner edlen Bernehmtheit seine einsame Straße fortwandeln, und Wilhelm Schlegel war ein viel zu junges Genie, als daß man ihn gern hätte zum Worte kommen lassen, da man ohnehin fürchten mußte, er werde es sich am Ende doch nehmen.

S. 71.

Selbst in der Mehrheit des deutschen Publikums liegt indessen keinesweges Frechheit, sondern nur eine gewisse fortschleudernde Bequemlichkeit, die sich nicht gern überanstrengen mag. Man würde deshalb gewiß nicht gewagt haben, die Horen so anzuseinden, wenn nicht ein damals sehr berühmter, sehr fast verschollener, unendlich platter Christlicher den Anfang damit gemacht hätte, das Schlimmste gegen Schiller auszusprechen, was manche andere sich sogar zu denken verboten. Da es nun aber doch einmal ausgesprochen worden war, so ging man auf dem schlechten Fahrwege weiter, erreichte jedoch Gottlob den sechsflachen Vormann nie.

Vergleichen Ungebühr mußte nothwendig auf den vortrefflichen Dichter, der sich der edelsten Absicht und des vollständigsten Rechts bewußt war, einen tief unerfreulichen Eindruck bewirken, und es konnte ihn keinesweges befriedigen, daß man zwischen ihm, dem Dichter, und ihm, dem Philosophen und Kritiker, einen gar großen Unters

schied machte und den erstern stets auf Kosten des letztern rühmte, da ja eben Harmonie des gesammten Wesens das Ziel aller seiner Bemühungen gewesen war. Wenn er deshalb nebst Goethe beschloß, das Publikum und eine Menge von dessen leichtem Sprechern zu strafen, so waltete das bei, wie kaum nöthig sein dürfte zu bemerken, keinesweges der Wunsch, sich zu rächen, der in einer so tugendhaften Seele überhaupt niemals sich erzeugen kann. Nicht er war ja beleidigt, sondern die Idee des Guten, des Wahren, des Edeln, und für diese Beleidigung sollte und mußte Strafe erkannt werden, und so entsand den im Sommer 1796 die Xenien, die vielleicht unter allen polemischen Gedichten der Deutschen die meiste Berühmtheit und zwar mit Recht erlangt haben.

§. 72.

Ehe wir das Gute, Heilsame in der größern Hälfte derselben gebührend erkennen, was wir gar gern thun, müssen wir zurbederst sehr bedauernd erwähnen, daß manche bedeutende Irrungen den Genuß nicht selten stören. So ist der Scherz gegen den Stoff der Metapher unersäulich und unstatthaft, und der Schiller, der den Ritter Toggenburg und den Grafen Habsburg schrieb, würde gewiß nicht wie der damalige gefragt haben, ob das Poesie sei, daß Gott, der Menschen sich erbarmend, sie auch erbärmlich müsse gefunden haben. Wir können mit Ruhe ein Ja antworten, denn in dem Umstande, daß nur Gott denen helfen konnte, die jede andere Hilfe verschmähten, liegt eben jene moderne Erhabenheit, die, selbst objectiv betrachtet, einen tiefern Hintergrund öffnet, als die griechische Selbstgenüge, die nur durch nüchtern-trunkenen Irrthum und durch das stolze Herabziehen der Götter zu dem menschlich Bedürftigen behauptet werden konnte. —

So sind ferner die trefflichen Brüder Stollberg mit ungerechtem und unerfreulichem Wiß behandelt worden, dem abermals der alte in Prosa und Versen wiederholte traurige Irrthum zum Grunde liegt, als sei nur der Olymp poetisch, nicht der christliche Himmel. Viel zu leicht ist sodann auch der liebe theure Wandsbeker Vöte behandelt worden, der gewissermaßen durch alle seine Werke (doch sei hier besonders des Aufsatzes über Unsterblichkeit der Seele gedacht) genugsam bewiesen hat, daß er nicht nur Irrthum fortbringen, sondern auch Wahrheit, die da Wahrheit ist und bleiben wird, mit der reinsten Liebenswürdigkeit und wahrhaftigster Naivität hinzustellen vermochte.

§. 73.

Wir müssen ferner gedenken, daß einige dieser Epigramme zu gefährlichen Irrthümern Gelegenheit geben können, und daß z. B. folgendes:

„Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, schöne mit dem was sie sind“
wirklich nicht selten Schaden angerichtet hat. Theils ist es hier den wirklich schönen Naturen doch wohl zu bequem gemacht, durch bloßes Existiren den Zoll für die Existenz abzutragen, theils aber auch dürften (wofür freilich der Dichter nicht kann, doch Sorge tragen soll) die halb und drei viertel Schönen nur zu leicht, in noch ungesichertem Haß vor allem Gemeinen, durch Nicht:Thun ihre Schönheit geltend machen wollen. Jener sittliche Adel ist wahrlich kein Wahn, aber er äußert sich, nach meiner innigen Ueberzeugung, wohl ganz anders, wie z. B. bei Luther, der, wohl wissend, daß allem im Glauben Heil zu finden sei, und stets erkennend, wie mangelhaft alle unsere guten Werke sind, dennoch stets in edlem Handel

deln sein ganzes Leben zubrachte, wobei wir gern hinzusehen, daß von Schiller und Goethe, in ganz andern Verhältnissen, sich wohl Aehnliches sagen lasse, das nicht minder unvergänglichen Ruhm begründet als ihre herrlichen Gedichte.

So kann es ferner nicht jedermann gefallen, daß hin und wieder ein nicht sehr mäßiges Selbstlob mit unterläuft. Es ist sehr wahr, daß die leßtere Welle der Ilm, wenn der Strom sie vor Weimar vorbeiführt, manches unssterbliche Lied vernimmt, sehr wahr, daß es sich nicht verlohnt den delphischen Gott zu bemühen, um den selbvol Neugierigen zu erzählen, wer der Armenier sei, u. s. w., aber wir möchten doch das alles lieber — von Andern hören, und wir bedauern nur, was allerdings entschuldigen kann, daß in der damaligen Zeit sich solcher andern nur wenige fanden. So wollen wir denn auch nicht sonderlich dagegen hadern, sondern den redlichen Satz hinstellen, daß tapferen Männern und großen Dichtern viel zu vergeben ist.

S. 74.

Und wie so manches Lob ist nun den Xenien zu bringen, und wie viel Gutes haben sie bewirkt! Jener überplatte Aufklärer und beispieillos leichte Kritiker wurde als Oberhaupt einer ganzen nachsprechenden Gemeine zum ersten Male so geschildert und angeredet als er späterhin gar oft geschildert und angeredet worden ist, und wohl war es notwendig, daß ganz besonders er seine Strafe empfing, denn so lange sein Wort, das endlos wiederholte, noch galt, war bei hunderten, denen seit vielen Jahren ein abergläubiger Glaube an ihn aufgedrungen worden war, jedes gute und tiefe Wort verloren. Wenn aber jetzt zwei große Dichter, in leicht zu behaltenden Versen, jenen Hun-

berten erklärten, daß sie jenen Führer entschieden verachteten, so trug dies viel bei, die Verblendeten nach und nach zur Besinnung zurückzuführen, daß sie sich des widerwärtigen Choragen schämen lernten.

An eine persönliche Abneigung, von der die Mittelmäßigkeit so gerne träumt, war hier durchaus nicht zu denken, sondern lediglich an die Vernichtung des Stimmführers alles irrreligiösen, antiphilosophischen und antipoetischen „Philistenthums.“ Man verstand das Wort, das, am besten bezeichnend, durch kein anderes ersetzt werden kann.

Noch gar manche andere einzelne verkehrte und verkehrte Tendenzen der Zeit wurden hier gewaltig angegriffen, zum Beispiel das enge Nützlichkeitsprinzip, das, jedes Schöne leugnend, nicht einmal über sein eignes Wollen, so wie über den Anfang und das Ende des Nützens, und des Nützens der Nützlichkeit genaue Auskunft geben kann, die teleologische Brichtheit, die selbst dem höchsten Wesen mit vernünftiger Zwecke zu leihen nicht erröthet, sondern demselben gewissermaßen noch eine Ehre zu erweisen gedenkt, u. s. w.

S. 75.

Wozu allem aber wurden hier eine Menge Straferempel in der poetischen Welt gegeben, die fast zu einer anti-poetischen geworden war. Die meisten Zeitschriften, die sich die Unterhaltung des Publikums zum Ziel gesetzt hatten, wurden theils mit Scherz und guter Laune, theils mit Dürrekeit verworfen, die Kritik, wie sie damals gewöhnlich betrieben ward, sehr richtig mit der Arbeit des Euphorus und der Dianaïden verglichen, und Shakespeares Schatten mußte aufsteigen, um die traurige Prosa der damaligen Bühne überhaupt und der currenten Familiengemälde insbesondere, in laus treffenden Epigrammen zu vernichten.

Dieses letztere allbekannte Gedicht hat mehr gewirkt als fast sämtliche Abhandlungen, die über jenen Gegenstand erschienen sind; denn der stöcherne Schild, mit dem man bis dahin sich hatte schützen wollen, war gegen diese Pfeile zu schwach.

Ueberhaupt ward kein Name als Name anerkannt, und wenn dieser Grundsatz auch längst galt, so hatte man doch zu seiner Ausführung noch nie solchen Ernst gebraucht als jetzt; und wohl war er nöthig, da leider auch so manche Lehrlinge und Gefellen als Meister gefeiert wurden. Dem mußten sich die wahren Meister widersetzen; die Pflicht war nicht zu umgehen.

S. 76.

Wer aber vermöchte nun den ungeheuren Lärm zu schildern, den jetzt nicht bloß die meisten Angegriffenen, sondern auch fast sämtliche Leser dieser Xenien erhoben! Man war fast zu unfreundlich aufgeweckt aus der alten Ruhe und Bequemlichkeit, die Geländer, an denen man bisher so ungestört hingewandelt, waren eingebrochen, und so manche Hütte und so manches Haus auf dem Parnas, die man alle für schöne Tempel gehalten, standen jetzt in Flammen, und was das schlimmste war, die edelsten Priester — dafür mußte man sie selbst erklären — hatten die Fackel hineingeworfen.

Es ist uns nicht zuzumuthen, sämtliche Recensionen oder gar die beiläufigen Erwähnungen dieser Lehr- Mahn- und Welt-Epigramme zu zählen, doch ist nicht unmerklich, daß außer diesen Beurtheilungen, noch wenigstens dreißig eigene Schriften gegen die Xenien erschienen, und zwar alle ohne Ausnahme ungünstig. Es war, als sei fast jeder Schriftsteller zu einem Pseudo-Cicero pro domo sua geworden, denn überall ertönte Feuer- und Hülfseruf, als

sei das eigentliche Vaterland der Kunst in Gefahr. Das Benehmen in diesen Gegenschriften hatte viel Eitelfames und Unbeholfenes, und die alten hergebrachten Vermuthungen von übler Laune aus gekränkter Eitelkeit, von Allein herrschen: wollten in der Literatur u. s. w. kamen wieder zum Vorschein. Manche schienen sich sogar den schlimmen politischen Grundsatz Ludwigs des vierzehnten: „Theile und herrsche“ auch für diesen Fall eigen machen zu wollen, denn fast überall zeigte sich das Bestreben, Goethe auf Kosten Schillers zu erheben, was immerhin hätte geschehen mögen, wäre es nur aus legend einer rein kritischen Ansicht hervorgegangen. So aber war man im Grunde weder mit dem Urtheile über Goethe, noch mit dem über Schiller einig geworden.

S. 77.

Was den ersten betrifft, so hielten einige ihn, den feinsten und besonnensten Dichter, für ein regelloses überschwängliches Genie, und waren froh, daß sie darüber einige flache Recensionen, z. B. von Kötner, in das Gedächtniß gebracht hatten. Aber es war doch auch wieder nicht so leicht mit ihm fertig zu werden, denn selbst Lessing, dessen Autorität völlig galt, hatte jenes Genie als ein wahrhaftiges anerkannt, und das ließ sich nun einmal nicht ignoriren. Andern kam dabei wieder die Erinnerung an Iphigenie und Tasso, die man doch scheuen mußte, da jene Werke eins für allemal als klassisch in die Jahrbücher der ästhetischen Literatur eingetragen worden waren. Dafür hielten sie sich denn gewöhnlich an Wilhelm Meißner, über den damals noch fast kein verständiges gedrucktes Wort an den Tag gekommen war, und über den man deshalb, ohne viel Aufsehen zu machen, hinüber und herüber, die Kreuz und Quer, schwäzen und schelten konnte.

Im Ganzen aber wollte man es doch mit einem solchen Dichter nicht ganz verderben, und es kam selten ein ganz tadelndes Punktum gegen ihn zu Stande; sondern noch zur rechten Zeit mußte ein bedenkliches Semicolon das losbende Jedoch einleiten.

Ganz anders war es mit Schiller, der ohendrein damals erst sieben und dreißig Jahre zählte. Hatte man ihm doch sein frühestes Titanenwerk, die Räuber, noch kaum vergiehn (!) hatte man doch sein gelungenstes Charaktergemälde, den Geisterseher, längst als gefährlich anerkannt, und war man doch gerade jetzt mit dem ganzen Manne höchst unzufrieden, daß er durch seine Monatschrift eine geistige Anstrengung, die mit der schlimmsten Fatigue für die meisten Leser endigte, veranlaßt hatte. Das konnte nun jetzt alles zur Sprache kommen, und man fuhr ihn deshalb nicht selten sehr roh und feindselig an, und bemühte sich besonders, ihn dadurch zu kränken, daß man ihn fast immer nur als Schüler, Goethen hingegen als Meister bezeichnete.

S. 78.

Allein die Freundschaft zweier edler Männer kann, wie sich von selbst versteht, durch nichts Aeußeres gestört werden, am wenigsten aber durch dergleichen unstatthafes Benehmen von Gegnern, die, statt ihre eigene Wunde zu heilen, sich nach den schlechtesten Waffen umsehen, um doch auch einmal eine Wunde zu schlagen. Jene Freundschaft steht überhaupt — wir scheuen uns nicht es auszusprechen — als ein welthistorisches Factum da, das höchst bedeutende und höchst erfreuliche Folgen für die Bildung der Deutschen gehabt hat und noch immer hat. Ist doch die edle Freundschaft überhaupt eine reine Tugend, die bei Anfechtungen nur desto mehr gedeihet.

Es versteht sich fast von selbst, daß die beiden Dichter auf all die zahllosen Recensionen ihrer Xenien nicht antworteten, da sie wohl fühlten, daß die polemischen Bestrebungen jetzt wieder mit dem reinen Schaffen gebiegener Werke wechseln mußten, da ja ohnehin bei keinem bedeutenden Schriftsteller die Art der Thätigkeit jemals etwas Zufälliges haben kann. Was sie schafften, zeigt deutlich von dem Bewußtsein, etwas Gutes gewollt zu haben, das die Folgezeit befähigen werde, und wie wenig sie gestört waren durch das blinde Loben der Gegner, denn schon im Jahr 1797 gab Goethe „die Braut von Korinth,“ und Schiller den „Ritter Toggenburg,“ Werke, die so lange leben werden, als es überhaupt menschliche Gemüther in wahren Sinne des Wortes giebt.

S. 79.

Außer diesem sehr Erfreulichen, was die beiden genannten Dichter gaben, ward jetzt den Deutschen noch manches andere Köstliche bereitet. Wir nennen hier vor allen Jean Paul Friedrich Richter. Seine ersten Werke freilich, die „Grönländischen Prozeße“ (Berlin 1763) und die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ (Gera 1789) waren fast spurlos vorüber gegangen, wobei sowohl die Leser als der Verfasser einige Schuld hatten. Es ist den meisten Deutschen nicht wohl möglich zu glauben, daß ein angehender Schriftsteller vortrefflich sei, ja manche unter ihnen wollen bloß mit berühmten Namen etwas zu thun haben, ohne zu bedenken, daß doch auch der Berühmteste einmal hat sehr unberühmt sein müssen, und daß um berühmt zu sein, ein Anfang des Berühmtwerdens nöthig sei. Die meisten Recensenten im ästhetischen Fach meinen

ferner, es sei eine lange Prüfungszeit und tüchtiges Fegfeuer dem jungen Genie sehr heilsam, weshalb sie auch gewöhnlich besagte Genien derb anfahren, gleichsam fragend, wie sie sich unterstehen können, so genialisch zu sein. Sie möchten der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß sie das wenigstens nicht von ihnen, den Recensenten, gelernt hätten.

Außer diesem etwas heftigen und vielleicht groben Fegfeuer giebt es aber auch noch ein feines, langsam schleichendes, welches darin besteht, daß man den jungen genialen Mann geruhig sprechen läßt, was er irgend will, ohne Noth davon zu nehmen, so daß die alte Sage vom heiligen Antonius, der den Fischen predigte, die sich ohnehin nicht bessern konnten, eine rührende allegorische Beziehung gewinnt.

S. 30.

Beide Fegfeuer ist Friedrich Richter redlich durchgegangen, und wenn wir ihn deshalb gar sehr rühmen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, daß auch auf ihm, dem schreibenden Jüngling, einige Schuld lastete. Seine grönländischen Prozesse sind wirklich hie und da fast so kalt als das Land, von dem sie den Namen haben, und der Prozeßführer begnügt sich nicht etwa bloß mit einfachem Salz, sondern bestreuet das Salz mit Salz, was allerdings über die Gebühr zu gehen scheint, obwohl es, beiläufig gesagt, doch immer besser und gesünder sein mag, als Zucker mit Zucker bestreut. Ferner ist nicht zu läugnen, daß manche Gegenstände, die hier von der Satire getroffen werden, jetzt kaum mehr jung erscheinen; andere auch wohl, trotz alles Pfeilregens aus dem Köcher des Satirikers, noch fast unverletzt dastehn.

Waren nun jene Prozesse meistens zu salzig, so dürfte

man einiges in der Auswahl aus den Teufelspapieren (die jetzt überaus selten sind) zu säuerlich nennen, da zwar überall ein höchst edles und kräftiges, mitunter aber auch leidendes Gemüth sichtbar wird, dem lyrische Erhebungen und rein elegische Ergießungen besser bekommen sein würden, als stetes satirisches Fichten, das, bei aller Bedeutsamkeit, doch nicht immer Verübung genug gewährt.

S. VI.

Erst in der unsichtbaren Loge und im Hesperus hatte Richter die wahre Befreundung mit sich selbst, mit den Menschen, und eben deshalb auch jene Stimmung gefunden, zu der sich die Poesie hinneigen kann.

Wir wollen von diesen lieben Werken hier nichts weiter sagen, als daß sie aus einem reinen, tiefen und liebenden Gemüth hervorgegangen sind, wodurch wir aber auch recht viel und zwar mit den kürzesten Worten ausgesagt zu haben glauben. „Rein“ — so waren nicht die Werke der Romanschriftsteller Z und T, und vieler anderen, denn ihre Phantasie hatte sich verderbt durch das Anschauen des Gemeinen, oder war in die Schule gegangen bei Franzosen, die hier nichts lehren können als Unglückliches. „Tief“ — dieser Dichter hatte gehandelt und geduldet, gelitten und gerungen, das sprach sich überall aus, und darum wußte er auch in seiner eigenen Brust Bescheid, und in der Menschenbrust überhaupt. Er schwankte nicht mit leichtem Kahn am Ufer, sondern mit vollem Segel steuerte er auf dem offenen Weltmeer des Lebens, und wohl durfte er sich verlassen auf die Kraft, die ihn in den Hafen zurückführen konnte. „Liebend“ — darin liegt gewissermaßen das schöne Geheimniß aller seiner Schriften; denn wenn schon das Leben ohne die Liebe nicht des Athems holden werth ist, das wir an dasselbe verschwenden, wie

sollte sich die Poesie herablassen können in ein liebloses Gemüth? Sie will kein anderes Gemüth als ein durch Thaten und Schmerzen, Freuden und Thränen gelidertes, dem nur das Höchste, die Liebe, wahre Veruhigung geben kann und gegeben hat. Dann aber zeigt sie sich auch in ihrem ganzen Reichthum, und sie lehrt den Dichter heimisch sein auf der treuen traulichen Erde, aber auch erschauen die süßen Geheimnisse des Himmels, und — die unselig reiche, farbig, furchtbare Welt der Hölle.

§. 82.

Wir wollen sehr gern in Beziehung auf Richter, mit gerechtem Lobe des deutschen Publikums gedenken, das schon damals diesen Dichter mit ehrfurchtsvoller Liebe betrachtete; aber wir würden es noch mehr loben, wenn es ihn nicht größtentheils einseitig genossen hätte. Es hatte nämlich noch niemals einen Dichter gefunden, der das Herz bald so jart und leise, bald so gewaltig und furchtbar in allen seinen Wurzeln und Adern erregt hätte, und da das nicht Jedermann ertragen konnte, so hielt man sich besonders an solche Stellen, in denen es unmittelbar auf jenes Herz abgesehen zu sein schien. Andere gingen schon weiter und nahmen sich wenigstens einzelne Charaktere als Gegenstände ihrer besondern Verwunderung und Liebe heraus, z. B. Amandus aus der unsichtbaren Poge, und Emanuel und Julius aus dem Hesperus. Es ist freilich von vielen hundertten viele hundertmal gesagt worden, daß man mit einem Dichterwerke nicht also verfahren dürfe, indem dadurch der Organismus desselben zerrissen wird; demungeachtet geschieht es bis heute von vielen Hunderten, wie jeder wissen wird, der ein wirklich geselliges Leben führt, zum Beweise, daß in unserm edlen sinnigen Reichthum, das wir mit Recht gegen alle übrigen Länder der

Erde zusammengenommen nicht vertauschen möchten, und bei so manchen herrlichen Anlagen der Deutschen, dennoch eine rein poetische Bildung, ja selbst nur eine rein poetische Genussfähigkeit zu den seltenern Gaben gehört. Wobei wir aber stets die Hoffnung festhalten sollen, daß die Folgezeit auch hierin günstige Veränderungen geben werde.

§. 83.

Wie nun jedes unrechte Verfahren Folgen haben muß, die gleichfalls unrecht sind, so auch dieses. Einige glaubten, Nichtern genug gelobt zu haben, wenn sie ihn für einen sehr empfindsamen, auf jegliches Leiden sich wohl verstehenden Mann erklärten. Andere dagegen überschlugen wohl gar sämtliche sogenannten sentimentale Stellen, und meinten überrascht, es sei doch auch viel Weichliches dabei; fanden aber ein königliches Ergötzen an der Fülle von Witz und Laune, Humor und reinem Scherz. Beide Theile hatten sehr Unrecht, denn nur in dem Verein oder in der Verschmelzung des reinen Ernstes und des tiefsten Gefühls mit dem blühendsten und reichsten Scherz, liegt der Charakter dieses Dichters.

In der damaligen Zeit (wir meinen die Jahre 94 bis etwa 98) wurde fast allein das Sentimentale genossen, so daß bei einigen, die davon zu viel hörten, ohne selbst zu untersuchen, jene völlig irrige Meinung sich festsetzte, dieser Richter, den man eher zuweilen Ueberkraft und Ueberderbheit Schuld geben könnte, gehe mitunter darauf aus, das Gefühl zu verweichlichen. Es ist betrübt, so etwas erzählen zu müssen; aber der Literaturhistoriker darf sich bekanntlich auch die traurigen Pflichten nicht erlassen.

Zweites Buch.



Zweites Buch.

§. 1.

So waren jetzt nach der Erscheinung der Wissenschaftslehre und der Horen, so wie nach Jean Pauls Bekanntwerden, drei bis vier Jahre verfloßen, und schon war in dieser kurzen Zeit mehr geleistet worden, als in manchen Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. Man war es übersdrüssig geworden, sich von den Angelegenheiten Frankreichs zu unterhalten, und schien einzusehn, daß, was ohne Gott und Tugend angefangen worden, kein gedeihliches Ende gewinnen könne. Auch sorgte Frankreich selbst dafür, den glänzenden Schleier zu zerreißen, in den es sich früher gehüllt, oder durch den Deutschland es betrachtet hatte. Man fing an, sich auf sich selbst zu besinnen, und in diesem Zustand lag es nahe genug, die Neigung wieder auf die Poesie zu wenden, und auf die trefflichen Männer im Vaterland, die sie mit so günstigem Erfolg übten, und die bei allem Streben ja nur von reiner Liebe geleitet wurden. Freilich wollte man Schillern noch immer nicht, wenigstens nicht öffentlich, zugeben, daß die gesammte Nation ästhetisch erzogen werden müsse, aber man that doch wenigstens einiges, indem man manche Hindernisse, und unter ihnen das größte, das Umschauen nach der Poesie Frankreichs,

zu beschränken suchte. Es ward doch wieder lebendiger in der geistigen Welt der Deutschen, man erwarb sich doch wenigstens wieder Genußfähigkeit für die Werke der Meister und der bessern Gesellen, es kamen doch wieder einige neue philosophische und ästhetische Ideen in Umlauf, die nach und nach verarbeitet werden und in das Leben des Volkes übergehen konnten, und unsere fast eingefrorene Literatur verwandelte sich nach und nach wieder in einen fließenden Strom.

Dieses letztere war jedoch nicht so bald zu erreichen, und daß es damals geschah, verdanken wir größtentheils dem Verein zweier würdiger Brüder und ihrer talentrreichen Freunde. Mit ihnen, zu denen wir uns jetzt wenden, beginnt der zweite Abschnitt dieses geistigen Jahrhunderts.

S. 2.

August Wilhelm Schlegel, geboren zu Hannover am 8. Sept. 1767, ist vor kurzem geädelt worden. Er stammt aus einer berühmten Familie, denn der Vater, ein allgemein geschätzter Kanzelredner, hatte auch als Dichter Theilnahme bei den Zeitgenossen gewonnen, und der Oheim, Elias C., steht noch ungleich höher, indem er selbst als Jüngling, und noch der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angehörig, durch manche nicht unwichtige und in mancher Hinsicht löbliche dichterische Erzeugnisse, eine bessere Zeit hervorzurufen, rühmlich mitwirkte. In einer solchen Familie erscheint ein reines Bildungselement, das jedem geistigen, insonderheit aber dem poetischen Streben überaus günstig ist. Wir finden schon in den früheren Jünglingsjahren bei Wilhelm Schlegel eine große Reizbarkeit des Auffassens für die Wissenschaften, und insonderheit für Sprachen, die er als die goldene Brücke zu den Schätzen der Poesie, — ihm stets als edelstes Ziel

vorleuchtend —, zu betrachten schien. Es giebt kaum einen erfreulichern Anblick, als wenn der rasche geistreiche Jüngling, voll blühender Phantasie, unbefriedigt in schönen Träumen hinzuleben, sich mit ruhiger Gemessenheit um Gründlichkeit bemüht; und so möge nie vergessen werden, daß Schlegel, kaum zwanzig Jahr alt, in lateinischer Sprache eine Abhandlung über die Homerische Geographie zu liefern vermochte, die bei einzelnen Mängeln, dennoch des Beifalls der Kenner würdig war, den sie erhalten hat.

§. 3.

Sehr günstig für ihn als Dichter wirkte jetzt der Umgang mit Bürger, der sich in Göttingen mit besonderer und wohl richtig treffender Neigung an ihn angeschlossen hatte. Die Freundschaft, welche sich jetzt zwischen dem fast überreifen, obwohl nie zur reinsten Reife gekommenen, aber auch so wie er ist, sehr bedeutungsvollen Dichter und dem Jünglinge bildete, dessen frischer Jugend noch das ganze Leben mit all seinen Blüthen und Früchten geöffnet lag, dieses Verhältniß hat etwas überaus Anziehendes und Rührendes, und vielleicht nur durch dasselbe wurde den Bürgers schon fast verglühendem Geiste noch einige zur reinsten Freude oder zur tiefsten Wehmuth stimmende Herbstesstrahlen entlockt. Aber noch ungleich wichtiger war das Verhältniß für Schlegel, der in Bürger gewissermaßen die letzten Jahrzehnte der deutschen Poesie, in farbiger Glorie, wenn auch jetzt absterbend, vor Augen sah, und bald recht wohl inne werden mußte, wo der Anknüpfungspunkt für die neue Zeit zu finden sei. Und eine solche hervorzurufen, fühlte gewiß auch schon damals der Jüngling Muth und Kraft genug in sich.

§. 4.

Bürger selbst, der durch sein ganzes Leben gezeigt

hatte, daß ihm nichts theurer war und nichts so — fast möchten wir sagen: blutend-tief — am Herzen lag als die Reinheit des errungenen Dichternamens, weihte selbst den Jüngling für die herrliche Bahn, und sprach diese Weihe in jenem Sonette aus, dessen Felerlichkeit schon bezeugt, daß hier gewissermaßen der sterbende Held rede, der für seine Verkündigung doppelten Glauben begehrt. Zwar werden wir bei der Kühle der Kritik nicht einräumen können, daß dieser junge Aar so wie Bürger es hoffte, den Druck der Wolken überwunden und die Bahn zum Connentempel so gefunden hat wie er es meinte; und wir müssen, von jeder Kühle frei, dem theuren Sänger zurufen, daß er, obwohl edle Liebe sonst immer Recht hat, sich irte, als er seinem Freunde einen bessern Kranz verhielt, als der von ihm selbst erkundene war.

— Und dennoch hat dies Sonett Recht, obwohl auf eine andere Weise als Bürger ahnden mochte. Schlegel hat den Druck der Wolken nicht überwunden durch eigene Kraft als schaffender Dichter, nicht die Bahn zum Connentempel gefunden als Dichter, obwohl wir ihn als solchen gern erkennen und schätzen; aber er hat das alles dennoch erreicht als reproducirender Dichter, und durch das klarste Verständniß jeglicher nationellen Poesie, welches ihm sich offnen mußte, da er über das Wesen der Ursonne der Poesie im Allgemeinen zur reinen Anschauung gekommen war.

S. 5.

Er hat den Namen eines ästhetischen Kritikers von allem Zufälligen und Unreinen befreit, das sich sonst an denselben zu knüpfen pflegte, und er steht deshalb als ein Schriftsteller da, den wir nicht bloß als sehr bedeutend, sondern, was noch mehr sagen will, als durchaus
nord:

nothwendig, und zwar sehr erfreulich nothwendig zu betrachten haben.

Folgen wir ihm jetzt weiter in dem Laufe seines thätigen Lebens, so finden wir ihn, nach dem Göttinger Aufenthalt, in Holland, wo er, obgleich in günstigen Verhältnissen, dennoch sich schwerlich gefallen konnte; da was ihm der Kern des Lebens war, dort wohl nur selten mit genügender Liebe umfaßt wurde. Aber die edeln Schmerzen der Sehnsucht nach der geistigen Heimath sind je tiefer desto bildender, und schwerlich zu erlassen, da wir Christen nun einmal nichts Bedeutendes ohne Schmerzen erringen sollen und können und wollen. — Hier, so scheint es, fand er sich ganz, oder, um näher zu bezeichnen, wie wir es meinen, er fand Shakspear, der ihn sich selbst deutlich machte.

§. 6.

Damit wir Schlegels Verdienst um Shakspear näher erkennen, scheint es nothwendig, einige Worte über das Verhältniß zu sagen, in welchem jener Dichter zu den Europäischen Völkern stand. Die Engländer waren überaus stolz und vergnügt in dem Gedanken ihn zu besitzen, der sich denn auch, wie jedermann bekannt war, stets als eifrigen Vaterlandsfreund gezeigt und manchen König und Helden Englands verherrlicht hatte. Zugleich waren alle einig, daß niemals ein Dichter gelebt, der die Natur des Menschen so klar und tief erkannt, und gezeichnet hatte. Man rühmte sehr die Mannigfaltigkeit seiner Charaktereigenschaften, und fand es wunderbar merkwürdig, daß ihm die Zeichnung Cäsars und Calibans, des Hamlet und des Polonius, des Brutus und des Falstaff, des Romeo und des Lepidus, der Imogen und der Regan, der Beatrice und der Margarethe von Anjou gleichmäßig ge-

lungen sei. Außerdem leugnete man gar nicht, daß er in pathetischen Reden ein großer Meister sei, der oft den tiefsten Schauder, oft die süßesten Thränen hervorrufen könne, und was den Wit und den Humor betreffe, so sei er auch in diesen Fächern ein ausgezeichneter Mann, weshalb man ihn wohl mit gutem Gewissen und ohne sonderlichen Widerspruch befürchten zu dürfen, ein großes Genie nennen könne, was denn auch in manchen gedruckten Rezensionen an den Tag kam, obwohl es freilich fast noch besser schon am Tage lag.

§. 7.

Für alle diese Tugenden, welche Sh. gezeigt, war man in England erträglich dankbar, man stiftete ihm ein ähbers aus kostbares Denkmal, gab seine Schriften auf die verschiedenste Weise, doch immer kostbar genug, heraus, wählte pathetische und lustige Situationen aus seinen Stücken, um sie durch Gemälde und Kupfertafeln dem Publikum vor das Auge zu bringen, und rühmte, ganz besonders wenn man heftig wurde und etwa der Nationalstolz angegriffen worden war, daß keine Nation auf der Welt ein so großes Genie aufzuzeigen habe. Befanden sich aber die Engländer, welche auf klassische Gelehrsamkeit und feinen Geschmack Anspruch machten, in gewöhnlicher Ruhe und Gelassenheit, auf ihren Studierzimmern oder Hörsälen, so lautete ihre Sprache fast anders, und sie konnten dann ihrem lieben Landsmann nicht wohl vergeben, daß er doch so ungebildet, ungelehrt und geschmacklos gewesen sei.

Ganz besonders ungehehrdig und seltsam stellten sich die Herausgeber des Dichters an, indem sie fast in Einem Athem warm und kalt auf ihn einbliesen und ihn bald für das größte und göttlichste Genie (in den Vorreden) bald

für abgeschmackt und halbtoll (in den Anmerkungen hin und wieder) erklärten.

S. 8.

Es waren diese Herausgeber freilich größtentheils Leute, denen die Poesie gänzlich fehlte, und die deshalb sämtliche Dichter hätten in Ruhe lassen sollen; aber sie hatten nun einmal Lust, ihn in die Schule zu nehmen, führten bald griechische, bald römische Dichter an, mit denen sie den William Shakspear schlugen, machten hie und da einige mittelmäßige psychologische Bemerkungen, und so kam es, daß ihre hohlen Worte Eingang fanden und daß man endlich zu einem Resultate gelangte, das, wenn man es hätte kurz und offen aussprechen wollen, etwa folgendergestalt würde gelautes haben: Das erste Drittel des Shakspeare'schen Geistes ist über alle Maßen göttlich, weise und schön, das zweite menschlich; poetisch, klug und angenehm, das dritte abgeschmackt, gemein, toll. Wie nun zu begreifen sei, daß in Einer menschlichen Seele sich dergleichen Widersprechendes vereinigen und vertragen könne, ist uns selber ein Geheimniß, weshalb wir es auch gar nicht zur Sprache bringen mögen.

S. 9.

In Frankreich machte man mit dem Shakspear bei weitem nicht so viele Umstände, und, da man ihn überhaupt höchst selten las, so war man froh, daß einige sogenannte Bonmots über ihn circuirten, deren man sich nach Gelegenheit bedienen konnte. Sie sind sämmtlich viel zu schlecht, um sie zu wiederholen; doch darf das schlechteste, „er sei ein betrunkenen Wilder,“ nicht verhallen werden, da es als das vollendetste Zeichen schreiender Frivolität und schauerhafter Antipoesie merkwürdig genug ist, und deshalb nie vergessen werden soll.

In Italien war er gleichfalls nur sehr wenig bekannt, und die Urtheile konnten deshalb meistens nur in das Leere gehen. Man urtheilte deshalb auch nur sehr selten über ihn, was freilich nicht so läßlich ist, als wenn man es ganz gelassen hätte.

Die Spanier, welche Calderon liebten, mußten Chafspear ohne Zweifel noch mehr lieben, doch ist uns nicht bekannt, ob er ihnen jemals genugsam bekannt geworden ist. Da aber schon in der ersten, besonders aber in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts doch auch manche französische Aesthetik über die Pyrenäen drang, so können wir uns wohl vorstellen, was für Urtheile auch in diesem herrlichen Lande über ihn mögen an den Tag gekommen sein.

§. 10.

Unserm lieben Deutschland war vorbehalten, dem größten modernen Dichter eine wahrhaft geistige Heimath zu gewähren. Gleich der erste bedeutende Deutsche, der bei seinen höchst mannigfaltigen Bestrebungen, wohl nur eine geringe Zeit diesem Einen Dichter hatte widmen können, Lessing, sagte ihn dennoch genauer, tiefer und eben deshalb auch gerechter auf, als sämmtliche Englische Commentatoren zusammen genommen. Es war recht gut, daß er die Deutschen dabei ein wenig anfuhr, und ihnen das neue Studium fast mit etwas rauhen, doch stets redlichen Worten ans Herz legte. Dann fing Wieland an, ihn zu übersehen, was wir gar sehr loben, da doch immer, bei aller Mangelhaftigkeit des ersten Versuchs, ein großes Verdienst hier anzuerkennen ist und eine nicht geringe Wirkung sich voraussehen ließ. Es fanden sich nämlich damals zum großen Glück manche Leser, die noch bei weitem besser zu lesen und zu verstehen als Wieland zu übersehen muß-

ten, die aber dafür auch desto unzufriedener waren mit den Auslassungen und Anmerkungen. Ueberhaupt liegt wohl eine ganz eigene Ironie des Geschickes in dem Umstande, daß gerade Wieland es war, der jetzt den *Shakspear* übersehte. Wir haben bereits oben unsere freudige Anerkennung machen gar trefflichen Talents in W. ausgesprochen; aber das Talent einer vollständigen Liebe für den Dichter, welchen er übersehte, haben wir stets vermißt, und er selbst hat sich ein solches niemals zuerkannt. Er hörte deshalb auch nach einigen Jahren auf, zu übersezen; doch war es ein Glück, daß jetzt nicht mehr so sehr viel darauf ankam, ob er müde geworden, da sich auch sonst noch manche treffliche Kenner der Englischen Sprache fanden, die bereit waren, das von ihm aufgegebenes Geschäft zu übernehmen.

S. 11.

Ein solcher war Eschenburg, der mit seltlichem Fleiß das ganze Werk von neuem anfang, manche Auslassungen ergänzte, und bis auf die Stücke, die damals noch allgemein für unacht gehalten wurden, eine fast vollständige Verdeutschung der allgemein anerkannten dramaatischen Werke zu Stande brachte.

Indessen sind Sprachkenntniß und Fleiß nicht hinreichend, um ein Geschäft, wie dieses, mit genügendem Glück durchzuführen, und wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß, wo Wieland, der Dichter, scheiterte, sein Nachfolger nicht glücklicher war, der den *Shakspear*, nicht bloß in Prosa, worüber man oft geklagt hat, sondern auch in die Prosa hinein übersehte, worüber noch mehr geklagt werden darf.

Es giebt eine poetische Uebersetzungskunst, die bei weitem noch nicht genug betrachtet zu sein scheint. Die größt-

ten, wenn wir so sagen dürfen: männlichen Genies, mit entschiedener Ursprünglichkeit des Geistes, vermögen nur sich zu geben in ihrer reichen Herrlichkeit, nicht zu übersehen, außer etwa zur Erholung, wie Goethe gethan, wobei er aber keinesweges besondere Vorbeern errungen. Shakspear hätte den — Shakspear nicht übersehen können.

§. 12.

Auf der andern Seite sind die sogenannten Stylistiker und Prosaisker, wie sich von selbst versteht, völlig unfähig. Sie auch können nichts weiter als sich geben; in ihrer Art muth.

Aber es giebt gewisse, wenn wir so sagen dürfen, handelnd-leidende oder weibliche Genies, die mit nur mäßiger Ursprünglichkeit, sich gern und schnell mit der Individualität anderer Dichter befreunden und dieselbe wohl ganz wieder zu geben vermögen. Es sind heitere, vermittelnde Naturen, die die Vergangenheit an die Gegenwart zu knüpfen und das Fremde als Eigenes zu behandeln wissen. Ihr Geist ist ein allgemein poetischer, deshalb stimmt er zu jeglichem Ton des Schönen; erwartet aber gern, daß ihm die Anklänge gegeben werden, die er dann in reiner Harmonie zurück giebt.

Wir haben in Deutschland manche solcher Geister gehabt; aber Wilhelm Schlegel scheint der Erste dieser Gattung; und es ist ihm sehr anzurechnen, daß er mit einem Uebersetzer-Talent, welches für alles Schöne der Erde geeignet war, nach wenigen fast nur zur Uebung angestellten anderweitigen Versuchen, sich sogleich zu dem größten und schwersten Dichter wandte, weil dieser ihm der nothwendigste schien. Wie manches Studium mußte vorher gehen, und wie sehr begeisterten selbst die frühesten Aufträge in den Horen den heißen jugendlich liebenden Geist, mit

dem er in das Verständniß des Dichters gedrungen. Nur der Geist vermag Geister zu beschwören; nicht aber um sie unfrei zu bannen, sondern um sie in ihrer Freiheit und Herrlichkeit zu lieben, anzuschauen und zurück zu stralen.

§. 13.

Es ist dieses Unternehmen im Großen und Ganzen als gelungen zu betrachten; doch wie sich von selbst versteht, nur in so weit als es Einem gelingen konnte, da ohnehin jede Uebersetzung ihrer Natur nach nur Annäherung an das Original ist, und niemals dieses selbst werden kann. Das Mehr oder Weniger entscheidet, und von einer höchsten möglichen Annäherung kann wohl geträumt, nie aber gesagt werden: „Hier ist sie!“

So sind denn also die Fehler in der Schlegelschen Uebersetzung nicht nur nicht zu läugnen, sondern wir müssen sogar gestehen, daß selbst einige leicht zu vermeidende sich finden, unter denen wir nur den einen anführen wollen, der, so viel wir wissen, noch nie zur öffentlichen Sprache gekommen ist, daß der Mönch in Romeo und Julie in der Gartenscene beim Anbruch des Morgens im Original in einem ganz andern Metrum spricht, als in der Uebersetzung. Er redet auch in der letztern recht wohlklingend und angenehm, ja sogar vielleicht angenehmer als im Englischen; doch wissen wir ja wohl nach gerade alle, daß unser hoher Meister niemals nach Willkühr handelt. Wir wollen andern überlassen noch mehr solcher Fehler anzuführen *), die sich nicht schwer finden lassen; nie aber vers

*) Auch Auslassungen finden sich nicht ganz wenige, selbst im Hamlet, wo die Königin zu sagen hat:

— Crow — flowers, nettles, daisies, and long purples,
That liberal shepherds give a grasser name,

But our cold maids do dead men's fingers call them. (Act. IV, Sc. 7)
Und trägt diese Auslassung (Phantasia I, 123) magt aber

gessen, daß doch immer der Geist und die Farbe des Werkes wiedergegeben ist. In Romeo des Südens und der Jugentliche Gluth, im Sommernachtstraum das lustige Gewebe heiterer Träume, im Hamlet die Schauer des Nordens u. s. w.

S. 14.

Wer aber so viel geleistet hat, der sollte auch noch mehr leisten wollen, und hier ist denn nun sehr zu bedauern, daß Schlegel fast seit sieben Jahren nur den einzigen dritten Richard geliefert hat, und kaum mehr hoffen läßt, daß er die noch rückständigen Schauspiele übersetzen wolle, da er sogar hat über das Herz bringen können, bei einer schon seit mehreren Jahren nothwendig gewordenen, doch erst 1816 erschienenen neuen Auflage, die ersten Theile ohne die mindeste Veränderung wieder abdrucken zu lassen.

Wir wollen durchaus nicht so undankbar sein, von der trefflichen Uebersetzung des herrlichen Calderon zu schweigen; aber immer dankt uns doch Shakspear, als der noch reichere und tiefsere Dichter, nothwendiger als jener, und es ist uns fast, als würde Calderon, weil er so groß ist, selbst es bedauern, wenn er es wäre, der Schlegeln vom Shakspear abgezogen.

S. 15.

Es haben seitdem einige wohlmeinende Sprachkundige und gewandte Schriftsteller die Uebersetzung fortzuführen gesucht, und ihre Bemühungen zeigen größtentheils von trefflicher Kenntniß des Dichters, so wie von nicht geringem Uebersetzungstalent.

selbst keine Uebersetzung, die vielleicht auch selbst von ihm oder Schlegel kaum erstrebt sein dürfte.

In den letzten Jahren haben bekanntlich die trefflichen, mit edeln Dichtergaben ausgerüsteten Philologen, Voß (Vater und Söhne) ihre vereinten Kräfte der Uebersetzung des Dichters gewidmet, und, obwohl es noch zu früh sein dürfte, das, was bisher von ihnen geleistet worden, worüber auch nur Proben Auskunft geben, ausführlich zu beurtheilen, so ist es doch gewiß nicht zu früh, schon jetzt die Hoffnung zu hegen, hier manche genaue Erläuterung schwieriger Stellen zu empfangen, so wie überhaupt für das ganze Unternehmen zu danken, das in der neuern deutschen Literatur gewiß beziehungsreiche Erfolge haben wird. Dennoch bleibt der Wunsch unverändert, in den jenen wackeren Männer sicher mit einstimmen, daß Schlegel von neuem das Werk anknüpfen und vollenden möge.

Wir haben lange verweilt bei diesem Gegenstand, hofentlich jedoch nicht zu lange. Alles, was beitragen kann, Shakspear für das Volk in's Leben zu rufen, ist wichtig; denn in ihm ist endlos reiches Leben, und reiches Leben geht von ihm aus. Und war es nicht Schlegel, der uns zum erstenmale diesen Dichter als Dichter in deutscher Sprache vorführte? und steht Shakspear nicht seitdem da wie ein deutscher Dichter? und müßtet ihr berechnen, was seitdem und nicht ohne Beziehung auf diese Uebersetzung geleistet worden ist, und noch geleistet werden wird?

S. 16.

Unter den eigenen Gedichten Schlegels heben wir hervor die Sonette. Keinesweges alle, wohl aber mehrere gelungene, so wie vor allen den richtigen Gedanken, der diese Form ihn bearbeiten ließ. Zwar hat er sich selbst darüber, so viel mir bewußt, nicht ausgesprochen; aber die That beredhet.

Mich dünkt, daß ein in sich selbst begrenzter ruhig

tiefer Empfindungsmoment, in welchem, näher betrachtet, These, Antithese und Synthese des Gefühls sich finden, kaum eine angemessenere Form wählen könne, als die des Sonettes. Ja es wird in gewissen Fällen, die dem rechten Dichter und Kritiker wohl bekannt sind, gar nicht mehr von einer Wahl die Rede sein können, sondern es wird sich sodann jene Form als nothwendig bieten.

Ist dem nun wirklich also, so dünkt es mich lediglich historisch wichtig, daß jene Form nur vom Süden her zu uns herübergekommen ist, denn sie ist darum doch keinesweges geborgt, sondern es hat sich nur so begeben, daß wir diesmal, was wir als Nothwendiges selbst würden erschaffen haben, von außen her zum Geschenk empfangen. Gefunden hätten wir am Ende jene Form gewiß selber, weil sie eine nothwendige ist; diesmal aber ward (ein seltener Fall) den Deutschen die Mühe erspart, die sie bekanntlich sonst niemals scheuen.

§. 17.

Da aber wohl zu fürchten ist, daß gewisse leicht hinredende Kritiker und Leser jene Nothwendigkeit läugnen möchten, so fragen wir lediglich an, ob z. B. für Bürgers Weibegruß an Schlegel, oder für dessen schauerlichstiefes Klaggedicht „an sein Herz,“ oder (um auch früherer Zeiten zu gedenken) ob für Andreas Gryphs edlen Gruß an Schönborn *) eine andere Form möglich sei, als die des Sonettes?

*) Wir könnten auch an manche andere Sonette jenes lichen Dichters erinnern, doch setze hier nur jenes eine, da es den angegebenen Vortheil beweisen mag:

Der, den ihr oft gewünscht, der, der euch oft begehrt,
Der unter fremder Schaar den neuen Fräuling zählt,

Man hat jene Form mit einem wohlbekannten Tanze, der Menuet, verglichen, mit der sie wirklich einige Aehnlichkeit hat. Dadurch dürfte sie sich indessen bei manchen Lesern schwerlich empfehlen, die jenen Tanz als altmodig und ausländisch gering achten. Allein dieses Altmodige ist nicht veraltet, sondern stets anmuthig, sobald nur der Tänzer die Aufgabe zu lösen versteht; und was das Ausländische betrifft, so gestehe ich, daß mir das noch sehr zweifelhaft ist, da in jenem Tanze eine zarte Festerlichkeit herrscht, die man wohl eine recht deutsche nennen dürfte und möchte, und die eben deshalb in unsrer Tanzkunst nicht fehlen darf.

S. 18.

Dennoch ruht auf dem Sonett der Fluch der meisten deutschen Kritiker seit etwa zwanzig Jahren, wobei wir uns jedoch immer vergeblich umgesehen haben nach Gründen,

Dem seiner Brängen Angst abwesend auch gequält,
Dem, dem der Feinde Vieh, der Freunde Tod beschwert;

Der, nun der Erben Haupt ihm sein Verzicht gewährt,
Nun, nach der Röm'schen Pracht, kaum was zu schauen fehlt,
Nun sich ihm Thetis nicht und Vesta nicht verheißt,
Hat seinen Weg zurück in's Vaterland gesucht.

In's Vaterland? Ach nein, er mißet die Bekannten,
Er findet kaum die Grufe so vieler Anverwandten,
Weil auch die Erde selbst durch Muth und Blut vergeht.

Was will er denn bei euch? was hat er vorgenommen?
Er sucht den Geist, der noch, nun alles um ist kommen,
Auf fester Terne Grund aufrichtig vor ihm steht.

Nur der Uebersetzer möchte hier an einigen rauhen Tönen Misfallen finden; der sinnige Leser wird in dieser sogenannten Kaupheit etwas sehr Charakteristisches bemerken.

die diesen Fluch rechtfertigen. Wohl aber haben wir stets bejammern hören die Unzahl der schlechten Sonette, die, seit Bürger und Schlegel mit denselben aufgetreten, in Deutschland an den Tag gefördert sind. Es ist wirklich und in der That wahr, daß hier ein ungemeiner Stoff zum Jammer sei, und unter fünfzig Sonetten dürfte kaum ein gelungenes und kaum zwei erträgliche sein.

Aber war es denn je anders mit der Mehrzahl der Gedichte jeglichen Metrums und jeglicher Form? Erinnert euch so mancher sogenannte antik gemessener Poesien, die fast mit dem Hammer oder mit dem Schlägel verfertigt zu sein schienen: waren sie nicht trocken wie Schiffszwiesack nach einer Reise um die Welt, und steif wie die Leute in Steinwand, mit deren Schilderung uns Falstaff ergötzt? Waren jene Tausende von lahm hintappenden Hexametern, und von unbeholfen hinpumpenden Pentametern, mit denen wir ehemals noch viel häufiger umschwebt wurden als jetzt, oder jene dumpfen süßfüßigen Trochäen, in denen man sonst viel endlos mittelmäßige Empfindung endlos auszusprechen pflegte, waren sie etwa erfreulicher als die mißlungenen Sonette? Auch das schlechteste Sonett hat doch immer den bekannten großen Vorzug, nur vierzehn Zeilen haben zu können; wer aber gebietet den andern Dichtungsarten ein frühliches Halt?

Es ließe sich auch noch sehr ernst hinzusehen, daß die Uebung in jener künstlichen Form den Lehrlingen doch immer bei weitem nützlicher sei, als das überleichte Wandeln in den schlafferen Formen, bei denen die Kunst, die doch gottlob etwas Götliches ist, sich in gewöhnlicher bequemer Handwerksstracht zeigt.

S. 19.

Wir finden ferner unter den Schlegelschen Gedichten

noch gar manche Nektische und selne, doch bezweifeln wir, daß sich in einigen viel zu sehr bewunderten Romangen (z. B. der lästern weichen Campaepe) der achte Komangenton antreffen lasse; auch glauben wir, daß der tiefstinigste Mythos vom ewigen Juden, doch tiefer aufgriffen werden könne als es von Schlegel geschähen, obwohl Zeilen wie

„Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung;

Mein Leben ist kein Leben“

die Tiefe wenigstens ahnden lassen, und nur von einem dichten Dichter gegeben werden können. Sehr erfreulich sind die meisten seiner polemischen Gedichte, oft durchdrungen von einer herzynigen Heiterkeit, der man es wohl ansieht, daß sie auf einer freundlichen Höhe steht und von dort herab in das Thal schaut, wo sich manche wundervliche und unangenehme Gestalten necken und balgen. Das Gegenschelten mancher roher Gegner hat deshalb auch nicht zu ihm hinauf dringen können, und die Heiterkeit ist, wie billig, ungestört geblieben.

S. 20.

Den selben Charakter hat auch Schlegels Kritik von seher gehabt, und wir möchten deshalb den jüngern Kritikern die Charakteristiken ganz besonders empfehlen, was wirklich Noth thut, denn es ist schlechthin unmöglich, daß sie genügend gelesen worden sind, weil, wenn dies der Fall wäre, eine Unzahl von ganz gemeinen und abgeschmackten Beurtheilungen, mit denen so manche Zeitungen aufwarten, gar nicht hätten geschrieben werden können. Aber nicht bloß jene größeren Werke, die Charakteristiken und Kritiken, die Vorlesungen über dramatische Poesie u. s. w., sondern auch die in den Jahrgängen 1796 bis 99 der allgemeinen Literaturzeitung, scheinen mir einer beson-

deren Betrachtung werth. Die Schriften, welche Schlegel in jenen Jahrgängen beurtheilte, sind größtentheils bereits untergegangen; aber was er bei Gelegenheit dieser leicht vergänglichen Sachen äußerte, hat meistens einen dauernden Werth, oder bezeichnet wenigstens epigrammatisch einen Punkt seiner Ansicht, oder giebt auf eine scherzhafte Weise den mislungenen Ernst oder dem mislungenen Spasß jener Schriften warnend zurück.

Er hat selbst im Anhang des fünften Heftes des *Nichthabens* seine sämtlichen Beiträge zur A. Z. Z. specificirt, was damals in seinem polemischen Verhältniß zu der Zeitung, von der er Abschied genommen, allerdings erwartet werden konnte; doch scheint es für jeden, welcher Schlegel kennt, völlig überflüssig, denn da er wirklich einen Charakter hat als Dichter und Kritiker, so ist er überall selbst in dem kleinsten Aufsatze leicht zu erkennen, er möge seinen Namen beigefügt haben oder nicht.

§. 21.

Es soll es auch sein, und es ist wahrlich kein Lob, daß man so selten die Namen der Recensenten mit Gewißheit angeben kann; doch ist es freilich auch gar wohl zu begreifen, da diesen zum Theil recht farblosen Leuten das Versteckenspielen leicht wird, und man sie nicht wohl suchen kann, da man sie überhaupt nicht kennt. Dennoch thun sie zuweilen schämig, und pieren sich mit altjüngferlicher Zierlichkeit; oder sie benehmen sich (ein Fall, der fast noch häufiger eintritt) roh wie — Goethes Mäulerknecht, an dem nichts zu verderben ist. Der mag jedoch wohl noch einigermaßen kurzweilig gewesen sein, was ihnen niemand nachsagen kann.

Wir sind weit entfernt, Schlegels Kritiken alle undesdingt zu loben, sondern wir haben auch manches gegen ihn

auf dem Herzen. Seine Kritik ist meistens gerecht; aber nicht immer billig, und da er nicht selten zu sehr liebt, so muß er mitunter auch zu sehr hassen; ja es kann ihm wohl gar zuweilen begegnen, leichtlin abzusprechen. Selbst in einem flüchtigen Epigramme soll man, dünkt uns, den Euripides nicht einen Schwärmer am Markte nennen, schon aus dem rein menschlichen Grunde, weil jedes vermeidliche Aergerniß auch wirklich vermieden werden soll, und manche bequeme Lehrlinge sich nur zu gern mit solchen Distichen bewaffnen, um das ~~Or~~um des schwachen Griechen von sich abzuwehren, was niemand mehr tadeln könnte als Schlegel, der bekanntlich nicht bloß einer der geistvollsten, sondern auch einer der kenntnißreichsten und fleißigsten Gelehrten ist.

S. 22.

Aber selbst in seinen größtentheils musterhaften Vorlesungen über dramatische Poesie sind manche Unbilligkeiten, z. B. gegen Seneca's Tragödien, die freilich selbst dem gerechtesten Tadel manchen Stoff bieten; doch mitunter auch Ahnungen und Anklänge von einer Poesie haben, der selbst die gespitzte Rhetorik, in der sich der Verfasser so wohl befindet, nicht immer wehren kann. Jener Tadel ist leicht; darum hätte ihn E. nur sehr kurz zu berühren brauchen; jenes verhüllte Treffliche hervorzuheben war schwerer; darum hätte er es sollen.

Goggi, der, wenn ich nicht irre, in früheren Zeiten einer der Lieblinge des Kritikers war, wird hier sehr vornehm abgefertigt und muß sich mit einem rohen Talente behelfen; doch kann er sich trösten, da ja sein „Pomeranzensmährchen“ und sein „Rabe“ nicht aus der Welt heraus gekommen sind, sondern frisch und wohlgemuth dagegen sprechen.

S. 23.

Der liebe alte Andreas Gryph wird fast raubhühlig angefahren, und eine gänzlich mißlungene, doch wohlger meinte Vergleichung zwischen ihm und Shaffpear (von Elias Schlegel) giebt Gelegenheit zu Schwergen, welche hätten vermieden werden können, da sie allenfalls ein jeder machen kann, und eben deshalb niemand sie zu machen braucht. Gryphs Schwächen als Tragödiendichter sind klar genug; sein Gutes liege tiefer und war eben deshalb werth von Schlegel erkannt zu werden. Ich will ihn keinesweges zu rühren suchen, durch die Hindeutung auf die unendlich ungünstige sammervolle Zeit, in welcher Gryph für eine deutsche Bühne arbeitete, sondern bloß erinnern, daß er denn doch wirklich der Vater derselben ist, und ein nicht unwürdiger, dessen Cardenio und Celinde selbst durch irrige Todestendenzen (es giebt bekanntlich auch eine sehr schöne und wahrhaft poetische Todestendenz) nicht zu Boden geschlagen werden kann. Selbst in dem Trauerspiel: Katharine v. Georgien, sind keine dichterische Anklänge. Es fordert ferner die Billigkeit, daß, wenn wir einen braven Dichter wegen einiger mißlungener Werke tadeln, seine vortrefflichen Gedichte gleichsam als gute Engel vor uns stehen, die wir nennen sollen, auch wenn dafür kein Raum vorhanden scheint. Und so hätte Schlegel selbst in einem Buche, das die Aufschrift von der dramatischen Poesie empfangen, doch nicht Gryphs lyrische Gedichte, Sonette und Epigramme vergessen sollen, die als ein reicher unvers welklicher Kranz um die Stirn des edlen Todten blühen. —

S. 24.

Freilich war Schlegel damals im Ausland, wo deutsche Werke, besonders alte, wohl schwer aufzutreiben sind, doch ist es traurig genug, daß wir ihn fast dreizehn Jahre dem

dem Auslande leihen mußten; und nur der Gedanke kann uns trösten, daß er dort für deutsche Ehre redlich kämpfte und überhaupt sehr viel Ersprießliches leistete.

Endlich gedenken wir auch noch der Härte gegen Schillers frühere Werke, die hier so leicht abgefertigt worden, daß Schlegel gewiß darüber gekümmert haben würde, hätte er es nicht — selbst gethan. Er hat zwar nicht ganz Unrecht, wenn er im Don Carlos gespreizte Unnatur findet, da sie wirklich hier und da vorhanden, aber man soll sich eben nicht begnügen, nicht ganz Unrecht zu haben.

Wir könnten noch ähnliche Härten anführen, aber es sel genug an diesen. Wir wollen nie vergessen, wie viel Lehrreiches, Gründliches und heiter Anmuthiges Schlegel gegeben hat, das ihm ewigen Anspruch auf die Dankbarkeit der Deutschen giebt; stets aber auch erkennen, daß Liebe und Billigkeit, und jene Gerechtigkeit, welche der Warnung Adraescens ganz inne geworden ist, die wahren Kronen des Dichters und des Kritikers sind.

S. 25.

Friedrich Schlegel, geboren zu Hannover 1769, ist vor kurzem in den Adelsstand erhoben worden. — Ich gebe zuvörderst über ihn eine Andeutung, die ich im Jahr 1812 schrieb und drucken ließ, und die seitdem die Billigung einiger wackern Freunde und Freundinnen erhalten hat.

Wenige deutsche Schriftsteller sind so viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen als Fr. Schlegel. Wir wollen sie mit kurzen Worten angeben. Zuerst gradeisender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums. Sodann keiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch ästhetische Opposition gegen alles Herrschende, und Vereitung des höchsten

Dichtersthrone für Goethe, vielleicht zum Theil weil dieser damals nicht herrschte. — Jeder philosophischer Arbeitsmus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Besizer selbst nicht genüge. — Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. — Tollendete irrationale Willkühr, und geistreiche Aufdenkopffstellung. — Mystik; zuweilen nur Echnsucht nach ihr. — Vergessenheit des vaterländischen Bodens. — Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe Nordische Geist herausfah. — Dinn, bei nicht mehr genügender Südllichkeit: Ausbildung fast jeglic des Fremden. — Umherschauen nach allen Seiten. — Vesthetischer Kosmopolitismus. — Pause. — Wurzelung in sich selbst. — Wiedergeburt. — Trüster tiefer Katholicismus. — Anerkennung der Grängen und des Nichtgenügenden in der Philosophie. — Keine Erfassung Gottes und Christi. — Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. — Hingebung an das Vaterland, und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben.

Es ist erfreulich anzuschauen, wie der geistreiche deutsche Mann jetzt so gesichert dasteht. Sollten wir ihm denn noch etwas wünschen, was wir noch immer bei ihm vermissen, obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wehnt, und nur bis jetzt nicht zur Sprache gekommen ist, so wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu sagen: Musik. Wir möchten die Musik selbst und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf diese Weise zu sagen, was wir eigentlich meinen. Da dies aber nicht wohl thunlich ist, so beruhigen wir uns dabei, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, so wie auch jeder bessere Leser, uns gar wohl verstehen werde.

§. 26.

Wir fügen jetzt, 1818, noch folgende Bemerkungen hinzu:

Die trefflichsten Kenntnisse, sehr ausgezeichnete Denkkraft und bedeutende Talente können nicht gut machen, wenn die Opposition gegen das Publikum die Unterscheidung des Kerns der deutschen Leser von der Mehrheit nicht genügend zur Sprache bringt. Jener Schriftsteller hat dadurch sich manche Leiden bereitet, die, obwohl mit herrlicher Kraft und unermüthlicher Thätigkeit bekämpft, dennoch stets Leiden waren. Denn welche tiefere Leiden könnten den bessern Schriftsteller treffen, der, eben weil er hassen kann, auch desto inniger liebt, als wenn das Verhältniß zu dem Publikum — mit wenigen edlen Ausnahmen — entschieden gestört wird, dem er sein Leben widmet.

Ganz unverdient war dies Leiden nicht, denn oft schien seine Polemik schneidend kalt, vielleicht gar giftig und bitter ätzend. Wer ganz genau betrachtete und alles verglich und erwog, der fand gewiß, daß nicht immer war was schien; aber auch der Schein und besonders ein solcher, der fast ausah wie Wahrheit, soll, dünkt mich, vermieden werden. Die Liebe fordert das.

Dazu kam ein werthliches Unglück, die Lucinde, ein Roman, dem keine Lobpreisung aufhelfen kann, da er bei aller scheinbaren Gesundheit doch innerlich sehr krank ist. Schon der einzige Umstand, daß er den Frauen gänzlich mißfallen mußte, entscheidet gegen ihn, denn ewig wird wohl wahr bleiben, daß nur diese in letzter Instanz entscheiden können, was sich ziemt und was nicht.

§. 37.

Wir gehen zu Erfreulicherm. Noch bei weitem nicht genug betrachtet sind die Gedichte, die die innige Liebe des Vaterlandes dem Dichter eingab. Ein Impuls wie der von Goethe war stark genug, um ihn sich selbst zu geben, sich selbst in seiner Ganzheit.

Jeder Mensch, — ich wage es auszusprechen, — jeder ohne Ausnahme hat einmal in seinem Leben eine Ahnung von Poesie gehabt, z. B. in der ersten Freundschaft, im Gefühl reiner Verehrung für irgend einen großen Mann, oder im Moment, wo er ihn zuerst sah, beim Wehen des Frühlings, oder beim Fallen des Herbstlaubes, beim ersten Kuß, bei Flötentönen im Walde, oder bei einer guten Handlung, zu deren Uebung Selbstüberwindung nöthig war, u. s. w. Manche Menschen sind wenigstens auf einen Tag, manche auf eine Stunde, viel tausende vielleicht nur auf eine halbe Minute poetisch gewesen; daß aber irgend ein unsterbliches Wesen sollte aus dieser Welt gegangen sein, ohne jemals, sich seines ganzen Wesens bewußt, beide Flügel geregt zu haben, das will und mag ich nimmer glauben.

In Friedrich Schlegels, des tiefen Mannes, Seele lag die Poesie verhüllt, und von Lieberkraft wie verhüllt. Da war ihm der Himmel gnädig, indem er eine große Aufforderung an ihn ergehen ließ, für das leidende Vaterland, wie seine Kräfte es verstatteten, zu wirken, und kühn und muthig in vollen Wogen strebte jetzt der Gesang, wie er früherhin nie gethät hatte. — Und diese Gedichte, 1809 erschienen, haben jetzt, wo ich dies schreibe, (1818) erst eine einzige öffentliche Beurtheilung (in der Zeitschrift: die Musen) erlebt. Dahin ist es gekommen.

S. 23.

Indem wir nun die natürliche Aufforderung erwarten, auch über das zu reden, was sich in Friedrich Schlegels Thätigkeit seit 1812 geäußert, so fühlen wir uns dadurch in mancher Hinsicht fast trüb erregt. Nicht etwa, als wollten wir hier Klagen anstimmen, daß sich sein Uebergang zum Katholicismus, mit dem es ihm natürlich ein

höher unendlicher Ernst war, seit jener Zeit überall geduldet hat; denn wie wäre es anders möglich gewesen, als daß der Katholik sich nun auch wahrhaft katholisch zeige? Wir sind ferner weit entfernt von der Annahme, irgend einen bedeutenden Mann, der genau weiß, was er thut, in die Schule nehmen zu wollen, vollendet überzeugt, daß, wer wie billig in Christo sein einziges Heil findet, auch in der katholischen Kirche gar wohl eine süße Veruhigung finden könne. Aber darüber dürfen wir klagen, daß die Polemik gegen den Protestantismus, auf die wir gleichfalls gefaßt waren, sich nicht so würdig offenbart hat, als wir es erwarteten. Die fast bitter-kalte Anfeindung gegen Luther, der Hohn, daß ihm einmal ein nicht ganz klattes Wort gegen den übergefeierten Aristoteles entwischt, die eifige Bemerkung, daß man dem kühnen Reformator gar nicht hätte gestatten sollen in Worms aufzutreten, wo seine edle Kühnheit die Gemüther gewann, die unmaßigen Lobeserhebungen Karls V. und später Ferdinands II., deren wirklich Vortreffliches wir gewiß nicht verkennen, die ungenügende Darstellung Gustav Adolfs, das alles hat uns bei seinen geschichtlichen Vorlesungen wahrhaft wehe gethan, und den Genuß verkümmert, den so mancher andere vortreffliche Abschnitte, z. B. über die Völkerwanderung, uns gewähren mußte.

§. 29.

Weniger getrübt war für uns der Genuß, den die Vorlesungen über die Geschichte der Literatur boten, doch fanden wir hier zu viel, was wir bereits aus früheren Werken Schlegels genügend kannten; indessen wird man es immer sehr gern noch einmal lesen, und auch einiges ausgezeichnete Neue nicht verkennen.

Ueberhaupt aber möchten wir fragen: Warum haben

diese Werke nicht besonders gewirkt? Man könnte sehr rasch antworten, das Publikum sei schuld; doch ist die Naschheit nicht immer gerecht, und hier wäre sie es gewiß nicht. Mich dünkt, es sei in diesen Werken Friedrich Schlegel, obwohl, wie sich von selbst versteht, immer ein Deutscher, dennoch mitunter auch ein — Fremder, und obwohl ein sehr interessanter und unterrichteter, dennoch ein Fremder, mit dem das Vertrautwerden um so schwieriger wird, da er doch auch wieder Vieles von dem ehemaligen Friedrich Schlegel hat, das sich mit dem neuen nicht ganz zu vertragen scheint, oder wenigstens nicht gern verschmelzen will. Außer diesem (wenn ich so sagen darf) innern Etyl, der nicht das blühende Leben der Vergangenheit zu haben scheint, ermangelt auch der äußere (ich meine das, was man im gewöhnlichen Leben den Epreche und Ehrstypus nennt) jener Lebendigkeit und charakteristischen Kraft, die wir sonst an dem Verfasser liebten. Durchaus nicht zu verkennen ist das große Studium und der ausgezeichnete Fleiß, der hier auf diesen Etyl verwandt worden ist, und wer würde läugnen, daß dadurch etwas sehr Ehrenwerthes erreicht worden; aber meistens fehlt doch das Färbige und Ursprüngliche, und gerade das möchte man ungern vermessen.

S. 30.

Es ist ein sehr bekanntes Wort, daß jeder Schriftsteller seinen eigenen Etyl, wie seine eigene Nase habe, und da in diesem Ausspruch (Lessings) viel Tröstliches für sämtliche Autoren zu liegen scheint, so ist er viel hundertmal gleichsam zur Entschuldigung halb ernst, halb scherzend, wiederholt worden. Obwohl nun selbst nach diesem Ausdruck doch immer zu bemerken bliebe, was nahe genug liegt, daß es ja auch unangenehme Nasen genug gebe, die

man lieber in tieffter Einsamkeit verbergen sollte, so ist es doch wohl besser, den ganzen ohne Zweifel in einem leichten Augenblick hingeworfenen Tag zu streichen. Eher könnte man sagen, daß jeder seinen eigenen Styl wie sein eigenes Auge, oder wie seine ganze äußere Haltung habe. Das Auge ist nämlich gewissermaßen der Mittelton, der Uebergang, die Brücke vom Körperlichen zum Geistlichen, und noch niemals hat ein edler und gebildeter Mensch völlig ausgesehen wie ein schlechter und ungebildeter; doch gehört, wie sich von selbst versteht, auch ein richtiges Auge dazu, um ihn recht zu betrachten *). Wer nun aber ein so bedeutungsvolles Auge hatte, als Friedrich Schlegel früher in seinen Schriften zeigte, der möge doch sich nicht um ein anderes bemühen, sollte dieses andere im Allgemeinen noch so gut und erhaben sein. Jedes Individuum hat ja nur die einzige Aufgabe, aus sich selbst alles Gute und Treffliche zu machen was möglich ist; doch eben nur aus sich selbst.

§. 31.

Beiden mackeren Vätern hat man den Vorwurf gemacht, daß sie größtentheils durch ein Schreckenssystem eine poetische Schule gestiftet hätten, welches Unternehmen, von Hochmuth zeugend, der literarischen Republik Schaden zugefügt habe, und stets zufügen werde. Ich kann diesem Urtheile nicht nur nicht beistimmen, sondern ich möchte den geistreichen Vätern eben den Vorwurf machen, daß sie keine Schule gestiftet haben.

*) Die Physiognomik ist, um es sehr einfach zu sagen, keine Wissenschaft, wie etwa die Mathematik, und alle Bemühungen, fremde wie eigene, helfen dem talentlos Strebenden nichts, sondern sie ist eine Kunst, die angeboren sein und dann durch ein lebendiges Leben entwickelt werden muß.

Wir haben bekanntlich Malerschulen, Singschulen u. s. w., und es darf sich niemand, der sich diesen Künsten widmet, weigern, in besagte Schulen hineinzugehen, und brächte er auch ein Talent mit, das dem des Lehrers weit überlegen ist. Er soll ja eben lernen, daß das Talent allein wohl schmückt; aber, wenn es allein bleibt, den Verstand schwächt, und er soll erfahren, daß ohne Geist und Fleiß und die genaue Kenntniß des Technischen nichts wahrhaft Großes und Dauerndes erreicht werden kann. Wir haben die guten Erfolge jener Schulen gesehen, so daß z. B. die deutsche Musik, selbst nach dem Urtheile aller stimmfähigen Ausländer, in einer so leuchtenden Herrlichkeit dasteht, daß wir uns fast vor nichts zu hüten haben als vor — Rückschritten.

S. 32.

Nur die Poesie wächst bei uns wild, geht aber desshalb auch so oft in die Wildniß hinein und in der Wildniß herum. Diese Kunst der Künste, diese Kunst, von der alle übrigen Künste — so herrlich sie sind — ihre Existenz erst zu Lehen tragen, die wird fast von einem jeden nach Belieben gelübt, und fast von einem jeden nach Belieben beurtheilt. Dem sollte nun eine Schule wehren, aber es fehlt eben an einer, selbst an einer solchen, wie früher deutsche Jahrhunderte sie, freilich oft unbeholfen genug, erschufen. Hier sollte der Jüngling erfahren, was er erst alles ablegen und vergessen muß, um nur eine Ahdung von Poesie zu erschwingen. Hier sollte er begreifen lernen, warum schon die Alten den Dichter einen Lehrer nannten und sein Geschäft ein heiliges, und wie der Mensch nur mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte und zur vollklingens den Harmonie gesteigert, würdig werden könne, diese höchsten Gnade Gottes zu empfangen.

Vieles, sehr vieles, ja fast alles besaßen die Brüder Schlegel, um eine solche Schule zu stiften; aber außer Einigem, das für jenen Zweck doch allensfalls entbehrt werden konnte, fehlte Eines, das nie entbehrt werden kann, und ich glaube mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, auch ohne es mit dem Einen Worte, das so leicht mißverstanden werden könnte, auszusprechen.

S. 33.

Wir können neben diesen Brüdern jetzt wohl keinen andern nennen, als den Freund, der schon so lange mit ihnen verbunden ist:

Ludwig Tieck, geboren zu Berlin am 31. Mai 1773. Wir wissen über die Geschichte seines Lebens gar nichts mit Gewißheit, und können deshalb auch nicht anführen, was ohne Zweifel anziehend sein würde, wann und wie zuerst seine dichterische Anlage sich zeigte. Wir haben nur seine gedruckten Schriften, und hier finden wir zuerst einen Abdallah und seinen Lovell. Der erst genannte Roman, untreu in den meisten Parthieen, zeigt im Großen und Ganzen eine tragische Stimmung; doch schlagen leider die Klagen an ein kaltes und finsternes Himmelsgewölbe, von wo aus keine Stimme der Versöhnung gehört werden kann. Lovell ist gebildeter, im Einzelnen oft mit Feinheit und Zierlichkeit ausgeführt, und zugleich nach der tiefsten Tiefe strebend. Aber es giebt kaum ein unberuhigenderes und verlegenderes Buch wie dieses; und je größer das verlegende Talent ist, mit dem hier so manche trübe „Fragen an das Schicksal“ aufgeworfen werden, je mehr hätte es des größern und erfreulichern bedurft, alle diese Fragen beruhigend zu lösen. Der Dichter ist ja recht eigentlich berufen zu antworten; und, wohl uns! es giebt eine Antwort, die Trost hat auf immer.

Historisch wichtig ist das genannte Buch gar sehr, und in jedem Fall innerlich bedeutender als Ardinghello, in dem der Held verschwimmend, weichlich und verzerrt, verschoben mit selbst kokettirt, und wohl gar noch vom Verfasser selbst in Schutz genommen wird, als sei das gerade etwas recht Bornehmes. Im Lovell ist der Kampf einer einseitig tiefen Natur, die in unendlichem Hasse gegen alles Gemeine die Bestimmung des Menschen erfüllt zu haben glaubt, und das rein Positive, das Gute, Schöne, Wahre und die Liebe nicht zu erfassen vermag. Darum endet sie im Kaster.

S. 34.

Da aber die Schilderung eines solchen unerfreulichen Charakters manches Beschwierliche hat, und die erhabene Langeweile desselben — nach dem Ausspruch eines geistreichen Kritikers — bei dem Leser, und — wie wir hinzufügen möchten — bei dem Verfasser in Mittheilung übergeben kann, so war voraus zu sehen, daß Tied nicht gar lange auf diesem Standpunkte verharren werde, der sich ohne Zweifel in dem Leben der meisten bedeutenden Dichter einmal geäußert hat, und den einige leider nie verlassen.

Ich möchte den kleinen Roman „Peter Lebrecht“ als das Produkt der Sehnsucht nach einem behaglicheren Zustande ansehen, wodurch das — fast ganz übersehene — Werk gewissermaßen einem Kampfe zwischen dem Mai und den Nachtreüßen ähnlich wird. Als ein schöner Sieg des Mai's folgten nun die „Volkemährchen“ in drei Theilen; doch wollen wir schnell den „Prolog“ ausnehmen, der schlimmer ist als alle Nachtreüße, und den wir deshalb schnell und auf immer ablehnen wollen.

S. 35.

Hier nun in diesen Mährchen zeigte sich Tied in sei-

ner ganzen Eigenthümlichkeit, das heißt in einer rein polemischen, und in dieser Polemik heiter schaffenden romantischen Poesie. Wie Goethe und Schiller, wie Wilhelm und Friedrich Schlegel, so fühlte auch er sehr genau die breite Prosa der Zeit, die sich, wie früher angedeutet worden, auf tausenderlei Weise kund gab; aber er besämpfte sie weder auf eine erhabene Weise wie Schiller, noch auf eine rein frische wie Schlegel, sondern auf die behaglichste von der Welt, indem er nämlich die Wahrheit des damaligen Publikums selbst als ein ergötzliches, historisch-dramatisches Gemälde aufstellte, und es der Poesie gegenüber sich ungenirt aussprechen ließ. So entstand „der gestiefelte Kater,“ ein Schauspiel, das, in dem reinen Elemente harmloser Lust leicht hin flatternd, dennoch auch als geschichtlich-wichtiges Aktenstück zu betrachten ist, so „die verkehrte Welt,“ „Zerbino,“ und ein Theil des poetischen Journals. (1797 — 1800).

Dennoch scheint es im Allgemeinen gefährlich, den Kampf um die Poesie als Gegenstand der poetischen Darstellung zu behandeln, theils weil nicht selten wohl gar über dem Kampf, der Sieg verloren geht, theils weil ein zu häufiges, wenn gleich noch so angenehmes ironisches Sich-Besprechen mit der Philistenhafigkeit und Gemeinheit, der schaffenden Phantasie Schaden thut. Solchen allzeit fertigen Polemikern darf man zurufen:

Wollt nicht ewig mit Worten streiten,
Gebt Werke, geht sie bei Zeiten,
Dass nicht über dem Streiten erschläft
Was euch verleben an schaffender Kraft.

J. H.

Endlich soll denn auch nie vergessen werden, daß ja die Dichtkunst und das Schöne überhaupt ewig ist, wie

der Himmel, von dem sie flammen, und daß, wenn selbst die Pfoten der Hölle nichts gegen das Gute und Wahre, Würdige und Anmuthige ausrichten können, die Philistershaftigkeit und Kothheit ohne Zweifel noch unendlich weniger vermögen werden.

Und dennoch nehme ich manche Gattungen der Polemik als wahrhafte Poesie in Schutz, obwohl sie weder meines, noch irgend eines andern Schutzes bedürfen. Z. B. die Fichtische, die das ganze Thun und Treiben des Gegners, der die Zeit am meisten berührt, mit rein philosophisch-historischem Geiste construirt und als biographisches Kabinetstück aufstellt, ferner die Liedische, welche die dürre Prosa selbst und den schlaffen Halb-Ernst zwingt, sich poetisch ergötzlich behandeln zu lassen, wodurch wir auf ganz besondern Wege einige mehr als Goethische Masken gewonnen haben, und einige wenige andere Gattungen der objektiven Satire, die weit erhaben ist über subjektive Indignation.

Eine solche Polemik schadet nicht nur nicht der producirenden Kraft, sondern sie wirkt wohl günstig auf sie. Diese fand sich bei Tietz in nicht geringem Grade, und es ist erfreulich, die mannigfaltigen Gestalten vorübergehen zu lassen, die er zu unser aller Freude heraufrief.

S. 37.

Wir finden hier zuvörderst das Schauspiel Blaubart, mit dessen Inhalte wir wohl fast alle schon als Kinder vertraut worden sind; und wer erinnert sich nicht noch des tiefen Schauders, mit dem er damals der Wärterin zuhörte, die es mit schlichten Worten erzählte, wie die arme Frau, die doch nichts weiter gethan hat, als was die freilich nicht zu rechtfertigende Neugier verlangte, nun als das siebente Opfer fallen soll, wie sie dann in unendlicher

Furcht und doch mit einem leisen Strahl von Hoffnung ruft: „Schwester Neunchen, siehst du noch nichts?“ und wie nach zweimaliger Täuschung durch Staub und Schafsheerden, dann endlich die lieben Brüder retten. In wessen Fantasie steht nicht schon längst jene dunkle Blaubartschammer, und in ihr der böse Ritter, dem man den häßlichen blauen Bart von Herzen gönnt.

Esolche Situationen, die wir schon als Kinder in unsere Fantasie aufgenommen, wenn wir nicht etwa so unglücklich gewesen, daß langweilige, besorgte, nüchterne Aufklärungssucht die schönen Märchen von uns entfernte, werden dann späterhin in unsern Knaben- und Jünglingsjahren immer weiter und blühender ausgearbeitet, und es ist ein höchst bedenkliches Unternehmen, wenn ein Dichter uns eine schriftliche Ausarbeitung bietet, die wir nun an die Stellen unsrer geträumten oder geahndeten setzen sollen.

§. 38.

Es verhehlen wir es auch nicht, daß, so sehr wir auch Manches im Octavian schätzen und lieben, dennoch unsere eigenen Träume von jenem Märchen zu tief in uns leben, als daß wir sie alle mit denen vertauschen könnten, die uns Ließ davon übergeben hat. Nicht also im Blaubart, denn hier ist alles so originell, anmuthig, frisch und ächt märchenhaft, daß wir nimmer müde werden können das herrliche Werk zu betrachten.

Goethe stellte einst auf einem dunkeln und trüben Grunde lustig verschlungene Situationen in einem Lustspiel (die Mitschuldigen) vor unsere Fantasie, aber es ist ihm auch bei dem höchsten Genie nicht gelungen, in dieser Komödie uns zu einer wahrhaften Heiterkeit zu führen, wo von der theure klare Mann in seiner Selbstbiographie uns

selbst die Ursach anführt; Tiedt giebt hier auf einem durch-
aus heutern Grunde höchst tragische Charaktere, die sogar
dann, wenn sie von andern verspottet werden, oder wohl
gar sich selbst verspotten, dennoch höchst tragisch bleiben;
und, scheinbar nur ganz leicht hinarbeitend, bietet er uns
ein Drama, das eben in seiner Anspruchslosigkeit die ganze
Fülle des Lebens klar vor uns ausbreitet. Wohl verdiente
dieses Werk, daß wir jeden einzelnen Charakter betrachten;
aber wir dürfen hier leider des beschränkten Raumes we-
gen nur auf etnige wenige, hindeutend, aufmerksam machen.

§. 39.

Wie klein sind die Mittel, um uns von der ganzen
Furchtbarkeit des Claubart zu überzeugen, und wie hat
Tiedt alle überdunkle Farben verschmäht, mit denen man-
che andere Dichter uns würden heimgesucht haben. Der
Mann ist rüstig und gewaltig; das lieben wir alle; er ist
tapfer und geht gern seinen eignen Weg; das lieben wir
gleichfalls; aber ihn darf nichts stören auf dem eignen
Wege, sonst schleudert er es allenfalls mit dem Fuße kalt
hinweg, wie man etwa auf einem eiligen Wege ein lästis-
ges Thier wegschleudert, ohne sich weiter darum zu küm-
mern. Er ist, wenn wir so sagen dürfen, ein bloß histo-
rischer Mensch, der von den Empfindungen und Leiden der
andern wohl Notiz genommen hat; sich selbst aber gar
nicht darauf einläßt, ähnliche zu haben, weshalb es auch
nie möglich ist, ihn zu rühren. Er hat das entsetzliche
Unglück, daß er gar nicht an die Möglichkeit glauben kann,
jemals Unrecht zu haben, deßhalb kann er auch nie bereuen,
und so erscheinen ihm vielleicht seine früher begangenen
sechs Mordthaten wie — treffsinnige Epigramme, die er
anonym herausgegeben.

Nach der Trauung mit Agnes scheint er schon mit der

ersten Zeile des siebenten blutigen Epigramms fertig geworden zu sein, denn da er mit ihr allein ist, werden ihm ihre Empfindungen schon ein wenig lästig, da nichts neues daraus zu lernen ist. Lieben kann er natürlich nicht; aber eine schöne Frau mag er wohl, denn er hat einige Langerweile, die sie, als ein neues Reizmittel und als eine angenehme — Sache, verschweuchen soll, und so liebt er auch den Biß, weil er nicht ohne leere Stunden ist, die der Biß abwehren soll. Damit aber dieser fast unverwundliche Mensch doch auch auf Erden schon etwas zu leiden habe, so ist ihm — ein blauer Bart gewachsen, den jeder Mann für widrig und unheimlich hält, und er fast noch mehr, denn er wird grimmig und giftig, so oft er nur daran denkt.

§. 40.

Nicht minder trefflich ist der Bruder Simon gezeichnet, der als das Muster aller edlen Hypochondristen da steht. Mit dem gewöhnlichen Leben, wie es sich bei gewöhnlichen Menschen fast mechanisch abspinnt, kann er sich nicht vertragen; aber er vermag auch nicht das höhere, welches er ahndet, deutlich in sich zu gestalten. Ihm ist das Wirkliche und die Nothwendigkeit desselben theils nicht klar, theils lästig. Daher die charakteristischen Worte an den Arzt: „Und dann ängstigte mich so oft, warum eine Sache so, und nicht anders ist. — Seht, diese Thür geht nach außen hinaus, wenn man sie aufmacht; warum könnte sie nicht eben so gut in's Zimmer hin-ingeht?“ und des Arztes Antwort: „Auf irgend eine Art muß sie doch beschaffen sein,“ kann ihn nicht beruhigen, da ihm die Vorderläge fehlen, durch die eine solche Erwiederung zu etwas wirklich Beruhigendem wird.

So wird ihm das Leben nicht etwa zu einem Traum,

sondern zu Träumen, und er ist noch sehr glücklich zu preisen, daß ihm wenigstens aus diesen Träumen etwas Entschiedenens: die Zuneigung für Agnes und der Abscheu gegen den Vlautart, austrauht.

S. 41.

In einem solchen Gemüth ist denn auch das dämmernde Ahnungsvermögen häufig fast allzu thätig, was hier mächtig in das Stück eingreift, da ohne dasselbe die Rettung der Schwester unmöglich geworden wäre, so wie seine eigene Rettung, denn nur dadurch, daß er endlich einmal zum Handeln gelangt, ist für ihn etwas Gedeihliches zu erwarten. Wir sollen deshalb Simons genaue Charakteristik keinesweges für ein bloß einzeln interessantes, poetisch-psychologisches Etwas halten, sondern ihre Nothwendigkeit als Träger des Stücks wahrnehmen.

Nicht minder trefflich und neu ist der Rathgeber, der, als ein entschieden Deutsches, überaus ergötzliches Lustspiel-Wesen, von neuem den Beweis giebt, daß es uns Deutschen durchaus nicht an rein deutschen — Naturen fehlt, nach denen so manche Kritiker sich fruchtlos gesehnt und verdrießlich klagende Rathschreiben ausgesandt haben. Es bedarf bei diesem Charakter keiner Auseinandersetzung; denn alles ist bei diesem Manne, der beständig mehrere Sorten von Rath zugleich ausgiebt, aus Einem Stück, und ich zweifle sehr, ob irgend jemand, so nahe er sich auch stelle, gegen die Ergötzlichkeit desselben unempfindlich sein könne. Wohl aber muß hier noch zur Sprache kommen, daß dieses vortreffliche Schauspiel, welches bereits 1797 erschien, bis jetzt noch auf keiner einzigen deutschen Bühne aufgeführt worden ist, ein Umstand, den wir, ohne irgend ein Wort hinzuzusetzen, der Betrachtung des Lesers selbst anheim stellen.

§. 42.

Aus dieser frühern Zeit ist auch noch das Trauerspiel „Karl von Bernad“, das, wie es scheint, nur wenig bekannt worden. Freilich finden sich hier Spuren genug von einem gewissen Morgennebel, der manche Jugendsdichtungen Liebs umhüllt, aber auch Spuren genug von süßem Morgenduft, der nur dem dichterischen Gemüthe eigen ist. Die Schilderung der jugendlichen Schwermuth — eine männliche könnte eher lästig werden — ist um so mehr gelungen, je leichter der Dichter zu arbeiten scheint. Zwar könnte mit einer gewissen Halbgründlichkeit behauptet werden, der Tod finde an diesem Karl zu wenig Widerstand, und es lohne kaum die Mühe, diese frühwolkende Blume abzuköpfen; aber dem widerspricht die tiefe Wehmuth, die uns ergreift bei dem Gedanken, daß ein so reines und sinniges Gemüth seiner Schwermuth zum Raube werden mußte, die es in traurigem Irrthum fast wie eine Tugend in sich aufgenommen hat, und die nun mit unvorsehblicher Gewalt von dem Mark des reinen Jugendlebens zehrt. So gleicht denn das ganze Stück einem trübem Abend im September, und nichts fehlt als — die Veruhigung; doch vielleicht war es die Absicht des Dichters, daß sie fehlen sollte.

Die großen Fehler des genannten Trauerspiels sollen hier nicht geleugnet werden, auch sind sie so klar, daß wir uns ihrer Aufzählung überheben können; aber es sind Fehler, welche die Feder leicht tilgen kann, ohne dem Stücke selbst an das Leben zu kommen. Nicht der Leichtsinn beging sie, und nicht der Leichtsinnsoll sie rügen.

§. 43.

Ein ähnlicher poetischer Schauer weht aus dem blonden Eckert, doch ist hier die Form bei weitem gelungener.

und alles harmonischer in einander gearbeitet als im Karl v. Verneel. Hier waltet der reine süße Schauer, der im „Kunenberg“ noch überboten worden, und dicht an die Gränze, die und da sogar über die Gränze des Schönen hinaus geführt worden ist. Aber über alle Gränze hinweg geht die Novelle „Liebeszauber,“ in der gewissermaßen die Nacht mit der Hölle buhlt, oder in einem andern Gleichniß, ein Gemisch von Schwefel, Gift und Pechfackelflammen sprühend vor uns erscheint. Der Dichter hat wohl geahndet, welch einen Eindruck diese Erzählung machen werde, denn er legt nach der Vorlesung derselben seiner Clara die harten Worte in den Mund: „Nein, es ist nicht auszuhalten! Diese Geschichten gehen zu schneidend durch Mark und Bein, und ich weiß mich vor Schauer in keinen meiner Gedanken zu retten. Es ist geradezu abscheulich, dergleichen zu erfinden. Ich zittere und ängste mich und vermüthe, das aus jedem Pusch, aus jeder Laube ein Ungeheuer auf mich zutreten möchte, daß die theuersten bekanntesten Gestalten sich plötzlich in fremde, gespenstische Wesen verwandeln dürften, und man ist und bleibt ehricht, und hört zu, läßt sich von den Worten immer weiter und weiter verlocken, bis das ungebürstete Grauen uns plötzlich ergreift, und alle vorigen Empfindungen wie in einen Strudel gewaltthätig verschlingt.“ (Phantasus I, S. 314)

S. 44

Was die Heftigkeit hier mit einfließen läßt, ist leicht abzuziehen; das Urtheil selbst scheint doch richtig, und alles, was der Dichter zur Entschuldigung jener entsetzlichen Novelle hinzusetzt, beweist nichts weiter, als daß es gar viele noch milder zu entschuldigende Vartungen giebt von Schauerlichkeiten, die odendrem innerlich prosaisch sind,

weran wohl Niemand zweifeln wird, und, in Beziehung auf Tied, gar nicht gedacht werden soll. — Wenn der Leser wirklich und wahrhaftig sich in den Liebeszauber hineinversetzt und mit ganzem Herz und Sinne Theil nimmt, so muß er nothwendig, und wenn auch seine leibliche Kräfte der des Herkules gleiche, in eine fieberhafte Wallung versallen, in der wenigstens kein reiner Genuß mehr möglich ist. Da nun der Leser das selbst merkt, so nimmt er wohl gar seine Zuflucht zu künstlicher Kälte, oder zu einem vorzweifelten — Scherz, um nur auf diese Weise so schnell als möglich der peinlichen Erhöthung zu entgehen, eine Zuflucht, vor der man sonst nicht genug warnen kann. Es sei fern von mir, irgend eine Uebervortheil, die nur im Rosendufte schweben will, in Schutz zu nehmen; ja ich verhehle nicht, daß eine geheime Stimme in der tiefsten Seele für die Novellen dieser Art spricht, wenn sie mit einem solchen Geiste ausgestattet sind, wie Tied die seinige ausgestattet hat; doch kann das nicht über den allgemeinen Grundsatz entscheiden.

S. 45.

Eine unmäßige Verwunderung ist von einigen Kritikern den „Wanderungen Franz Sternbalds“ zugewendet worden, ja es ist wohl gar hier und da eine Stimme vernommen worden, man dürfe diesen Roman dem Wilhelm Meister gleich sehen. Wir können hier keinesweges bestimmen, obwohl wir im ersten Theile, der größtentheils von Wackenroder herrührt, manche sehr lobenswerthe Parthien finden, so wie überhaupt das Leben der alldutschen Maler und ihr Verhältniß zu der Kunst und dem Vaterlande mit reger Fantasie aufgegriffen und mit Sinnigkeit dargestellt worden. Dennoch ist die ruhige Klarheit des Stils im Goethe keinesweges erreicht, sondern nur mit

sichtbarem Fleiße nachgeahmt worden, und das tiefe unsprünghche Leben fehlt. Auch die schönsten papiernen Wolken thauen nicht, auch die schönsten papiernen Blumen duften nicht.

Noch weniger Lob können wir dem zweiten Theile bringen, in dem das feurig blühende Künstlerleben unter Aeolischem Himmel geschildert werden sollte, denn hier ist nicht selten statt Regsamkeit, Flatterhaftigkeit, statt tiefes Lebens eine in Fantasien verschwimmende, kaum halb gestaltende Fantasie gegeben worden. Dazu kommen noch die größeren Präntensionen, mit denen dieser zweite Theil auftritt, und einzelne Scenen, die weder dem sittlichen, noch ästhetischen Gefühl zusagen mögen, und deshalb schlechthin zu miedeligen sind, so daß wir in diesem Werk nicht viel mehr als einen potenzierten Lovell antreffen können.

§. 46.

Wie rein und still und mächtig tritt dagegen Genovera auf, wie schön ist hier Heiligkeit mit Liebe und harter Märetät verschmolzen, und wie nothwendig war diese Verschmelzung, da ohne sie die Heiligkeit wohl nur unpersönlich kühl und physiognomieles würde ausgefallen sein. In diesem Gemälde, so wie in dem des Golo, hat sich Tieck auf immer als Dichter gezeigt, und keine Zeit kann ihm den Lorbeer rauben, den er hier errang. Dann möge immerhin getabelt werden, daß das Stück in der Mitte ein wenig locker und breit aufzutreten scheint; dem kann der Dichter, falls er es einräumt, leicht abhelfen, ja sogar das Werk für die Bühne selbst eignen. So sehr wir aber das Tiecksche anerkennen, so dürfen wir doch des trefflichen Vorgängers, des Malers Müller, nicht vergessen; ja wir

mühten selbst die alte Puppenkomödie von dem Leben und dem Tod der heiligen Genoveva anführen, die trotz aller Unbehelfenheit in der Anlage, und ungeachtet ihres fast starren Dialogs, dennoch einige Aufmerksamkeit verdient, leider aber nie gedruckt worden ist.

S. 47.

Bei so großer und rascher Productivität, die selbst die Gegner in billiges Erstaunen setzen mußte, war ein späters hin eintretendes sieben- bis achtjähriges Stillstehen des Dichters nicht ohne trübbeeindruckenden Eindruck, ein Gefühl, das durch die Nachricht von der Krankheit des Dichters noch erhöht werden mußte. Sehr belohnt wurde indeß dieses Warten, durch die Herausgabe des alt-englischen Theaters, das über Shakspear und sein Zeitalter ein neues und bis dahin nur halb geahndetes Licht verbreitete. Dann folgte die Sammlung früherer Werke, mit neueren verbunden, im Phantafus, und die ersten beiden Hefen des deutschen Theaters. Bei dem Phantafus wollen wir nur erinnern, da das gerechte Lob der Novellen und Schauspiele bereits gegeben worden, daß einigen Mitgliedern der trefflichen Gesellschaft, in deren Mitte so viel Schönes und Geistreiches zur Sprache kommt, doch wohl eine genauere Zeichnung zu wünschen gewesen wäre, und daß das Gespräch zu lange bei der Bühne verweilt und zu häufig auf dieselbe zurückkommt.

Bei dem alt-deutschen Theater bedauern wir sehr, daß Liefz sich nur auf gedruckte Werke beschränkte, und daß ihm jene alten Handschriften, die sich in den Händen der Puppenspieler befinden, unzugänglich geblieben sind. Ich verhehle nicht, daß ich von diesem Werke mehr erwartete, als ich fand.

J. 43.

Ueber die Kritik, welche Tieck's Werke in Deutschland erfahren, ist größtentheils nur wenig Gutes zu sagen. Da sich seine Schriften nicht im Halbschlummer lesen und beurtheilen lassen, auch wohl beim bloßen Blättern klar genug wurde, daß hier ein für alle Pöbelhaftigkeit höchst gefährlicher Geist haule, so wählten die Weisen zuvörderst das gemächliche Nicht-Notiz-nehmen; doch ward man endlich durch Schlegels Beurtheilung in der A. L. Z. und dem Athenäum aufgefordert, und kämpfte nun, oft mit recht häßlichen Waffen, gegen den jungen Mann, der es sich einfallen ließ, so ungenirt und lustig mit der halben Welt sein Spiel zu treiben. Hätte er früher ein hebräisches Lexicon geschrieben, oder eine Moral nach Kantischen oder auch anti-Kantischen Grundsätzen, oder ein hydraulisches, hydrostatisches, kritisches oder überhaupt ein von gelehrten Citaten starrendes Werk, oder aufgeklärte Predigten ohne Bibel, so hätte es noch hingehen mögen; aber so, wie er es trieb, gleich nach ein paar Romanen zu so gefährlichem Nicken und Scherzen überzugehen! das schien denn doch kaum verzeihlich, und man schalt sehr grimmig: platt auf den Mann ein, der so harmlos spielen wollte. Sollte deshalb jemand wissen wollen, wie weit es gewisse deutsche Kritiker in der Rohheit und Gemeinheit gebracht haben, der lese unter andern die Tieck betreffenden Artikel in der deutschen Bibliothek nach, und er wird sich mit gerechtem Schauder gestehen müssen, daß hier etwas an das Maximum Streifendes geleistet worden ist. Aber auch sonst von andern Kritikern ist nicht selten mit Leichtsinne über Tieck gesprochen worden, so wie denn überhaupt die Dichterwerke, in denen manches nur leicht hingetändelt zu

sein scheint, den leichtsinnigsten Beurtheilungen ausgesetzt zu sein pflegen.

S. 49.

Ein wenig betrübend ist sogar das Urtheil in Goethes Blättern über die Kunst am Rhein und Main, wo Tiedes eigentliches Studium der Kunst und Kunstkennniß überhaupt abgesprochen wird, was in Beziehung auf den Sternbald einigermaßen Statt haben mag; in Beziehung aber auf so manche andere Werke des Dichters unmäßig und hart erscheint, wechhalb wir auch kaum glauben können, daß es von dem theuren Meister selbst komme, der ja stets die höchste Strenge mit der höchsten Milde versinnete *)

Desto freundlicher sind die Urtheile von Jean Paul. So rühmt er ihm nach, im Sternbald (H. S. 306.) eine fast Chalkpearische, humoristische Fantastie über die Fantastie gegeben zu haben, und erklärt die üble Aufnahme seiner Werke bei so Vielen aus dem schlimmen Umstande, daß der romantische Geist, diese poetische Wpstil, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist, und gerade die schändlichsten romantischen Blüthen bei der Volksmenge, welche für die Lesende die Schreibende richtet, einem thierischen Detasten und Erretzen ausgesetzt sei. Man bewundere (oder vielmehr man habe von jeher bewundert) gar manche platte und verrenkte Schriftsteller als Humorsisten, während Tiedes wahrhaft poetische Laune wenig gesehen würde, bloß weil ihr Reich etwas beleibter und weniger durchsichtig sein könnte.

*) Und so verhält es sich auch, das Urtheil ist nicht von Goethe.

Wo solche Urtheile auftreten, wird Tiefs seines Trostes für die früher erlebten ungünstigen bedürfen *)

S. 50.

Wackenroder, geb. zu Berlin 1769.

Dieser früh geklebene Jüngling hat sein Gemüth nur in sehr wenigen Schriften aussprechen können, denn außer den Einzelheiten, welche im ersten Theil des Sternbald und in den Fantastien über die Kunst von ihm enthalten sind, ist nur ein einziges Buch von ihm vorhanden, das im Jahr 1797 unter der Aufschrift „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ erschienen ist. Dennoch

*) Dennoch bleiben sie sehr traurig-wichtig für die Culturgeschichte, und ich setze deshalb ein Wort von Jean Paul hierher, dem ich die beste Beherzigung wünsche: „Vortreter dieses Standes ist zu weilen in gelehrten Zeitungen sehr zurück; wie wurden sie ganz zu politischen und zu Nichts, und die Zeit lobt von der Zeitung den Namen zurück. Nicht nur als Geschichte des Fortschreitenden, wenigstens fortgrabenden Geistes, sondern auch als Lehrer und Vorbeisung kühner Urtheile über kühne Meister wünscht ich oft auch eine Sammlung der früheren kritischen Urtheile über unsere jetzt berühmten Schriftsteller gemacht, welche man ausspricht, ehe, ja als sie berühmt werden. Wie wurden nicht im 6ten und 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts Herders zu weit ausgehauene Flügel mit schwerem Noth geworfen, damit er belästet dieser am Boden hinstreife! Er sollte es mir auch wohl thun, in der vorgeschlagenen Bibliothek 1. B. das Urtheil der neuen Bibliothek (S. 23. G. 54. u. f. w.) der schönen Wissenschaften wieder gedruckt zu lesen, daß Goethe kein Dichter sei und den hohen Namen nicht verdiene; — oder das Urtheil in der allgemeinen deutschen Bibliothek (ich fürchte für dessen wirklichen Stand auf der Natur mit der graden Seitenzahl) daß Wieland endlich doch, als Schwabe, im 40sten Jahre werde flug werden. — Uebershaupt wäre eine Sammlung von den nur in einem Jahrzehend öffentlich gefallenen Eplurivictorien und unredlichen Erkenntnissen sammt den höheren Eplurivictorien, in so fern sie große Schriftsteller betreffen, die besten Geschichte der Zeit, nämlich der literarischen.“ (C. Vorlesung der Aesthetik, Abth. III, Aufl. 2. G. 118 ff.)

hat er auf eine ausgezeichnete Weise gewirkt, denn er war ein zwar hart, kränklicher, doch ursprünglicher Geist, der gewissermaßen nur Eines will und eben deshalb dies Eine mit aller ihm möglichen Kraft durchzuführen strebt: die Zurechtführung unserer Kunst, insonderheit der pittoresken, auf das Alikeutsche, dessen Wesen und Geist er besser aufzufasse, lebendiger darzustellen wußte, als die meisten vor ihm vermocht hatten.

Es ist im zweiten Hest von Goethe's Leben und Kunst am Rhein und Main mit einem großen Aufwand von Literatur- und Geschichtskenntnis gezeigt worden *), wie so manche Bestrebungen bildender Künstler während der letzten zwanzig Jahre sich an dieses Buch knüpfen, was jedoch wohl größtentheils wider Wissen der Bildner geschehen sein mag, da, so viel mir bekannt, das Buch wohl nur wenig gelesen worden.

§. 51.

Dennoch möge es sich immerhin so verhalten, wie es in jenem Hest höchst mißbilligend auseinander gesetzt wird: der Trost, dünkt mich, will doch nicht ganz gebrechen. Der deutsche Genius, dem nur wohl sein kann, wenn er sich in das Christenthum vertieft, kennt eben deshalb auch keine Schönheit als die vom Geist und Gemüth ausgehende, die wir nur sehr schwach bezeichnen, wenn wir sie interessant nennen, und die wir eben deshalb weit höher zu stellen haben, als wir das Interessante zu stellen pflegen. Daher kann es wohl kommen, daß wir nicht selten die sinnliche Natur und das Fleisch vernachlässigen, da wir nun einmal nicht an beiden Tafeln zugleich genießen

*) Es ist derselbe bereits bei Zick angeführt, nicht von Goethe selbst herrührende Aufsatz.

können und nicht Heidenthum und Christenthum vereinigen dürfen und nicht wollen. Die pittoreske und die plastische Kunst gehöret überhaupt, um es nur gerade heraus zu sagen, mehr den Griechen an als uns, so wie im Gegentheil Poesie und Musik das eigentliche Wesen des christlichen Künstlers bilden. Diesem bleibt deshalb bei der Behandlung der sogenannten bildenden Künste als das Entscheidende, sie in das Musikalische oder Reim-Dichterische zu versetzen, und so sich anzueignen.

So erscheinen mir die Werke der herrlichen Italienschen Maler als die reinste und zarteste Musik, während in den besseren altdeutschen Bildern eine reine Poesie, die ich die ethische oder tugendhafte nennen möchte, vorwaltet. Der altdeutsche Maler erkennt gewissermaßen nur Auge und Gesicht als würdig gemalt zu werden, weil sie den tiefen Geist anzudeuten oder auszusprechen vermögen. Selbstens ist ihm dann noch etwa die sichtbare Hand als milde Geberin oder kräftige Abwehlerin bedeutend. Der übrige Körper ist ihm nur als etwas Nothwendiges vorhanden, und, abgerechnet, daß er überhaupt mit den Ergebnissen der Anatomie unbekannt geblieben, erscheint er fast zu vernachlässig, um sich sonderlich um den Leib zu bekümmern.

S. 32.

Daher jene so oft gerügten Miesformen einzelner Theile, jene längliche Wagerkeit, jene Eidopengestalten, oder wie sich sonst der mittelmäßige, jeglichem nahe vor den Füßen liegende Mist gedanket. Mir ist es noch jedesmal gelungen, mich durch vergleichen ungenügende Einzelheiten durchaus nicht stören zu lassen, ja ich verhehle nicht, daß ich für das einzige Antlitz des weltrichtenden Christus auf dem Danziger Bilde fast sämtliche gemalte Leiber



(obwohl auch ich, wie billig, manche derselben herzlich liebe) willig und gern hingabe.

Was soll aber nun der neu-deutsche Maler thun? Soll er sich zum alt-deutschen zurückleben? Das sei fern und wird auch wohl fern bleiben, ohne daß wir sehr darnach zu sorgen brauchen, da die Erfindung des Zurücklebens nicht zu Stande gebracht worden ist, und nie zu Stande gebracht werden kann. Er soll, denke ich, ein Christ bleiben und ein Deutscher, dann wird ihm wohl von selbst das Tief-Erfreuliche und Edle in der alt-deutschen Malerkunst aufgehen, und er wird der vielen Reden über die allerdings Statt findenden Fehler derselben schwerlich bedürfen, da diese ohnehin ziemlich leicht einzusehen und zu vermeiden sind. Wir dürfen dabei einige Gemüthsruhe walten lassen.

S. 53.

Friedrich Freiherr von Hardenberg, (Novalis), geboren am 2. Mai 1772, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld. Er lebte in dem reinen Elemente, welches eine edle, engverbundene Familie, die nur dem Guten und Schönen lebt, um sich zu verbreiten pflegt, zeigte aber als Knabe wenig Anlage, war kränklich, lebte still für sich hin, und fand im Mittelpunkt seines Wesens nur eine unendliche Liebe für seine Mutter, bis endlich eine spätere höchst schmerzliche Krankheit, die nur durch gewaltsame Reymittel gehoben werden konnte, seinen Geist aus dem Schlummer weckte. (Doch möchte ich kaum Schlummer nennen, was vielleicht nur Traumeslusi war.)

Ludwig Tieck, der uns diesen Zustand erzählt, überläßt es ohne Zweifel dem Leser, weiter darüber nachzudenken; und so wird er mir vielleicht vergeben, wenn ich glaube, daß Novalis eigentlich immer krank geblieben sei.

Damit nun das nicht missverstanden werde, so sei verstatet, hier zwei wohlgemeinte Andeutungen zu wiederholen, die ich bereits in meiner Latona gab. (Zhl. I. Seite 19, und Zhl. II. Seite 250.)

„Man hat es den besseren neueren Dichtern oft zum Vorwurf gemacht, daß ihr Leben sich früher verzehre als das der Alten, und daß sie auch während ihres kurzen Lebens sehr häufig mit der Krankheit zu ringen hätten, die den Griechen sehr selten oder nie erfaßt habe. Ich, der ich mich wahrhaft modern fühle, und mich dessen rühme, möchte hierbei bloß fragen: Ist es nicht oft unendlich leichter, sich gesund zu erhalten, als mit Freiheit krank zu sein? Konnten nicht auch die Alten wenigstens historisch eine „göttliche“ Krankheit? Ist sie es nicht, die wir als einen Tribut abtragen an die Maturnothwendigkeit, daß sie uns verstatte frei zu sein? Fühlen wir nicht in ihr die Zugluth hinter den Pforten der Ewigkeit her? und fühlen wir uns nicht innerlich gestärkt und geheiligt durch dieses Anwehen?“

Was den früheren Tod der meisten modernen Dichter betrifft, so möchte es wohl ein wenig gemein erscheinen müssen, das Leben zu berechnen nach den Tagen des Kaisers oder mit dem Tauffchein in der Hand.

„Es ist vielleicht unter allem Schweren das Schwerste, eine Jahre lang fortdauernde Krankheit rein poetisch zu nehmen, und sich in derselben stets mit innerem und äußerem Anstand zu betragen. Wir zweifeln, ob es in der ganzen alten Welt irgend einen Virtuosen im Kranksein gegeben, und glauben sogar, daß selbst die Tugend eines Sokrates oder Epaminondas bei einer solchen Aufgabe nicht würde ausgereicht haben. Jene Tugend ist eine rein

moderne, die, wie so manches Vortreffliche, lediglich durch das Christenthum möglich geworden ist, welches besonders derjenige gewiß nicht vergessen wird, der es am weitesten darin gebracht hat. Deshalb wird denn auch Ruhmredigkeit fern bleiben.“ *)

S. 34.

Möge aber auch Novalis wieder gesund geworden sein; das, was ihm die Krankheit bot, konnte oder wollte er gewiß nie abstreifen. Sie gab ihm wissenschaftlichen Witz und combinirenden Scharfsinn, (doch blieb Humor ihm fern und fremd) Gefühlsepigrammatik und mythische Flammen im religiösen Tiefinn.

Es ist über Novalis schon so häufig und nicht selten auch mit so viel Liebe gesprochen worden, daß uns nur

*) Indem ich bei der letzten Revision meines Buches auch Novalis' Fragmente noch einmal durchgehe, finde ich nach der Bemerkung, es sei ein bedeutender Zug in vielen Mähehen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich werde, auch ein anderes Unmögliches möglich wird, folgende Erläuterung: „J. E. ein Daz soll in einen Reigen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblick, in welchem der Daz geliebt wird. Vielleicht gäbe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Mensch das Kiesel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Adern, die höchste positive Lust durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthese sein? Ist sicherlicher der Schmerz, desto heber die darin verborgene Lust? Jede Krankheit ist vielleicht ein notwendiger Anfang der innigern Verbindung zweier Wesen, der notwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheit und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nächste Verbindung liebender Wesen ansehen. Hängt nicht überall das Beste mit der Krankheit an? Halbe Krankheit ist Kiesel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere.“ — (C. Novalis Schriften, dritte Aufl. Tpt. II, S. 249.)

wenig hinzuzusehen übrig bleibt. Sein Gemüth war in einem ewigen Streben nach Harmonie, und so ahndete er zuletzt die Ursonne, in der alles Eins ist, und in welcher sich die scheinbar vereinigten Strahlen wieder versammeln. Einem solchen Gemüth begegnet selbst das Feindliche nicht mehr feindlich, und, da es sonst fast komisch oder lässig ist, wenn untergeordnete Naturen mit den höhern vertraulich umgehen wollen, so ist es im Verhältnisse zu ihm nicht nur erfreulich möglich gewesen und noch möglich, sondern es erscheint sogar als nothwendig, worüber selbst einige Lebensbeschreibungen des Verewigten, in denen auch wohl die Urtheile einiger heterogenen Männer über ihn angeführt werden, die Belege geben. Nur Wohlgefuntheit im Allgemeinen verlangte sein edles Gemüth, und diese kann dem mit Liebe Zuhenden nie verbergen bleiben.

Dies gilt von ihm und seinen Werken, die Eins sind, bis heute.

S. 33.

Dieses Streben nach unversehrter Bildung, diese Einheit in der Gesinnung, dieser spürbare Geist spricht überall in seinen Schriften; ja er wagte sogar auf diese Grundlage einen Roman zu bauen, in welchem vielleicht das Höchste gewollt worden ist, was jemals in einem deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunderts hat gewollt werden können. Dieser Heinrich von Niedringen ist bekanntlich nicht vollendet, was man von jeher sehr bedauert hat; ich meine jedoch, daß er überhaupt nicht vollendet werden konnte, indem hier Manches zur Sprache gebracht werden sollte, was überhaupt die Sprache flucht, und selbst mit dem schönsten Wort sich nicht frei vereinigen läßt, weshalb auch schon manche tiefe Mystiker der Deutschen, z. B. Jacob Böhm, bei manchen nur halb aussprechbaren Sätzen

den Leser auf die Zeit hinweisen, wo wir mit Engelszungen reden werden.

Das Klarste, was Novalis selbst über das innere Wesen seines Buchs gesprochen, scheint in folgenden Zeilen zu liegen, die in einem der Schlusskapitel des *Osterdingen* eine Stelle finden sollten:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,
Wenn die, so sinnen oder fühlen,
Mehr als die Tieselehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
In ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Wahrken und Gedichten
Erkennt die ewigen Weltgeschichten,
Dann steht vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fect.

S. 56.

Auf diese Weise mußte er nothwendig, selbst in dem was von dem Roman bereits vor uns liegt, auf manche Stellen kommen, wo das Wort entweder nur laßt oder ganz versagt, wie ein Gewehr, in dem der Schuß zurückbleibt, oder, was das allerschlimmste ist, zuweilen wohl gar Gefährliches und Irriges spricht, während im Gemüth nur Liebe und Wahrheit standen, die bezeichnet werden sollten.

In dieser Beziehung ist er der Gegenfaz von Goethe, dessen durchaus klare, gesunde und dauerhafte Natur das Darstellbare rasch ergreift und mit Liebe und Genauigkeit bis an's Ende durchführt. Novalis hat das selbst sehr wohl gefühlt, und mit scheinbarer Härte von dem natü-

ökonomischen Geschmac, der durch Verstand zu einem erworbenen edlen werde, gesprochen. Es sei klar, daß es Goethe's Neigung sei, eher etwas unbedeutendes ganz fertig zu machen und ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibe und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. — Was dann folgt über Wilhelm Meister, als dessen Geist künstlerischer Atheismus angegeben wird, sehen wir als bekannt voraus, und, wenn wir das Wort „unbedeutendes“ und den eben genannten sehr äbel gewählten Ausdruck abrechnen, so findet sich in dieser Beurtheilung manches, welches wirklich zutrifft: was uns jedoch in der Liebe für das Buch durchaus nicht stören kann, da es gewissermaßen nur das Nüchternliche und Zeitliche desselben andeutet. Für die Ungerechtigkeiten, die dennoch übrig bleiben dürfte, hat er sich selbst genugsam und edel bestraft, indem er, wie uns Lied erzählt, kein Werk so innig liebte und studierte als gerade den von ihm so streng beurtheilten Wilhelm Meister, eine Strafe, die allein sich für den vortrefflichen Mann eignete.

S. 57.

Rechte Fragmente oder Andeutungen sollen bekanntlich kleine Welten sein, Noten zum Text der Menschennatur oder auch nur des Zeitalters, Däse, die eine Gegend des Wissens oder in der Welt des Gemüthes erhellen, und den großen Vorzug vor den Däsen haben, daß sie nicht so schnell wie diese verschwinden. So sind fast alle Fragmente, die uns Mevalis hinterlassen hat, wirklich; doch gestehe ich gern, daß einige mir fast ganz unverständlich sind, andere auf Unwegen und mit unendlicher Mühe suchen

was näher liegt, andere selbst mit Recht gefährlich scheinen, obwohl sie es für M. gewiß nicht waren. *)

Am freiesten von aller Manier sind seine Hymnen an die Nacht, und die meisten seiner geistlichen Lieder, (z. B. das unendlich reine und milde: „Wenn ich Ihn nur habe“) in denen die Gediegenheit seines Sinnes sich in der mildesten Begründung offenbart. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hat keinen geistlichen Liederdichter, der sich ihm vergleichen ließe; wohl aber das siebzehnte.

Er starb wie er gelebt hatte, ruhig, erhoben, ergeben und befriedigt, auch äußerlich umhüllt von den Harmonien, die in ihm waren, am 25. März 1701 im noch nicht vollendeten neun und zwanzigsten Jahre seines Alters.

§. 30.

Der luntige Ferkel dieser viel reichbegabten Männer wirkte auf die deutsche Literatur so mannigfaltig und mächtig ein, daß wohl begreiflich wird, wenn rasche Freunde und noch raschere Feinde gar bald von dem Beginn einer Schlegelschen Periode und Schule sprachen. Ganz beson-

*) J. B. „die Religion enthält unendliche Tugendmuth. Willen wir Gott lieben, so muß er höchstbedeutend sein.“

„Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Menschheit. Die Ehre ist der größte Key für die Liebe der Menschen; je mehr sie der Mensch wählt, desto christlicher ist er. Überdies: Deren ganz mit der Weisheit ist der Zweck der Ehre und Liebe. Daraussehen sich ein acht christliches Pöbel.“

Diesen und ähnlichen Sagen, in welchen das Tiefwahr mit dem Hochtrüblichen verbunden ist, wollen wir mit nichten anders begreifen, als mit der aus der tiefsten Tiefe geordneten Fülle: Laß, o Gott, um Christi willen, nicht weisheit sein wollen, als Christus; von dem allein uns die Weisheit kommt.

ders zeigten sich die Feinde schnell fertig mit diesem Ver-
schum, da sie wohl hoffen durften, durch das bloße Wort
„Schule,“ das der Menge unheimlich ist, Manche für sich
bei diesem Kampfe zu gewinnen. Man glaubte die Denk-
freiheit und die Willkür in den Meinungen gefährdet,
ohne zu bedenken, daß die Denkfreyheit von keinem leben-
digen Menschen auf der ganzen Welt geraubt werden
kann, und nur das einzige Schlimme dabei ist, daß so
wenige sich dieser Freiheit wirklich bedienen, und wenn
man sie ihnen auch verbrieft und besiegelt in das Fenster
hineinschieben wollte. Was aber die Freiheit hinüber und
herüber und quersfeldeln zu meinen betrifft, so ist es sehr
gut, wenn sie durch irgend ein Mittel, schmecke es auch
ein wenig nach geistigem Terrorismus, unterdrückt wird,
da ja kein Kräftiger sich wird irre machen lassen, sondern
stets Gleiches mit Gleichem zu erwidern im Stande ist.

Erläuterlich ist es gar wohl, daß so manche Feinde auf-
traten, denn sie fühlten sich in ihrem ganzen Wesen ange-
griffen und verletzt. Alles das, was sie bisher für gut
und vortrefflich gehalten, die Aufklärung, die nachlassende,
mechanische Metaphysik, die ökonomische Poesie, die hun-
gerleidenden Familiengemälde, denen man mit der größten
Bequemlichkeit vom Parterre aus zusehen konnte, alles das
und noch viele hundert andere sogenannte Säulen, an der-
nen man sich bisher fest gehalten hatte, die sollten nun
alle nicht mehr gelten, und wurden ohne Schonung niedergerissen.

§. 59.

Und wie schmäblich verfuhr jene sogenannte neue
Schule mit so manchen Herzenslieblichen der Wahrheit,
z. B. mit Kosebue, dem man doch schon so oft eine gute
und leichte Herzensverbauung (verzeiht das Wort) ver-

danke, und konnte man sich überhaupt darüber noch wundern, da selbst das höchste Ideal der Vergangenheit, Wieland, vor diesen seltsamen Männern nicht sicher war? Hätten die meisten dieser Feinde der neuesten Zeit nur ein wenig solide Selbstkenntniß gehabt, so würden sie wohl eingesehen haben, daß sie selbst durchaus nichts zu fürchten hätten, da an ihnen überhaupt nicht viel gelegen und deshalb auch nicht viel zu bekämpfen war. Nur eine bedenkende Stimme, welche Irrthum verbreitet, soll unterbrochen und bestritten werden; mit dem Nachhall sich zu beschäftigen, ist schon weniger der Mühe werth, und für den Nachhall des Nachhalls bleibt wohl - schwerlich Zeit übrig.

Frägt man nun, wer diese Gegner waren, so erwähne ich namentlich mehrere Mitarbeiter an der allgemeinen Literaturzeitung, der deutschen Bibliothek und dem Freymüthigen.

§. 60.

Die Literaturzeitung hatte sich anfangs besonders mit Wilhelm Schlegel tief eingelassen, und verdankte ihm eine Reihe von geistreichen und anziehenden Recensionen, die auch von vielen Lesern mit rechtem Dank erkannt wurden. Als aber Schlegel anfang, ein größeres Aufsehn zu machen als herkömmlich ist, und, wie gesagt, als Haupt einer Parthei austrat, schien sie sich in seiner überlegenen Nähe unheimlich zu fühlen, verletzte ihn, anfangs vielleicht ohne es zu wollen, späterhin geßtentlich, und hatte dann den Halbthummer und die Halbfreude, daß er öffentlich Abschied von ihr nahm. Der deutschen Bibliothek muß man nachsagen, daß sie in ihrem ganzen Leben niemals sich mit Kant, Fichte, Jacobi, Reinhold, Goethe, Schiller, Wieland, Schlegel, Tieck freundlich besaß habe, sondern, mit

seltenen Ausnahmen, fast immer rein seelenlos, ideenlos, poesielos erschienen ist. Sie feierte deshalb ein wahres Freudenfest, als jener Bruch der überschwenglichen Wänner mit der Literaturzeitung erfolgte, rückte dieser armen Zeitung ungroßmüthig und ungerath vor, daß sie doch wirklich und wahrhaftig Kant, Fichte u. s. w. gelobt habe, was sich ohnehin nicht wohl ableugnen ließ, da es nun einmal unglücklicherweise mit abgedruckt war; gab aber einige Hoffnung zu verzeihen, wenn nur dergleichen Ungebüß hinfort nicht wieder geschehen werde. Sie selber aber setzte sich jetzt mit neuer Lust auf den alten literarischen Reiterwagen und schalt unsäglich auf alles Gefährlich-Neue in der Philosophie und in den schönen Künsten. Auf Gründe ließ sie sich natürlich gar nicht ein, an Wiß fehlte es gänzlich, die Laune war jäh, und nicht unähnlich dem gewöhnlichsten Bogeleim; doch mit dem Unterschiede, daß sich damit nichts fangen ließ. Man war bloß grimmig, was eigentlich nicht sehr interessant ist.

S. 61.

Aber der Klügste war und blieb Kogebue. Ihm geschah durch das Athendum und dessen Fragmente, die sich scheinbar so leicht weglesen lassen, so wie nicht minder durch die harten Angriffe auf ihn selbst, die dort erschienen, eine wahre Wohlthat; denn er hatte doch nun wieder einen Stoff, über den er erträglich und unerträglich Wiß, wie es gerade fiel, auslassen konnte. Er schrieb deshalb in der größten Eile den hyperboreischen Esel, eine Posse, die wirklich das Wichtigste ist, was jemals gegen Schlegel erschienen; nur daß uns der Wiß von einer ganz andern Seite genießbar erscheint, als Kogebue es wollen wird. Er schildert nämlich in jenem Stück einen jungen Mann, der eben von der Universität kommt, dort sich

selbst verloren hat, und zu einer lebendigen Reihe von Schlegelschen Fragmenten geworden ist. Die seltsam-tolle, geistreich-verkehrte, wunderbar-witzige Person wird nun in ein Verhältniß mit ganz gewöhnlich platten und leicht weichmüthigen Menschen gebracht, die er wie ein störriger Esel behandelt, wodurch nothwendig wahrhaft lustige Scenen veranlaßt werden müssen; wie daß man freilich, wie gesagt, auf eine ganz andere Weise lachen muß, als Kogebue es haben will. *)

Dabei kam ihm jedoch gar sehr zu Hülfe, daß jene Fragmente allerdings manches sehr Irrige, Seltsame und auf den Kopf Gefestete enthalten, das selbst dem nicht weisesten, oft ganz in der Nähe stehenden Scharfsinnigen und Tiefen Schaber, und nun vollends in dieser Verbindung zur Sprache gebracht, die Lacher auf Kogebue's Seite bringen mußte. Es ist freilich etwas sehr Klägliches und Widriges um die meisten dieser Lacher und um dieses „auf die Seite bringen;“ aber es war eben hier der Ort, dieses Widrige zu nennen.

§. 62.

Außer diesen berühmteren Gegnern gab es aber auch

*) So steht es wohl kaum etwas komischeres und (ganz ohne Ironie) lächerlicher als folgendes: Die Mutter fürchtet, ihr leibhaftig unverständlicher Sohn werde wohl gar noch mit Selbstmord endigen, worauf dieses mit Melancholie erwidert, auf das Abendum sich besinnend: „Der Selbstmord ist selten eine Handlung, meistens nur eine Begebenheit,“ u. s. w., was die Mutter, auf keine melancholische Unternehmung sich einlassend, mit dem rührend-komischen Geufser des antwortet: „Ach, es wäre für mich eine künftige Begebenheit.“

Ich erinnere mich noch mit wahrer Freude an den Abend in Leipzig, (in der Richardsonstraße 1791) wo dieses Lustspiel zum ersten, leider aber auch zum letztenmal aufgeführt wurde. Vielleicht war sowohl der Schauer als das Lachen, welches durch das Stück erregt wurde, zu groß, um eine zweite Darstellung zu wagen.

noch einige, die ihre Feder lediglich in schlechtes Gist und schlechte Galle tauchten, und sich fast ein eigenes Gewerbe daraus machten, die Schlegel und die Schlegelsche Schule zu verfolgen. Einer darunter, der gleich anfangs fast als Kober's literarischer dienender Bruder erschien, doch auch früher und später eigene Winkelboutiquen aufschlug, ja zuletzt sogar mit dem selbst gewählten Geistes-Oberhaupt schreiend zerfiel, hat es durch unbegränzte Wuth gegen gar manches Schöne zuletzt dahin gebracht, daß man seinen Namen in gebildeter Gesellschaft nicht füglich mehr nennen mag.

Dann folgte noch ein lustigeres Völkchen, das eigentlich gar nicht recht wußte, was es wollte, sondern bloß aufgefaßt hatte, daß das neue philosophisch-ästhetische Wesen einiges Unbequeme habe, und deshalb frisch darauf los schalt und wüthete. Es waren zum Theil Leute, die sich wohl hüteten, ihren Namen den Christen und Aufstüßchen beizufügen, welche sie fliegen ließen, eine oft übersflüssige Sorgfalt, da die meisten auch mit vollständig ausgeschriebenem Namen dennoch würden durchaus anonym geblieben sein.

§. 63.

Was endlich die polemische Taktik betrifft, deren man sich bediente, so ist sie historisch nicht unmerkwürdig und war etwa folgende. Wieland wurde unendlich erhoben, weil er wüthig angegriffen worden war, Herder hatte das entsehlliche Schicksal, daß ihn manche reihe und mittelmäßige Leute für ihres Gleichen hielten, weil er, der Vortreffliche, in der finstern Stimmung seiner letzten Jahre mitunter etwas hart gegen die neue Zeit gesprochen, und Goethe brachte man ein sogenannt listiges Vedaubern, daß er so oft unmaßig gelobt werde. Wie man sich gegen Schiller zu gebärden habe, darüber war man nicht einig,

denn obwohl er jetzt als Kritiker fast schwieg, so war doch sein Graf von Habsburg offenbar zu fromm, seine Maria Stuart zu katholisch, seine Vorrede zur Braut von Mesfina zu literarisch-revolutionär und überhaupt der ganze Mann zu vornehm-bedenklich, als daß man ihm hätte recht trauen können. Allein er stand nun einmal da, als anerkannt vollendeter Liebling der Deutschen, und als König der Bühne, und so mußte ihm wohl mit langweiliger Schonung und Hochachtung begegnet werden.

Aber auch die Andern wurden sehr verschiedenartig behandelt. Bei Wilhelm Schlegel kam der üble Umstand in's Spiel, daß seine großen Sprachkenntnisse, sein Uebersetzungstalent und sein leichter Witz gar zu auffallend waren, um ganz ignoriert werden zu können, und so mußte man denn schon ein Uebriges thun und das mitunter eindreuen. Einige gingen sogar so weit, das ziemlich gern zu thun, theils weil sie, seltsam genug, eine laise Hoffnung hegten, ihn wohl noch gar auf ihre Seite zu ziehen, theils weil sie meinten, es werde doch den Andern wehe thun, wenn er ihnen so offenbar vorgezogen werde: und dieses Wehethun könne durchaus nicht schaden. Es bekam ihnen aber diese Procedur übel, denn der störrige Mann erklärte allen diesen Leuten in der Vorrede zu Fichte's Biographie des Nicolai, daß er diese Gattung von Lob schlechthin nicht wolle, und ihnen nur vergeben könne, wenn sie von dergleichen Ungebühr abständen.

S. 64.

Mevalis hatte gleichfalls ein seltsames Schicksal, und da sein garter und tiefer, in den seltensten und schönsten Geheimnissen lebender Geist gar selten verstanden ward, so konnte ein fast endloses Gemüth von staubig verworrenen Scheltreden nicht fehlen, mit dem man während seu

nes Lebens auf ihn eindrang. Er hatte jedoch — fast möchte ich sagen — den klugen Gedanken, sehr früh zu sterben, und nun veränderte sich mit einemmale sein Verhältniß zu den Kritikern. Die meisten Deutschen haben nämlich, wie ich bereits anderswo bemerkt habe, ein ganz ausnehmendes Mitleiden mit gestorbenen Leuten; besonders aber mit gestorbenen Schriftstellern, sie werden dabei ordentlich exaltirt, und es kommt ihnen dann auf einige lyrische Ausrufungen, ja sogar auf einige geweinte, geschriebene und gedruckte Thränen nicht an. So lange ein Autor lebt, muß er ein wenig kurz gehalten oder wohl gar einigermaßen gedärgert werden, und es ist ihnen vertrießlich, wenn er sich zu keinem rechten Aerger bequemen will.

Was ihm Gott Schönes bescheert in der Poesie, möge es auch noch so sehr blühen, duften und erquicken, das wird bei seinen Lebzeiten meist ignorirt oder widrig kühl betrachtet; aber über seinem Grabe da mag es duften und erquicken, das erlaubt man gerne. Ueber einem solchen Grabe werden selbst ganz kalte Naturen ein wenig warm, und sie sprechen dann wohl: Es war doch ein guter Mann, und er dachte in seinem ganzen Leben nur daran, uns Freude zu machen, uns, die er immer gar gern als Freunde betrachtete, obwohl es zuweilen kaum möglich war. Er hatte blutwenig Vortheil davon, was man so Vortheil haben nennt, doch mag er innerlich passable vergnüglich gewesen sein, hätten wir ihn nur öfter dazu kommen lassen. Nun er aber todt ist, wollen wir ihm vergeben, daß er so gut war, und so manches Schöne gab, und einen Loherkranz wohl an ihn spenden.

S. 65.

Selbst das Parasiten-Gewühl auf unserm Literaturl

theater wird dann erdentlich ernsthaft, und sucht den curren-
 teuten Gesichtern einige Wehmuth beizufügen, ja es wird
 sogar wohl wirklich ernsthaft; aber die etwas Besseren,
 die nur leichtsinnig waren, und bloß dachten: „Wir könn-
 nen ja unsern Dank auch nach zwanzig Jahren noch abtra-
 gen,“ die fühlen jetzt mit tiefer Beschämung, daß sie
 leichtsinnig waren; und nun ist ihnen keine Blume und
 keine Thräne zu theuer für das geliebte Grab. — Wohl
 aber dann den guten und innigen Menschen, die den Dich-
 ter rein liebten im Leben; ihnen ist sein Tod wie sanfter
 Fichtenhauch, und sein Grab eine würdige Stelle, die heil-
 igiten Gelübde zu erneuern.

Ein solches Schicksal hatte Novalis nach seinem Tode;
 und, so widrig es auch ist, in der stillen Kühlung, die
 mir der Gedanke giebt, schlechter Kritiker zu erwähnen,
 so muß ich doch als Literaturhistoriker zum Beleg hier an-
 führen, daß selbst die deutsche Bibliothek ihn jetzt als ei-
 nen Mann von großen Gaben pries, und gar nichts mehr
 davon wissen wollte, daß sie ihn früherhin für halb verrückt
 erklärt hatte.

S. 66.

Ganz anders ging man dafür mit Friedrich Schlegel
 um. Der war gesund und frisch, munter und guter Din-
 ge, und wurde deshalb unendlich ausgescholten für so man-
 ches Vortreffliche, das er uns gegeben. Da es fand sich
 eine Zeitung, in der unumwunden erklärt ward, er sei
 wahnsinnig, so wie man denn überhaupt mit diesem schau-
 derhaften und heiligen Worte eben nicht sehr sparsam ist,
 da es ja bekanntlich nicht mehr Hauch und nicht mehr
 Dinte festet als andere gute Worte. —

Ueber das schlimme Schicksal Tiecks ist bereits oben
 gesprochen worden; doch werke hier zum Beleg die Recen-

sion seines Octavianus in der deutschen Bibliothek angeführt, in der sich die Rohheit ein ordentliches Fest gegeben und sich selbst ein Lebehoch gebracht hat.

Daß es übrigens auch sehr wackere und rechtliche Gegner dieser sogenannten Schule gab, bedarf wohl kaum der Erwähnung, denn wie wäre es anders möglich in unserm lieben rechtlichen Deutschland? Und gab nicht diese Schule zu manchem sehr gerechten Tadel wirklich Anlaß? In gewissem Sinne und in mancher Hinsicht kann man sogar Goethe und Schiller als Gegner anführen, sehr bestimmt Herder, theilweise F. Jacobi und Jean Paul, und tiefer unten, doch immer noch sehr der Beachtung werth, Huber u. a. Allein die Gegnerschaft war bei diesen Männern doch nur eine bloße Nebensache, die sie auch nur als solche ansahen, so wie überhaupt der, der sich des Positiven im Innern bewußt ist, das Negativische nur als etwas, auch in der reinsten Laufbahn zuweilen mit Vorfallendes, und deshalb Nothwendiges, nie aber als etwas Hauptsächliches betreibt.

S. 67.

Gehen wir jetzt zu den Freunden jener Schule, so finden wir hier, im Allgemeinen gesprochen, manche recht talentvolle junge Männer, manche sehr mittelmäßige und manche sehr geistesärmliche. Auf manche Naturen wirkt ein neu aufblühender Frühling fast berauschend, besonders wenn noch viel Nordstürme und Nachseheßte dazwischen hineinfallen; andere Nervenfranke, die sich den Winter hindurch leidlich befunden, fühlen sich dann seltsam aufgeregt und matt zu gleicher Zeit, ja es mag selbst erlaubt sein, hier an den nicht unbedeutenden Umstand zu erinnern, daß das Hineinschauen in die Frühlingssonne, nicht selten ein heftiges — Niesen bewirkt, was dem, so es begegnet,

wohl angenehm sein mag, den Zuhörern aber doch mitunter lästig fällt. Jene Veranschung nun, jene mit Mattigkeit verkündete Heftigkeit und jenes Niesen wurde nicht selten für etwas sehr — poetisches angesehen, und es sprach sich etwas Aehnliches in vielen polemischen Kritiken und einigen Schöpfungen aus, die von dieser Seite her gegeben wurden.

Die Kritik wurde bald höchst einfach, aber auch oft höchst mechanisch. Zuvörderst wurde das Kind mit dem Bade umgeworfen, und fast das gesammte Streben der letzten fünfzig bis sechzig Jahre für einen schmählischen Irrthum erklärt. Man ging dabei mit den allerschlimmsten Worten sehr freigebig um, und solche, wie: roh, gemein, platt, matt, abscheulich, entsetzlich langweilig u. s. w. raffelten wie rostig-stumpfe Schwerdter an einander. Dagegen wurde Goethe mit einem Weibrauch umqualmt, durch den ihn die erhöhten Qualmenden zuletzt kaum mehr sehen konnten.

S. 63.

Dieser letzte Umstand gehört mit zu dem eigentlich Traurigen jener Zeit, denn manche jener trunkenen Jünglinge hätten sonst wohl wegen anderweitiger löblicher Gesinnung und Kraft verdienen mögen, den herrlichen Meister wirklich zu sehen; da sie aber gleich von vorn herein mit heftiger Vergötterungslust angingen, so konnte das keine gute Mute gewinnen und kein ersprießliches Ende nehmen. Goethe selbst, dessen Kunstleben „saltenlos und leuchtend“ ausgebreitet war, konnte weder Vortheil noch Schaden dadurch gewinnen; doch mußte freilich ihm, dem besonnenen, mäßigen, stets auf der feinen Linie der Grazie wandelnden Künstler, der wilde Lärm, der

um seinen Namen herum tobte, unerfreulich genug sein, wenn er überhaupt Noth davon nahm.

Jene schreienden Leute glaubten indeß festiglich, nicht bloß Recht, sondern wahres Ueberrecht zu haben, und gebrudeten sich überhaupt sehr stolz, übermüthig und mit wahrer Herzenslust grob, wobei ihnen ein zu rasch geflossenes Wort Friedrich Schlegels von göttlicher Grobheit scheinbar zu Hülfe kam. Das Schlimmste aber war, daß bei dieser Grobheit mitunter auch gar schlimme Dürftigkeit waltete und einige der Vorlauten fast im Ernst nur Eine Antwort hatten, so wie der lustige Rath in Shakespeares „Ende gut alles gut“ im Scherz vorgiebt, nur Eine zu haben, die ihm aber immer aushelfe. War sie gleich bunter, als die, mit der die edle Gräfin von Roussillon in dem genannten Stücke ergötzt wird, (O Lord, Sir) so war sie doch oft nicht viel geistreicher.

L. 69.

In die gelesensten kritischen oder allgemein ästhetischen Blätter gelangten sie nur selten mit ihrem Schwefels Feuer und Dampf: Worten, denn dort haufete noch meistens die alte starre Nüchternheit und wehrte den Eingang; desto mehr aber legten sie sich auf mündliche Rede, und das gesellige Leben ward nicht selten durch sie fast feindlich angeregt. Oft hätte man manchen von ihnen mit Venedikt in „Viel Lärmen um nichts“ nachsagen dürfen: Nay, mock not, mock not. The body of your discourse is sometimes guarded with fragments, and the guards are but slightly basted on neither: ere you flout old ends any further, examine your conscience; and so I leave you (O spottet nicht, spottet nicht. Der Stoff eueres Gesprächs ist oft mit Lappen verbrämt, und die Verbrämung ist nur sehr schwach angeheftet. Ehe ihr die

Leute weiter neckt mit Alsfickel, prägt euer Gewissen; und somit Gott befohlen.)

Shakspear, der ächte Prophet, scheint jede Art und Unart der Menschen gekannt zu haben, und so dürfte sich hier die Anführung zweier Worte von ihm, schnell hinter einander, gar wohl rechtfertigen.

Doch ist auch nicht zu leugnen, sondern mit Lob zu erwähnen, daß einige unter ihnen manchen stehenden Gesellschaftsasumpf zu salzen, oder wohl gar in einen fließenden Strom zu verwandeln vermochten. Die Menschen waren doch wieder angeregt und lebendig geworden, und das ist immer schon mit Dank zu erkennen. Selbst daß hie und da einige gedärgert wurden, mochte hingehen, da man lange genug trüg gewesen war.

§. 70.

Uebel im Ganzen stand es mit den eigenen Schöpfungen dieser sogenannten Schule, und wenn etwa ein ehrlicher alter Mann die Rede an sie richtete: „Und ihr, die ihr höchstens die Achsel zuckt bei dem Namen Gellert, die ihr Klopstock nicht mehr leset, Wielanden sämtliches Talent abspricht, und Schillern fast nur noch als Goethes Schächling schont, die ihr stets vornehm und unzufrieden ausseht, was habt ihr uns außer den Worten, die wir nun bereits zur Gnüge vernommen, für Werke zu geben?“ so hatte man in der Regel leider wenig mehr zu überreichen als Sonette und wieder Sonette, assonirende Gedichte und Uebersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen und Portugiesischen, wobei selten mehr zu loben war als Sprachkenntniß, obwohl man viel mehr gewollt hatte.

Wir haben hier etwas sehr Trauriges ausgesprochen, aber es ist der Wahrheit völlig gemäß, wenn wir die Selb-

tenheit wahrhaftiger Produktionskraft, und der Werke langathmiger Begeisterung, zu deren Vollendung eine Reihe von Monaten und Jahren und nie ermüdender Geist und Fleiß gehören, zu den schlimmsten Zeichen jener Zeit rechnen. Man wollte im Fluge groß und unsterblich werden, aber man erslog meist nichts Sonderliches. Einige waren in steter Nachahmerel befangen, und befanden sich so wohl dabei, daß selbst eine viel zu feierliche Beschwörung „bei den Wunden des Herrn“ (in dem Gedicht: *Apollo Musagetes*) nichts ausrichten konnte.

Nicht minder ist hier das große Uebel der Ausländerel im Geschmack, anzuerkennen. Zwar äußerte es sich jetzt ganz anders als im achtzehnten Jahrhunderte, wo es fast nur eine französische Spielerei war. Jetzt war es gründlicher, vielseitiger, vielleicht aber auch noch gefährlicher. Mit Voltaire, Corneille und Racine konnte jetzt Gottlob niemand mehr Aufsehen machen, obwohl sie noch oft genug vorkamen; dafür aber übersehte man so ziemlich aus sämtlichen Europäischen Süd- und Westsprachen: doch hatte die Spanische die Oberhand, und es gab Jahre, wo unsere schöne Literatur theilweise als eine bloße, sehr artige Kammerfrau der spanischen Poesie auftrat. Wöge der letztern stets innige Achtung bleiben; aber auch nicht mehr.

S. 71.

Was bei diesem Irrthum Gutes waltete: die König sammelnde Bienen-Natur, die Uebersicht der literarischen Verhältnisse Europa's, die Gründlichkeit mit der man strebte, das alles liegt offen da; aber auch der Schaden: das Entfremden von deutscher Natur und Kunst, das Verkennen des mütterlichen Bodens, aus dem allein das

für uns Rechte und Nothwendige erwachsen kann. Lieben sollen und dürfen wir jedes Schöne einer fremden Literatur; aber, laßet das ebliche sehr alte Wort gelten, (ich glaube, schon Montaigne sagte Aehnliches) heirathen soll der Deutsche nur die deutsche Literatur.

Wie selten aber wurde jetzt an Deutschland gedacht, wie noch seltener an Deutschland als Staat und in Vergleichung auf die andern Staaten. Die Theilnahme an der französischen Revolution und die Liebe für Frankreich hatte in unserm Vaterlande Gottlob fast überall abgenommen, und man schien einzusehen, daß die neuern Franzosen, trotz aller pomphaften Worte, nichts weiter seien als eine neue mit neuen Druckfehlern vermehrte Auflage der längst bekannten alten Franzosen, die seit drei Jahrhunderten, eine Rolle in der Geschichte gespielt haben, bei der niemand klatschen konnte, als die Spieler selbst. Mit dem Irrthum, daß von dort aus irgend etwas Gutes für uns erwachsen könne, hatte es ein klägliches Ende genommen, und während man bereits die Niederlande, Holland und das linke Rheinufer in französischen Händen sah, hatte man sich zum Theil schon daran gewöhnt, die Franzosen als die Feinde anzusehn, die gelegentlich über den duldenden Rheinstrom hinüber hüpfen und das südliche Deutschland verwüsten. Aber Norddeutschland war ja stets ruhig und unangetastet geblieben, und jetzt hatte man ja Frieden in Deutschland, erkaufte durch die Abtretung des linken Rheinufers. Es ist schmerzlich zu erzählen, daß diese über alle Maßen traurige Abtretung, die bekanntlich selbst der consequenteste Franzose, Ludwig XIV, den halb verbluteten Deutschen niemals hatte abpressen können, jetzt im Allgemeinen nicht mehr für sehr schmerzlich gehalten, sondern als eine leidliche Begebenheit betrachtet wurde, in

die man sich wohl finden könne, und die gar leicht zu vers-
schmerzen sei.

S. 72.

Wenige nur, in so weit ich nach den damals gedruck-
ten Schriften und anderweltigen Erfahrungen schliessen
darf, Wenige nur erkannten die ganze Größe jenes Ver-
lustes und die Schmach desselben. Die meisten wählten
die höchst undeutsche Parthie des Leichtsinnes, und wollten
nicht daran denken und nicht davon reden. Man hatte
sich nun einmal in den Hoffnungen auf Frankreich gänzlich
geirrt, und wollte an den Irrthum nicht mehr erinnert
sein. Die edle und wahrhaft männliche gesellige Wissen-
schaft der Politik war fast aus allen Kreisen der Deutschen
verlorn, ja es galt in den meisten Gesellschaften für ein
Zeichen der Ungebildetheit, wenn jemand an die Verhält-
nisse des Vaterlandes erinnerte. Viel weitem interessanter
sah man die Berathungen, ob der gestrige Bapard die
Rolle gut gelernt und glücklich aufgefaßt habe, und ob die
vorgestrige Königin der Nacht bei der letzten Bravourarie
nicht doch ein wenig heiser geworden sei, wogegen dann
wieder andere mit großem Eifer sich des angegriffenen
tadellosen Ritters und der verletzten Pamina'smutter an-
nahmen. Dann wurde wohl irgend eines neuen mittels-
mäßigen Almanachs gedacht, vielleicht ein erträglich gebau-
tes Sonett recitirt, Klopstock gelobt oder gescholten, einige
Anekdoten aus der literarischen Parthienwelt erzählt, oder
Ähnliches vorgebracht, bei dem man weder kalt noch warm
ward, und man ging endlich mit der süßen Ueberzeugung,
sich recht wohl amüfirt zu haben, nach Hause. Andere
Gesellschaften machten es sich noch bequemer, hörten fast
ganz auf zu sprechen, und spielten bloß Karten oder ließen
singen,

singen, oder beides zugleich, wobei jedoch der süße Gesang mitunter durch das Marquen-Geklapper litt.

Es ist gewiß kein heiteres Geschäft, dies alles erzählen zu müssen, doch sei dafür auch schnell der Trost ausgesprochen, daß manche jener Träumenden gar bald geweckt wurden, und daß auch in jener Zeit noch gar manche und ächte Repräsentanten der edlen Deutscher gefunden wurden.

Indem wir nun noch einmal wiederholten, daß wir keine Schlegelsche Schule anerkennen, weil nie eine solche in der wahren Bedeutung des Worts vorhanden gewesen, gehen wir jetzt zu den andern bedeutenden Schriftstellern jener Zeit über, wobei wir jedoch gleich jetzt bitten wollen, das Maaß unsrer Schätzung nicht nach den Zeilen zu berechnen, die wir einem jeglichen widmen.



Drittes Buch.



D r i t t e s B u c h.

§. 1.

N. J. Bernhardi. Höchst ausgezeichnet ist seine deutsche Sprachlehre, in welcher die Idee einer allgemeinen Grammatik mit Kraft, Klarheit und wissenschaftlichem Witz durchgeführt worden, und wohl bedarf es auch des lehrern gar sehr, denn eine allgemeine Sprachlehre ist nur möglich, wenn sie zu einer allgemeinen Denklehre wird, und zu der Abfassung einer solchen ist ein rein philosophischer Geist vonnöthen.

Es kann denn hier auch nur angedeutet werden das entschiedene Verdienst, welches Bernhardi durch seine Schulschriften sich erworben hat, in welchen die genaue Einsicht und die gerechte Hervorhebung der Idee der gelehrten Schule überhaupt, mit rein historisch-kritischer Kenntniß des Vorhandenen und eigener praktischer Vermögenheit verbunden ist. Und so muß es sein, wenn nicht entweder Fantasteri oder Unterpresa walten soll.

In Beziehung auf den Gegenstand unseres gegenwärtigen Buchs gedenken wir nur der Dambocciaden, in welchen unter mehrerem Angiehenden die „sechs Stunden aus Finks Leben“ besondere Beachtung verdienen, indem hier eine bestimmte Zeit und Oct.-Novelle gegeben worden ist.

die selbst für das Studium jener Zeit und jenes Orts wichtig sein kann, weil die Zeit schon fast hinter uns liegt und der Weltgeist auch den Ort verwandelt hat. Der Gipfel aber des ganzen Werkes findet sich in der „verkehrten Welt,“ einem tief sinnig heitern Schauspiel, das, weil es die Welt nicht theilweise, sondern ganz umkehrt, eben deshalb auch eine vollständige und wahrhaft interessante Welt darstellt. Man kann hier nie sagen: Das ist Ernst, und das ist Scherz; sondern alles ist Ernst und Scherz, und der freie Geist darf diese Vereinigung wagen, sobald er sich des Ernstes und der Liebe bewußt ist.

S. 2.

Dieses Stück ist von Tied und Bernhardt gemeinschaftlich verfaßt worden, und es ist deshalb nicht möglich, genau anzugeben, auf welche Seite das Mehr oder das Weniger bei dieser Arbeit falle, obwohl es eben nicht schwer und auch wohl angenehm sein dürfte, darüber zu vermurthen. Sehr läßlich finden wir, daß selbst der kleine Impuls, der bei diesem Werke von dem gar wohl beachtungswerthen, aber fast vergessenen alten Schulrektor Weise in Zittau ausgegangen, angegeben worden ist, denn es kann überhaupt nicht unwichtig sein, zu erfahren, wie oft aus einem kleinen scherzend hingeworfenen Gedanken ein bedeutsames Werk entstehen möge.

Als ästhetischer Kritiker (im Archiv der Zeit und im *Ignosfargen*) hat sich Bernhardt sehr gewaltig und schneidend wüthig gezeigt, und, obwohl mitunter auch manches Grelle und Harte sich findet, und die Spuren des unersäßlichen Kampfes sichtbar sind, ohne Zweifel manches Heilsame bewirkt. Es giebt Zeiten, wo selbst das bloße geistige Anreizen und Aufregen Lob verdienen würde, doch war hier schon damals mehr.

Endlich möchten wir noch der kleinen, aber würdigen Feler des Schauspielers Fleck, in zwei gelungenen Sonetten, gedenken; denn wenn es wahr ist, daß dem Mimen die Nachwelt nur selten Kränze zu winden pflegt, so verdient es rühmlicher Erwähnung, wenn eine solche Annahme Statt findet. Wir fürchten nicht die platte Einwendung, es sei hier ja doch nur von zwei Sonetten die Rede, denn wir sind nicht gewohnt, bei guten Gedichten das Wort „nur“ zu gebrauchen.

S. 3.

Wilhelm von Schüh, geb. am 13. April 1776, zu Berlin. Wenn wir hier seinen Lacrimas, den Grasen von Gleichen, und die Niobe nur nennen, so müssen wir besorgen, bei den meisten unsrer Leser augenblicklich die Empfindungen des Misfallens hervorzurufen; ja es möchten sich Manche finden, welche glauben, die ganze Sache sei wohl mit einigen schnellen Scherzen abzufertigen. Das letztere ist in keinem Falle erlaubt, und in jedem Falle unpriesslich bei einem Schriftsteller, der mit so sichtbarer Anstrengung und so redlichem Willen arbeitet. Besser scheint es zu sein, ganz einfach zu fragen, woher wohl die fast allgemeine Ungunst entsprungen sei, die auf seinen Werken, besonders aber auf dem Lacrimas, lastet, worauf dann die eben so einfache Antwort gegeben werden möchte, es sei der Mangel an ursprünglich freier Natur und wahrehaftem Leben, der, durch kein anderweitiges Talent ersetzbar, hier fast jeden Genuß verkümmert.

Wenn ein edler Geist, fröhlich-ernst und kraftreich-bescheiden, muthig aus seiner eigenen Brust herausspricht, und uns mittheilt, was ihm das Gemüth bewegt und beruhigt, so müßte es wohl sehr seltsam zugehen, wenn er nicht freundliche Leser finden sollte. Wozu sich also Josseln

anlegen, die niemanden erfreuen, weder den, der sie trägt, noch den, der sie sieht und hört? Freilich trifft es sich wohl, daß auch die Fesseln, fein und zierlich gearbeitet, angenehm tönen und klingen können; aber es sind doch immer Fesseln, und man soll sich billig ihnen weigern. Der Mann, von dem hier die Rede ist, braucht sie bloß abstreifen zu wollen, und er steht frei, da im Gegentheil Andere die Fesseln wohl immerdar tragen werden, da sie gewissermaßen mit zu ihrer Existenz gehören, die der engen Schranke bedarf.

S. 4.

Nicht zu diesen letztern Unglücklichen, wohl aber zu denen, die fast nur durch Klang gefallen, und eben desshalb sehr bald verhallen, rechnen wir Johann Bernhard Weremehren, geb. 177., gestorben den 29. November 1803. Er war nicht ohne Talent, und nicht immer ohne Wohlklang, hat aber dennoch viel beigetragen, das Sonett verdächtig zu machen, als sei es eine bloße mesenlose Form, und gleichsam ein ausgeblasenes Ei, das man höchstens einmal der Glätte wegen scherzend bestreift und dann wegwirft. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, nenne ich sein Sonett an die Sonette. (Man findet es in Rahmanns Sonetten-Sammlung, Thl. II. S. 293.) Da heißt es:

In eure Form, ihr lieblichen Sonette,

Will sich der Dichtkunst heit'rer Genius schmiegen:

W!f! laßt ihn in die offenen Arme fliegen,

Und schlingt um seine Stirn die Rosenkette! u. s. w.

Erdtöchterin wird noch erzählt, daß der müde Schmerz auf des Gelangen's Bette ruhe, und am Schlusse gewarnt vor dem harten Lager des Procrustes, obwohl hier eben ein solches bereitet wird. Solcher Sonette, die nichts weiter

sind, als poetische Optativen, in denen es beständig heist „ach möcht' ich!“ „könnt' ich!“ oder stolzer „ich wag' es,“ „ich will“ u. s. w., ohne daß es doch je zu etwas Wahrhaftigem und zur That kommt, haben wir im Deutschen eine Unzahl. Mit solchem Dichter vergleiche man Wilhelm von Schütz, und man wird inne werden, daß er, obwohl uns nicht selten verlegend durch spröde Künstlichkeit, doch ein ganz anderer Autor ist, auf einer ungleich höhern Stufe stehend.

§. 5.

Heinrich von Kleist, geboren (wann?) endete freiwillig am 21. November 1811.

Als ich vor mehreren Jahren in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur das Schauspiel Rüdchen von Heilbronn, welches der Dichter für sein Hauptwerk zu halten schien, anzeigte, äußerte ich mich etwa folgendergestalt sehr einfach, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Werk zu lenken:

In einer Zeit, wie die unfrige, die wenigstens in Hinsicht der poetisch-productiven Kraft keinesweges reich zu nennen ist, wo sich das deutsche Gemüth oft in den Kopf allein, oder vielmehr nur in einen Theil des Kopfes, oder gar zuweilen lediglich in die Schreibfeder gezwungen hat, wo man sich nur größtentheils mit poetischen Worten, aber nicht mit poetischen Werken schlägt, in einer solchen Zeit ist es gar sehr und doppelt erfreulich, einen neuen Dichter zu finden, der da in der That und Wahrheit ein dichterisches Gemüth mitbringt und ein Werk liefert, das in sich selbst beruht und fest steht. Damit wollen wir dieses Drama keinesweges für vollendet erklären; wohl aber andeuten haben, daß das Versteckteste in demselben das Verschleierte bei weitem überwiege. Zuverörderst hat der Dich-

ter einen Stoff gewählt, den wir nicht anders als durch aus interessant und ächt dramatisch nennen können. Man gelangt zu der Gelegenheit, dieses Lob auszusprechen, jetzt so selten, daß wir es schon um deshalb accentuiren möchten. Unfre vornehm thnenden Formpoeten kümmern freilich sich wenig um den Stoff; doch die dichterische Nemesis rächt eine solche Vernachlässigung, wie wir wissen, nur zu sehr, und die kalten „ausgeblasenen poetischen Straußeneier,“ sind die Folge davon. Ganz anders dachte hierüber der offene edle Schiller, von dem uns einst der verstorbene Huber erzählte, er habe oft in den Jahren 1784 ff. voll hohen Eifers ausgerufen, er würde zuweilen gern sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff hingeben.

§. 6.

Gehen wir jetzt zu den Charaktern über, so dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß der des Heilbronner Adolphens entschieden neu, und in seiner Neuheit vollendet sei, so wie nicht minder, daß wir ihr Verhältniß zu dem Grafen von Strahl für ein rein poetisches, noch nie gezeichnetes, halten. Hier ist es, wo wir zuvörderst den wahrhaften Dichter erkennen. Daß ein Buch gute oder auch vortreffliche Stellen hat, ist wenig und gewöhnlich, denn eine jede Schrift, die dergleichen nicht hat, möchte man fast ungewöhnlich-schlecht nennen. Daß ein oder mehrere Charaktere kraftvoll begonnen und glücklich durchgeführt werden und sich in den gewählten Situationen wohl abspiegeln, ist bei weitem mehr; dennoch haben wir Beispiele, daß auch der reinen gebiegenen Prosa und der bloß tiefen Verständigkeit dergleichen gelingen möge. — Aber ein durchgeführtes Verhältniß, wie z. B. Wagners zum Wilhelm Meister, des Prinzen Heinrich zum

Falkaff, des Gancho zum Don Quixote, des Siebentals zu Leibgeber, gelingt nur dem poetischen Genie. Etwas Aehnliches ist unserm Kleist in Käthchens Verhältniß zu dem Grafen von Strahl geglückt. Hier war die Grenzscheide, wo der Verstand allein nicht ausreicht, und nur die Poesie den Weg zeigen kann. Und sie hat ihn dem rechten geleitet.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit noch bemerkt haben, daß fast jedes entschiedene Lob, das man einem Dichter zollt, fast immer wie ein Nachspruch klingen muß, vor welchem Vorwurf wir uns indessen durch das ruhige Hinzeigen auf das Buch selber verwahren wollen; so können wir jetzt sogleich zu dem Tadel übergehen, den manche, ja viele Partien dieses Buchs verdienen.

S. 7.

Wenn wir zu jenen beiden bereits genannten vortreflich gezeichneten Charakteren noch Käthchens Vater hinzurechnen (ob er gleich Seite 21 und 22 aus dem Costüm zu gehen scheint) so finden wir auch nicht einen mehr, den wir als vollständig anerkennen dürfen. So haben sich Helena und Eleonora, Maximilian von Freiburg, der Rheingraf von Stein, vor allen aber Gottfried Friedeborn, Käthchens ehemaliger Bräutigam, gar kümmerlich behelfen müssen mit ein paar Strichen, die der Verfasser gleichsam im Fluge an ihre Charakteristik gewandt hat. Kunigundens Charakter, mit dem es dem Verfasser ein hoher Ernst gewesen zu sein scheint, ist dagegen so überschwerm und grell ausgezeichnet worden, daß man ihn das für fast lieber verwischt und verwaschen wünscht nicht, denn in der That, so wie er jetzt dasteht, ist er widerig und hart, und es könnte dabei gar leicht jene Empfindung erregt werden, die leider nicht vermieden werden kann,

wenn die Fantasie mit der Magenhaut collidirt. Wir müssen ferner bemerken, daß fast jede Scene, in welcher Käthchen nicht erscheint, ohne den gehörigen Fleiß, ja sogar ohne Liebe behandelt worden ist, was um so bemerkbarer wird, da jede andere, in der das herrliche Mädchen (das durch ihre verletzenden Umgebungen nur noch herrlicher wird) wieder auftritt, in vollem Licht und reiner Wäre prangt.

Hie und da geht auch das Stück zu sehr in die Breite, und es kann uns dabei zu Muth werden, als hörten wir einem zwar sehr interessanten, doch zu weitläufig behandelten Prozesse zu, dem man eben, weil er uns so sehr angieht, um so mehr Gedrängtheit wünschen möchte. Endlich müssen wir noch bemerken, daß der fünfte Akt sich nicht eng genug an den Schluß des vierten zu schließen scheint, und daß der fünfte die hochgespannten Erwartungen nicht ganz befriedigt. Dürften wir uns eines recht gewöhnlichen Ausdrucks bedienen, so würden wir sagen, der Dichter habe, seines Siegs gewiß, in dem genannten Akte es „gar zu leicht angehen lassen.“

Fassen wir unser Urtheil über dieses Werk mit wenigen Worten zusammen, so möchte es etwa lauten: Das Gute in demselben gab der Genius der Poesie selbst ein, der, wie verlauten will, einigen hundert andern neueren Poeten, selbst auf die magischsten Beschwörungen, nicht erscheinen will; das Verfehlt kann die Feder mit leichten raschen Zügen tilgen; und wohl dem Dichter, der nur solche Fehler sich zu Schulden kommen läßt, die man ausstreichen kann, ohne dem Werke selbst an das eigentliche Leben zu greifen.

J. B.

In einer spätern Zeit setze ich noch Folgendes hinzu:

Erstens: Auch sehr wackere Menschen haben geklagt, daß es ihnen kaum möglich sei, die Mißhandlungen mit anzusehen, denen das liebe Käthchen ausgesetzt werde. Ich erwiedre darauf, daß wohl niemand das herrliche Mädchen inniger lieben könne als ich; daß aber meine Anschauung durch jene Mißhandlungen in Beziehung auf das Mädchen selbst, gar nicht getrübt werde. Ihre Tugend wird nur immer reiner, je mehr sich die andern an ihr versündigen; und all der Sturm und Staub und Regen, der sie umrauscht, vermag gar nicht, ihre schneeweißen Flügelchen zu verlegen oder zu beschlecken, denn es ist als bewegten sie sich in einem ganz eigenen Elemente, das seine aparte Sonne hat. —

Nur die Mißhandler und Mißhandlerinnen haßt und verachtet man desto gründlicher, indem ja bekanntlich jeder Mann sich entadelt, der einem lieben tugendhaften Mädchen unwürdig zu begegnen vermag. Dieser Haß ist aber gleichfalls in diesem Stücke nicht störend, da wir uns zu diesem Gefühle kaum rechte Zeit nehmen, indem wir stets wieder mit unsern Gedanken zu Käthchen zurückkehren.

S. 9.

Zweitens fühlte der mit sich selbst sehr strenge Dichter gar wohl das Ungenügende in dem letzten Drittheil des Stückes, und hatte den Plan gefaßt, es umzuarbeiten. Dann sollte auch noch zur gänzlichen Verabingung gewissermaßen ein zweiter Theil folgen. Hier sollte endlich der Graf, durch irgend ein — vielleicht nur leises — Wort, Käthchen dergestalt verlegen, daß sie nun ihn fliehen mußte. Kaum aber flieht sie ihn, so fühlt er mit unendlicher Gewalt, wie sehr er an ihr gesündigt und was er in ihr verloren habe. Ihre Schmerzen, obwohl die tiefsten, waren doch immer harmonisch und grazios; wie zwei

sein, daß die Feindigen sich würden so gestaltet haben können. Dennoch geneset er in jenen Schmerzen zu höherer sittlicher Reinheit und Würde, sie darf ihm am Schlusse vergeben: und das tiefe Glück der geläutertesten innigsten Liebe schließt das Ganze harmonisch.

Das wollte der muthig ringende, edle Dichter; doch die dunkle Stunde endete unsere Hoffnung.

Um so mehr aber ist es Pflicht, lebend genau zu betrachten, was er in diesem kurzen Leben geleistet, und noch außer jenem berühmtesten Drama.

§. 10.

Schon im Jahr 1803 hatte sich dieser Dichter durch sein Schauspiel: „die Familie Schroffenstein,“ angekündigt als einen Jüngling, der in der That etwas zu geben hat, und der hier sogar wagte, an Romeo zu erinnern, ohne daß dadurch sein Werk, obwohl freilich tief unter jenem, zu besichtigen brauchte untergehen zu müssen. Ich kann mich nicht enthalten, hierbei an ein stilles Wort in diesem Schauspiel zu erinnern, über das vielleicht mancher leicht hinüber gelesen, und das mir, wie ich mich noch recht wohl entsinne, gleich bei der Erscheinung jenes Werkes wunderbar in die Seele fiel:

— — — — „Freilich muß

Auch mancher fallen weil er stark ist“
und wohl durfte es schwer lasten, denn es fehlte hier die Verzeihung mit der Stärke.

Wir nennen ferner unter seinen dramatischen Werken den Amphitryon, zwar in einzelnen Situationen zu breit, und den sonst angenehmen Witz müde jagend, dennoch weit erhaben über Molières Werk, in welchem ein gänzlich des Misverständen der ohnehin schon fast überheidnischen Fabel, und ein bloßer lustiger Trevel, doch auch deshalb

kaum für einen halben Augenblick lustig, zu schauen ist. — Den „zerbrochenen Krug,“ ein herrlich niederländisches Gemälde, voll der klarsten Ansicht des rein Komischen; leider aber mitunter die Linie des Schönen, das sich selbst in der Parodie des Schönen offenbaren soll, überspringend. — Penthesilea, ein Trauerspiel, in welchem die zum zerreißenden Wahnsinn werdende, bald halb des kälteste, bald wild aufkodernde Liebe der Amazonenkönigin, trotz alles Kraftaufwandes von Seiten des Dichters, kein erfreuliches Gemälde geben kann, wobei vielleicht sogar mitunter uns ein Lächeln anwandeln mag, das der Dichter gewiß nicht bezweckte.

§. 11.

Geben wir es doch überhaupt endlich einmal auf, die Griechen als Griechen zum Gegenstande unsrer Tragödie zu machen, da sie für uns lediglich nur historisch vorhanden sind *). Ihre Zeit soll nicht mehr in unsre Gegenwart gestellt werden, und wir wollen auch sehr gern einräumen, daß wir es nicht vermögen. Diese Welt ist rein untergegangen, und kein Gott vermag sie wieder hervorzurufen, eben weil Gott selbst sie untergehen ließ.

Goethe's Iphigenie kann hier nicht angeführt werden als Widerlegung; denn, abgerechnet daß nach der ganz alltäglichen, doch nicht übeln Rede, Eine Schwalbe keinen Sommer macht, so möchte doch auch wohl selbst diese Iphigenie ihren edlen deutschen Ursprung nicht ver-

*) Selbst eine durchgängige Ironie und Parodie der Griechenwelt kann dem ächten Geiste der Modernen nie verboten werden, ein Weg, den Shakspeare in seinem „Troilus und Cressida“ eingeschlagen hat. Satire oder gar Pfeißflage wäre hier, wie sich von selbst versteht, völlig unstatthaft, nur von anmuthiger Ironie und kindlicher Ironie ist hier die Rede.

Idugnen und nur als eine Deutsche in Griechischer Form erscheinen können und wollen. Bedauern wir überhaupt auch nicht zu sehr, daß wir keine Griechinnen mehr haben und bilden können. Ihre kühle Tugend, die Deutlichkeit ihres Verstandes, ihr strenger Gehorsam gegen das Gesetz, ihre Einheit mit dem Vaterland, das alles bleibe uns stets höchst werth; aber vergessen wir nicht, daß dennoch nur durch unsere heilige Religion die wahrhaftige Weiblichkeit in Lust und Liebe, Farbe und Wärme erst möglich geworden ist, und daß sämtliche griechische Iphigenien und Alcesten, so theuer sie uns auch sind, nicht reichen an Shakespears Imogen, Goethe's Prinzessin und Klärchen, und Jean Pauls Liane, welcher letztern Tod allein uns magt zusetzt als ein ganzes griechisches Leben.

§. 12.

Es löblich nun aber auch Kleist als Schauspieldichter wählte, so glauben wir ihm doch einen noch höhern Preis als Novellendichter zuerkennen zu müssen; denn wohl ist bewunderungswürdig, mit wie geringen Mitteln und in wie kleinem Raum er durch plastische Kraft, Gewalt der Darstellung, Ruhe und Energie der Sprache, und besonders verwehte Beschreibung, er die beabsichtigte tiefe Wirkung erreicht.

Wir nennen hier insonderheit seinen „Kohlhaas“ ein Gemälde der deutschen Vorzeit, das an Richtigkeit, Genauigkeit und strenger Keuschheit der Darstellung fast alles abweist, was wir in dieser Gattung besitzen, so wie „das Bettelweib von Locarno,“ in welchem das Wunderbare, ganz gegen das Costüm der meisten Romandichter, auf die einfachste und eben deshalb ergreifendste Weise in das Leben zerstörend eintritt. Man hat gefragt, ob hier nicht ein kleiner Fehler zu sehr gerächt werde; aber mit

Un-

Unrecht, denn Unmenschlichkeit und Ungastlichkeit ist kein kleiner Fehler, sondern ein vollendetes Verbrechen, und mag uns jenes Bettelweib noch so widerig und abſcheulich erſcheinen; immer bleibt ſie ein Menſch, eine Chriſtin und eine Sterbende, und hat als ſolche heilige Rechte, deren Verletzung nur ſtreng, nicht überſtreng geahndet wird.

Dennoch werde nicht verhehlt, daß der erſchütternde, nicht ſelten finſter:tragische Stoff faſt aller Kleiſtiſchen Novellen gar oft die Sehnsucht nach etwas rein heiterem, freundlichem wecken könne; nur mache uns dieſer an ſich ſehr wohl zu rechtfertigende Wunſch nicht ungerecht gegen das, was hier in jener Gattung geleistet worden iſt.

§. 13.

Der Dichter ſoll ſtets die freie Wahl behalten, ſeinen ſich ſelbſt wahren und äſthetiſchen Stoff zu behandeln, wie es ihn ſein Genius lehrt, und keine einengende Geſchmacksmäſſigkeit wolle hier vorlaut zwifchen:reden. Wenn deshalb Kleiſts Novellen im tiefften Sinne doch nicht genügen, ſo liegt der Grund nicht in der Wahl des Stoffes, nicht im Styl, denn dies iſt meißens zu loben, ſondern er liegt in dem Mangel an harter Wilde und Berſohnung. Wir hören hier nicht ſelten das herrlichſte und erhabenſte Gewitter; aber es erſcheint kein ſanfter Vogen des Friedens. Wir wandeln durch die einfach erhabenſte Gegend, aber wir bleiben oft an einem Abgrunde ſtehen. Wir erfreuen uns der Entwicklung reicher Menſchen:Natur; aber wir vernehmen nicht die Worte des Troſtes am Grabe, das hier nicht ſelten wie in Eis und Schnee vergraben liegt.

Gewiſſe Kritiker, die, wenn ſie einmal loben wollen, das ganze Füllhorn lobender Beiwörter ausſchütten, haben freilich auch harte Wilde und Weichheit unſerm trefflichen

Heinrich anerkannt; doch sind wir gewiß, daß er, wenn er noch unter uns wandelte, selbst keinen Anspruch machen würde auf ein solches Lob, er, der sonst gar manches andere verdient.

Bei seinem Tode vergaßen leider Einige das alte Wort: „Feiert in heiliger Stille,“ ja es fand sich Einer, der mit grenzenlos widerlicher Geistes-Rohheit und nie erhörter Frechheit ein Hohngelächter über dem Grabe des theuren Dichters öffentlich anstimmte. Es giebt tausend Verkehrtheiten und Unarten in unsrer Literatur, die, wenn das Tageblatt den Lesekreis durchlaufen, vergessen werden können und sollen; diese aber soll nicht vergessen werden, damit dem Urheber bleibe, was ihm gebührt.

Ich selbst wage über Kleists Tod nichts weiter zu sagen, als daß er, wenn ich mich so ausdrücken darf, am Leben gestorben sei, woraus wir die Lehre ziehen, daß wir mit allen Kräften nach dem Vermögen streben sollen, am Leben und im Leben stets neues Leben uns zu bereiten, so wie das Warten und Dulden stets von neuem zu lernen.

S. 14.

Johann Gottlieb Seume, geboren am 29. Januar 1763, in Poserna, einem Dorfe bei Weiskensels, woselbst sein Vater Bauer war, gestorben am 13. Junius 1810 zu Töplitz.

Dieser Mann, dessen festes Gemüth durch die mannigfaltigen Leidenschulen, in die ihn das Geschick führte, sich stets zu höherer Kraft steigerte, hat mehr durch seine bedeutende Persönlichkeit Berühmtheit gewonnen, als durch die objektive Ausbeute, die seine Schriften bieten. Im steten edlen Kampfe mit der Welt, die ihn umgab, gelang ihm nicht, als Dichter eine neue heitere zu schaffen; wohl aber nicht selten in kräftiger Sprache zu bezeichnen,

was ihm durchs Leben geholfen. Doch trägt er auch hier einige Wunden seiner Zeit; und was sie hätte ganz heilen können: vollendete Hingebung an den Christenglauben finden wir in seinen Schriften nicht, obwohl wir überzeugt sind, daß sie in den besten Momenten seines Lebens ihm selbst, dem edlen Kämpfer, nicht fehlte.

Derhalb sind denn auch die Schriften, in denen seine Persönlichkeit fast allein waltet, die anziehendsten, besonders der „Spaziergang nach Syrakus“ und „Mein Sommer im Jahr 1805.“ Hier sehen wir den Mann, der sich immer selbst allein zu helfen vermag, und dennoch, wie billig, nur in der reifsten Freundschaft Befriedigung findet, die feste Brust und das Herz, das sich vor nichts scheuet als vor der eigenen Mißbilligung, den Geist, der, einseitig zwar aber tief, die bewegten Gestalten der Welt aufnimmt, und stets nach Ruhe strebend, gar viel Treffliches findet; doch jenes Eine, in welchem alle Fragen gelöst sind, wenigstens nicht in Worten auszusprechen vermag. Wir Einem Wort: wir finden hier Scume in seiner Ganzheit, und diese wird dem sinnigen Leser stets theuer bleiben.

Nach seinem Tode erschien eine Sammlung nachgelassener vermischter Schriften, in denen sich ein Gemüth auszeichnet, das durch die Leiden des Vaterlandes tief verwundet ist, doch stets sich neu erhebt durch edlen Zorn und edle Liebe.

§. 15.

Ihm zur Seite stehe hier sein edler Freund, der Freiherr Karl Ludwig August von Münchhausen, geb. 1759, dessen Gedichte zum Theil mit denen von Scume verbunden erschienen sind. Sie athmen den kraftreichen Mannesinn, dem reine Freiheit und Vaterland heilige Talismane sind,

ohne die das Leben jede wahrhaftige Bedeutung und Farbe verlieren würde.

Wir können nicht oft genug wiederholen, daß der Dichter ja kein heerde und heimatloses Wesen sein soll, und, wie eine Fabel vom Paradiesvogel behauptet, nur im Aether schweben möge; sondern fest gegründet auf der lieben Erde, und mit heiligen Banden geschlossen an das Vaterland, soll er das geistige Auge richten gen Himmel und dessen selige Veruhigung ahnden. Wer aber die Erde nicht liebte und das irdische Vaterland, dem würde auch der Himmel und das Vaterland dort oben fremd bleiben.

Möge der durch ein thatenreiches Leben bewährte Mann in dem Streben nach dem heitern Reich der Dichtkunst noch oftmals Lohn und Freude finden.

§. 16.

Friedrich Rochlig, geb. zu Leipzig 1770.

Es gab eine Zeit, wo, wie bereits oben angedeutet worden, die Poesie nur dann Eingang zu finden hoffen durfte, wenn sie wie ein guter alter Schulmann erschien, der an sich, wie sich von selbst versteht, sehr hochachtungswürdig, doch fast ängstlich auftrat, weil er die moralische Tendenz in jedem Augenblicke aufzeigen mußte. Wir geriethen dadurch in Gefahr, die Poesie in ihrer Freiheit zuletzt ganz zu verkennen, und es war deshalb sehr läßlich, daß sich bald Männer fanden, welche jenes beengende Brauchbarkeits-System als durchaus unkünstlerisch verworfen, wobei denn auch zuletzt begreiflicher Weise viel muntere Laune und heiterer Witz sich in den Kampf mischte, so daß bald nicht leicht mehr anders als im Scherz von der moralischen Tendenz die Rede war.

Leider kamen nun aber auch bald nicht wenige Leute herbei, die sich in der Befreiung von der alten harten Regel nur

gar zu wohl befanden, und die zuletzt mit Uebermuth und Willkühr eine nicht minder gefährliche, ja noch weit gefährlichere Einseitigkeit an die Stelle der alten setzten. Es kam endlich bei manchem dahin, daß ihm schon unheimlich zu Muth wurde, wenn er nur von Moral hörte, als komme sie seiner Freiheit zu nahe. Mit moralischen Christusstellern wollten diese leichten Personen vollends nichts zu schaffen haben, und sie waren deshalb schnell fertig, ihnen die Poesie augenblicklich abzusprechen, sobald einmal das schreckliche Faktum, sie seien wahrhaftig moralisch, constatirt war.

§. 17.

Wir haben auch wohl schon früher unsere ehrliche Ansicht ausgesprochen, nach welcher Sittlichkeit und Schönheit die beiden ewigen Offenbarungen Eines Gemüthes, und die beiden Flügel der Seele sind, deren harmonische Bewegung das Ziel des Strebens sein soll. Dieses Ideal wird freilich selten erreicht; doch wollen wir auch hier noch einmal wiederholen, daß Schönheit ohne Sittlichkeit kein leeres Wort sei, und daß Sittlichkeit doch als möglich gedacht werden könne ohne Schönheit, daß sie sich aber im Laufe ihres Strebens immer mehr der Schönheit nähern müsse.

Indem wir hier den einfachen Standpunkt gegeben haben, von welchem aus ein Urtheil über Nothlings Schrift, ten sich leicht auffinden läßt, da allerdings klar genug ist, daß bei ihm sittliche Zwecke vorwalten, gedenken wir hier nur noch seines Aussages: „Die Tage der Gesahe.“ Wir finden in demselben eine so deutliche Schilderung einer großen weltgeschichtlichen Begebenheit, in Beziehung auf das Gemüth des Menschen, des Bürgers, des Vaters, und auf Familienleben überhaupt, daß wir überzeugt sein kön-

nen, es werde dieser Aufsatz selbst der Nachwelt von Wichtigkeit sein. Jene Tage schienen der Welt eine neue Gestalt geben zu wollen, und so hat der Mensch, der als Mensch die Welt bildet, nicht bloß die Erlaubniß, sondern das völlige Recht mitzutheilen, wie jene Tage und jene neue Gestaltung ihn antrafen. — Wie würden wir uns freuen, ähnliche Schilderungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges vorzufinden, allein leider fehlt es daran fast ganz.

Die musikalische Zeitung, welche bekanntlich von Kochlich redigirt wird, besteht seit dem Jahr 1799, und enthält manche Abhandlungen, die weit über das Jahr, in dem sie gedruckt werden, hinausgehn, und die deshalb das Studium nicht bloß der Musiker, sondern jeglichen redlichen Kunstfreundes geworden sind oder zu werden verdien.

§. 18.

August Wahlmann. Leichter Sinn, muthige Fröhslichkeit und ein zuweilen fast nur tändelndes Darstellungstalent, scheinen die Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers zu sein. Ein bestes und gewiß dauerndes Werk ist „Herodes vor Verblehem,“ die Parodie des bekannten Kopenhagischen feuchtwangigen Schauspiels: „die Hussiten vor Naumburg.“ Sie verdient Insonderheit um deswillen Lob, weil sie, weit hinausgehend über jenes einzelne Stück, die ganze Gattung mit munterm Spiel bekämpft, indem sie gewissermaßen nichts weiter thut, als das innere Wesen derselben, das sich sonst hinter tönende Worte versteckt, zur offenen Sprache bringen.

Es ist in der That ein nicht geringer Verlust für unsre neue schöne Literatur, daß sich Wahlmann bereits seit einer Reihe von Jahren von der Thätigkeit für die

selbe zurückgegeben hat; und, obwohl wir nicht so unendlich vornehm thun wollen, ihn deshalb an König Philipps Klage in Beziehung auf Vasa zu erinnern:

Wenn solche Köpfe feiern u. s. w.,
so dürfte doch wohl ein ähnliches Wort Statt finden.

Was die Treue in der Liebe ist, ist der frühlich ausdauernde Fleiß in der Kunst.

S. 19.

Heinrich J. von Collin, geb. am 26. September 1772 zu Wien, gestorben am 23. Julius 1811.

Indem ich mich auf eine frühere ausführliche Theilung seiner gesammelten Werke (zuerst in den Heidelberger Jahrbüchern 1814, dann verbessert abgedruckt in den freundlichen Schriften Thl. I.) beziehe, mögen hier nur folgende Andeutungen Statt finden.

Harmonie der Kräfte, durch göttliche Gnade gesegnet, ist das Ziel all unsrer Wünsche. Wenn aber auch das vollendete Gleichmaß nur selten erreicht wird, so ist doch gewiß, daß im höhern Sinne der wahrhafte Dichter immer ein edler Mensch sein müsse, denn ein edles Gemüth ist die erste Bedingung des Dichters. Wohl leuchtet die Sonne und der Mond auch in den unreinen Sumpf hinein und in den flüster rauschenden Strom; aber nur der stille Bach, der klar bewegte Fluß, der reine See und der ruhig erhabene Ocean geben das empfangene Bild der ewigen Gestirne rein zurück. — Der Mensch kann nur geben was in ihm ist: der Gute und Klare das Gute und Klare, der irrend Verwirre trüben Irrthum.

Nicht aber tritt der umgekehrte Fall immer ein, als müsse jeder rein sittliche Mensch auch in der Sündhaftigkeit leben, da wir uns gar wohl denken können, daß auch der reinste Bach und der stillste See ohne Verleugung der

Sonne sein mögen. So giebt es denn auch bekanntlich eine reine Tugend ohne Poesie, doch nie ohne Sehnsucht nach derselben, und je reiner jene, je inniger diese. Oft ist es gerade diese Tugend, die den Menschen zur Poesie führt, und wir dürfen mit Entschiedenheit behaupten, daß dieser Fall bei Collin eingetreten.

§. 20.

So ging sein Regulus hervor aus einer starken und doch ruhigen Liebe zum Vaterlande, und der klare Gedanke, daß der Mensch die Pflicht habe, sich selbst hinzugeben für das Ganze, geht wie eine ernste Muse durch das Stück hin. Diese Muse hat ihm denn auch geholfen, den unächten Kosmopolitismus in der Person des Karthagischen Gesandten Dido richtig und gut abzuschildern, wobei die Erinnerung an manche Aussprüche von Rousseau unstatthaft ist, und das gerechte Lob, welches wir Collin bringen, nicht schmälern kann. Weiter aber vermochte diese Muse dem Gedankens nichts zu geben, darum ist denn auch fast alles übrige in diesem Stück bei scheinbarem Reichthum dürftig, und bei scheinbarer Festigkeit schwach. Es scheint sogar die Frau des Regulus, ein Wesen der antiken noch modernes Wesen, als eine Najade aus dem unächten Thränenstrom hervortauend, eine unerfreuliche Quelle zu verrathen, die wir nicht näher bezeichnen wollen.

Bei dem Coriolan trat für das größere Publikum der able Umstand ein, daß es nicht so ganz zu der Einsicht in den eigentlichen Stoff gelangen konnte, was jedoch theilweise die Schuld des Dichters ist; bei dem gebildeteren schadet die so nahe liegende und nicht abzuwehrende Vergleichung mit Shakespears Schauspiel gleiches Namens. Es trifft nämlich bei Shakspear, als einem sowohl vorwärts als rückwärts gekehrten Propheten (Dichter und

Historiker) das Schiller'sche Wort ein, „er hat alles gesehen was auf Erden geschieht,“ und so ist ihm gelungen, diesem Coriolan die weltgeschichtliche Bedeutung zu geben, ohne die das Factum, in welchem Coriolan der Mittelpunkt ist, gar nicht verstanden werden kann. Es ist uns, als hätte er sich Jahre lang mit dem Römischen Adel, den Römischen Bürgern und dem Römischen Gesindel auf dem Capitol und auf dem Markte herumgetrieben, als wisse er genau Vespeld im Römischen und im Volscischen Lager, im Rath der Feldherren und in dem geheimsten Zimmer der Frauen. Es ist uns so, denn es ist überhaupt so.

S. 21.

Dagegen mußte nun freilich der sonst sehr ehrenwerthe Collin nicht wenig abstecken, insonderheit da es ihm an Ironie fehlt, die für die Darstellung solcher Verhältnisse wie im Coriolan unumgänglich nöthig ist. Dennoch bleibe dem Stücke manches Loh, vor allem aber ist zu erwähnen, daß dem Helden auch hier, wie im Shakspear, in seiner Mutter — Rom selbst erschien, und daß er, wie er nun einmal ist, seinem Vaterlande nur verzeihen konnte, wenn es ihm in dieser rührend ehrwürdigen, einzig geliebten Gestalt erschien. Wir bezweifeln sogar, ob Plutarch diesen Gedanken deutlich erfaßt habe, so wie denn überhaupt fast immer in den Geschichtsbüchern jene Verzeihung Coriolanus lediglich als ein Ergebnis augenblicklicher Rührung vorgestellt wird. — In der Polyxena ist viel kalte Flamme, untröstlicher Trost und halbweisse Wehmuth, so daß man fast wünschen möchte, das Schicksal wäre hier, wie etwa im Seneca, unumwunden, in seiner Härte dargestellt, statt daß es bei E. sich gewissermaßen etwas abhandeln läßt, obwohl es im Großen bei seinem Willen beharrt. Der

Trost für das Schicksal, meine ich, kann unmöglich im Schicksale selber liegen, sondern muß wohl über demselben gesucht und gefunden werden, wie dies selbst im Vorfellesschen Oedipus auf Colonos der Fall ist.

Desto weicher ist Valbos, denn wir sehen den Helden nur leidend, und was wir von ihm in langen Reden als frühere Handlung von seiner Seite erfahren, geht fast spurlos vorüber. Wir sehen gleich im ersten Akt, es werde der unschuldige Mann wohl am Ende — hingerichtet werden, und es bleibe ihm nichts übrig, als sich mit männlicher Gelassenheit darein zu ergeben. Er thut das redlich, macht aber wohl selbst keinen Anspruch, daß aus seinen Schmerzen ein Trauerspiel gebildet werden könne.

Tiefer und erfolgreicher ist Mädon in der ganzen Anlage, und auch die Ausführung ist in dem ersten Akt wohl zu loben; nur schade, daß das Stück späterhin ein wenig ermattet und fast mit Erschöpfung schließt.

J. 22.

Bei den Horaziern und Curtaziern kam dem Dichter das gründliche Studium des römischen Charakters, so wie nicht minder seine Neigung für das Große desselben, sehr zu Hülfe, und man darf wohl sagen, daß dieses Stück durch den römischen Geist recht eigentlich gehalten und getragen werde. Nur bedauern wir, daß auch dieses Drama, wie Mädon, am Ende ein wenig arm und knapp ausfällt, ein Geschick, das bei Collin sehr charakteristisch ist, und ihn fast von allen jungen talentvollen Feuerköpfen unterscheidet. Diesen letzteren nämlich pflegt bekanntlich die Exposition, und die Anordnung der einzelnen Scenen oft zu mißlingen, da hier eine Besonnenheit walten muß, die ihnen noch nicht eigen ist; wohl aber erfreuen sie sich jener Scenen, wo der Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft

die Gemüther forttreibt, und da sie ihnen meistens gelingen, erfreut sich ihrer der Leser mit ihnen. Nicht so Collin; den wir den klugen, vorsichtigen Dichter nennen möchten, und der mit der mäßigen Summe von Feuer und Leidenschaft, auch bei der häuslichsten Benützung doch gewöhnlich schon gegen Anfang des vierten Aktes fast ganz fertig geworden ist, und deshalb in den letzten Scenen sich oft sehr sparsam behelfen muß. Demungeachtet möchten wir jenes den Horaziern und Euripidern gegebene Lob nicht nur nicht widerrufen, sondern recht accentuiren, da sie uns in jeder Hinsicht weit über denen des aufgetriebenen Rheters Cornelle zu stehen scheinen.

Wir übergehen andere dramatische Versuche des Dichters mit Stillschweigen, und bemerken nur noch im Allgemeinen, daß das „aber,“ welches wir bei allem gerechten Lobe hinzusetzen mußten, keinesweges Collin allein treffe, sondern bei den meisten Europäischen Dramendichtern, seit der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anwendbar sei. Unter dem Seltenen ist vielleicht das Seltenste ein vollendetes dramatisches Genie. Wir Deutschen haben manche durchaus tadellose Akte in nicht ganz tadellosen Stücken; aber von 1 bis 3 vollendete Schauspiele haben wir nur sehr wenige. Diesen sehr wenigen werde deshalb auch stets die höchste Ehre zu Theil.

Zum Glück finden wir jedoch in den Werken unsers wahrhaft geschätzten Collin zwei Gedichte, denen wir eine ganz unbedingte Liebe, die von keinem Ader etwas weis, widmen können und stets gewidmet haben. Wir meinen „Kaiser Albrechts Hund“ und „Kaiser Max auf der Martinswand.“ Diese Gedichte gehören keiner Zeit an, sondern jeder Zeit, und werden deshalb nie untergehen.

S. 23.

Gelesam ist die Geschichte der Kritik, die über Collin gesprochen hat. Bei den ersten Berichten von Wien aus, über das Vorhandensein eines neuen Schauspiels *Regulus*, erscholl eine fast allgemeine betäubende Janitscharenmusik des Lobes, und es wurden unzählbare Triumphwagen für den neuen Dichter gebaut. Dieser Umstand ist nie günstig für den Dichter, denn die schwelgerische Trunkenheit eines fast nur aufgedrungenen Enthusiasmus rächt sich gewöhnlich späterhin durch eine bis zur Mäxternheit herabsteigende Mäßigung. So wurde denn auch ein Theil des deutschen Publikums im Jahr 1802, wo *Regulus* gedruckt erschien, zu lebendigen, wenn auch nicht eben Lessing'schen Literaturbriefen, und machte sich für die Unkosten, in die es sich früher durch sein lautes Jo triumphie gesetzt hatte, durch grimmig kalte Wolfskritiken bezahlt. Man schien auf einen neuen Sophokles oder Shakspear gerechnet zu haben, und da man sich darin geirrt, so ward man jetzt wahrhaft böse auf den wackern Dichter, statt daß man billig sich selbst hätte tadeln sollen. — Gar viele Deutsche sind im wirklichen Leben so sanft und angenehm, daß es eine wahre Lust ist, mit ihnen umzugehen; aber in literarischer Beziehung, sobald sie sich einmal getäuscht wähnen, nicht selten ganz starr und widerhaarig. So kam es denn, daß man zuletzt von Collin gänzlich schwieg, oder, wenn ja einmal die Rede auf ihn kam, die ganze Sache mit ein paar Worten abgethan zu haben meinte. Man glaubte ihn gelesen zu haben und hatte ihn doch nicht gelesen, das schlimmste Schicksal von allen, die einen Dichter treffen können.

Erst im Jahre 1809, als Oesterreich den würdigen Krieg gegen Frankreich begann, erhob sich eine neue und

ächte Theilnahme für Collin. Man vernahm, wie trefflich er mit Wort und That für die gute Sache handle, und empfing Kunde von manchen kräftigen Landwehrliedern, in welchen die Idee eines scheideutschen Kampfes sehr anschaulich gemacht werde. Da ging selbst jener Wehrheit, die Gottlob doch immer für so etwas rechten Sinn hat, das Herz wieder für den Dichter auf, und es ist die Nachricht von seinem frühen Tode, auch in weiter Entfernung von Wien, mit aufrichtiger und großer Theilnahme vernommen worden. Und wohl verdient er durch seine Gesinnung, männlich edles Talent, bescheidene Ansicht von sich selbst, kenntnißreichen Geist, und stets weiter schreitenden Fleiß, fortzuleben in dem ehrenden Andenken seiner deutschen Landesgenossen.

S. 24.

Friedrich, Freiherr de la Motte Fouqué, geb. am 12. Februar 1777.

Zuvörderst finde hier der verbesserte Auszug einer der Jahre 1812 im zweiten Theil der Latona erschienenen Deutscheilung von mehreren Schriften dieses Dichters eine Stelle, worauf dann einige neuere anspruchlose Bemerkungen folgen mögen.

Fouqué ward zuerst unter dem Namen Pellegrin von A. W. Schlegel in die deutsche Schriftwelt eingeführt, und erregte durch seine dramatischen Spiele anziehende Hoffnungen für das, was sein Talent einst leisten dürfte, wenn es in sich selbst beruhigt und in sich selbst allein wurzelnd erscheinen würde. Er stand damals noch in dem frühlich ernstern Geschäft des Wählens, aber die Freiheit war noch nicht zur Nothwendigkeit zurückgekehrt. Wie wir nicht wohl ohne metaphysische Denkfähungen und logische Formenlehre in das Innere der Philosophie gelangen kön-

nen, so giebt es auch in der Poesie Vorhöfe und Vorschulen, die der beginnende Künstler meistens durchwandeln muß. Fouqué hat, wie Wilhelm Schlegel, und mit ihm, diese Propädean redlich durchwandert, und sich selbst keine Uebung erlassen, die zur Sicherheit führen konnte.

Die folgende Zeit war ungünstig für die Erscheinung von Dichterverken, aber günstig für die Bildung des christlich deutschen Dichters, der in Liebe, Handeln und Leiden um das Unglück des geliebten Vaterlandes sich immer mehr in sich selbst vertiefte, und eben in Liebe zum Vaterlande und im Christenthum die Heimath finden mußte. Der Roman Alwin spricht im Allgemeinen eine treffliche Abndung des ritterlichen Geistes aus, die aber nicht immer richtig genug zur Erscheinung gebracht wird, sondern, wenn gleich kühn und kräftig, doch vielleicht zu wortreich nach manchen Seiten umher schaut. Hier und da ist eine gewisse Ueberseuerlichkeit, Ueberzartheit und Ueberkraft zu erkennen, die selbst manchen einzelnen Situationen schadet. Wir betrachten dieses Buch wie einen Tag des mächtig waltenden Vorfrühlings, für dessen einzelne Unbehaglichkeiten die nun gesicherte Hoffnung auf einen baldigen vollständigen Lenz schädles hält.

S. 25.

Desto reiner verschmolzen ist Stoff und Form im Nordischen Helden, einem Werke, das Licht deutsches Leben hat und giebt. Hier ist der Dichter gekräftigt und gesichert, erhaben beruhigt und einfach; jeden Prunk und jede Pracht und jeden Ueberfluß der Worte verschmähend, hält er sich lediglich an die reine Darstellung des inneren und äußern rein menschlichen Wesens. Durch diese ganz klare, feste und starke Zeichnung der Charaktere, Situationen und Verhältnisse siegte er allein, und wagte,

uns in eine Welt einzuführen, die nur das deutsche Gemüth ahnden kann. Es ist die Welt der Ehre, der Ritterlichkeit und im Allgemeinen der Tapferkeit. Wie im Homer fast alle namentlich gemachte Männer (Herkules und einige andere ausgenommen) tapfer sind, und nur das Maas der Tapferkeit den Unterschied zu Tage fördert *), so hier im Norderhelden. Mit Recht nannte deshalb Friedrich Richter in der berühmten Recension jenes Werks (in den Heidelberger Jahrbüchern) diesen Dichter den Tapfern, und es hat sich späterhin immer bestätigt, daß diese Tugend den Mittelpunkt seiner Dichtungen bilde. Sie ist ja auch wirklich der Kern im Wesen des Mannes, und geht lediglich hervor durch Wahrheit und Recht im Innern des Gemüths, so wie Feigheit, als das schlimmste Resultat des innern Verethums, der sich nicht im und durch Glauben an Gott und an das eigene Herz erheben kann, betrachtet werden muß.

§. 26.

Das Schauspiel Eginhard und Emma verdient eine besondere Theilnahme, indem hier der allbekannte kindlich rührende Stoff auf die einzig richtige Weise, nämlich auf idyllische, aufgefaßt und durchgeführt worden ist. — Wenn

*) Selbst Paris ist bekanntlich kein unüberegender Mensch, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur ein wenig auf der Oberfläche von der Weichlichkeit angehaucht. Er ist muthig und kühn; doch liegen diese Tugenden tief vergraben, und es bedarf erst bei ihm eines Entschlusses, sie zu gebrauchen. Auch er hat vielleicht die berühmten Zehnflächigen Worte: „Ich weiß' es wäre Schlafenszeit, und aus' aus,“ zuweilen im Herzen, doch gestaltet sich der Inhalt bei ihm ganz anders, und da es nun einmal nicht Schlafenszeit ist, so wacht er recht gut; ja es muß uns tönig ruben, daß er sich von seinem hohen Bruder Hector, den er allein wohlthätig erht und liebt, scheiden laßt, und ihm völlig Recht giebt, weil er ihn liebt.

Eginhard, wie wir wohl dergleichen erlebt haben, bei dem Marquis Vosa in die Schule gegangen zu sein scheint, und Emma als ein weiblicher Werther auftritt, wenn Kaiser Karl mit Rousseaus Emil vertraut ist u. s. w., dann geht freilich die ganze liebe Sage unter, die ja eben nichts weiter will als ruhig aussprechen, daß die Liebe entweder etwas rein Göttliches oder gar nichts ist; und, wenn das erstere, ihr auch kein irdisches Verhältniß widerstehen kann. Es war endlich einmal Zeit, daß diese Geschichte von einem Dichter aufgefaßt wurde, da bisher fast nur kranke Gefühlsweichheit oder unächte Romantik in geblich-blauen Schwefelfarben brennend, oder mittelmäßiger Wiß, der sich am wenigsten mit der Sage verträgt, sich an diese und ähnliche gewagt hatte.

Bei Fouqué ist Karl ein ächter Mensch, der nicht stets ängstlich mit der Krone auf dem Haupte umher zu gehen braucht, weil er doch sicher sein kann, daß die unsichtbare ihn immerdar umleuchtet, Eginhard die stolze und deshalb bescheidene deutsche Wissenschaft und Kunst, Emma, im reinen Sinn tief liebend, wie man athmen muß, um zu leben, — und so geht denn bedeutend und freundlich das ewige Lied der Niebelungen, in einzelnen Anklängen, um das ganze Schauspiel erhebend und mildernd.

S. 27.

Mit kühnem Ernst ist „Waldemar der Pilger“ behandelt, und was auch die Geschichtsforschung gegen die Richtigkeit jenes Waldemar einzuwenden haben möge; vielleicht nie wird sie die Zweifel genügend lösen können, die sich sowohl für, als gegen die Richtigkeit aufwerfen lassen. Aber wir vertrauen wohl alle mit einer ganz besondern Nüchternung und Sinnigkeit bei den Personen in der Geschichte,

schichte, die gleichsam wie Abgeschiedene hervortreten, und von denen selbst die bestürzte Wittwe nicht recht weiß, gehören sie ihr an oder nicht. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie mich schon als Kind der Portugiese Sebastian, der Russe Demetrius, und in späteren Jahren dieser Baldemar unwiderstehlich anzog. Wie große Fragen stehen sie in der Chronik da, und man thut wohl, auch als Mann in dieser Hinsicht ein Kind zu bleiben, wohl erwägend, daß es ja überhaupt wohl manche Fragen giebt, die erst — am jüngsten Tage vollkommen gelöst werden können. — Hier hat nun der Dichter den schönsten Raum für ein freies und kühnes Spiel; doch sei es ja ein frommes, wie wir denn dem Dichter des Baldemar nachsagen dürfen, daß er ein solches gegeben.

Es kann bei der ersten Ansicht dieses Schauspiels scheinen, als sei es nur ein historisches Gemälde; nicht aber ein eigentlich geschlossenes Drama, man könnte sagen, die Geschichte bilde hier die Progression einer Linie, nicht aber den in sich selbst zurückkehrenden Kreis. Dem ist nicht also; wohl aber mag ich es mit einer kühn gewölbten, die weiteste Aussicht gewährenden langen Eichenallee vergleichen, an deren äußerstem Ende ein gothisches Grabmahl, das Gemüth und den Blick erweiternd, beruhigt. Wo hier der Sieg ist, und wie sich der Kreis schließt, wird dann wohl deutlich.

J. 20.

In einem solchen Eichenwalde können aber unmöglich höchtönende, oder wild flatternde Worte erschallen, oder die Resultate der neuern Philosophie, in kurzen Sentenzen mitgetheilt, vernommen werden, da jene den Märtyrern bekanntlich — unbekannt war. Da fernet die Personen, welche in diesen Eichen- und Fichtenwäldern

auftreten, genau wissen, was sie wollen, so halten sie sich nicht lange bei erhabenen Ausrufungen auf, sondern schreiten nach kurzen Reden zur That. Um weitläufige antithetisch zugeschnittene Plätze von sich hören zu lassen, sind sie zu kräftig und zu fremd, und um sich Donmots zuwerfen, mit der Aussicht, sie mit Bucher zurückzubekommen, zu einfach. Mit einem Worte: es fehlt hier gänzlich an metaphysischen Sentenzen, Halb-Gebeten, weichen Thränen, Zerknirschung, Verzeißung u. s. w., welche Dinge doch immer noch bei manchem Leser fast in zu großem Ansehen stehen sollen. Was man so im gewöhnlichen Leben „schöne Stellen“ nennt, ermangelt gänzlich, und es ist wohl zu vermuthen, daß manche Leser diesen Mangel schmerzlich empfinden werden. Was indessen Trost bietet, ist eben das Ganze, welches in muthiger Einfachheit und fröhlicher Frömmigkeit wohlgegründet da steht.

Nach Schillers sehr richtiger Bemerkung soll der stethische Werth eines Menschen keinesweges nach der Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen berechnet werden, indem derselbe nur auf der größern Congruenz der ganzen Bildung zu dem moralischen Gesetz beruhe, und man dürfe hoffen, daß am Ende der Cultur, wenn ein solches sich überhaupt gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede sein werde (vergl. Hören 1796. III. 83). Sollte man deshalb nicht auch sagen dürfen: die Vortrefflichkeit der Dichter beruht keinesweges auf der größeren Summe einzelner rigoristisch-ästhetischer Gedanken, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem ästhetischen Gesetz. Durch jene Congruenz muß sich doch am Ende auch jenes an sich schätzbare Einzelne finden.

S. 29.

In dem Schauspiel „die Ritter und die Bauern“

ist insonderheit der glänzenden Schilderung der Leidenschaft des jungen Ritters für das schöne Landmädchen zu gedenken, da wir in Fouqués Werken so selten eine dargestellte dunkelglühende Leidenschaft bemerken. Die Aufforderung des Ritters an die Geliebte zur Sünde der Leidenschaft, weil ohne Sünde kein sühnendes Christenthum möglich sei, gehört zu den furchtbarsten und bedeutendsten Momenten, die nur durch das genaue Anschauen trogischer Sophisterei erreichbar werden. Wir gedenken ferner der tief erschütternden und neu gebärenden Neue, nach welcher der Jüngling fast wie umleuchtet durch die Belehrung erscheint, und wohl müssen wir mit inniger Rührung dem trefflichen deutschen Ordensherren Recht geben, wenn er ihn mit dem verlorenen (nun wiedergefundenen) Sehn vergleicht; sich selbst aber mit dem andern, „über den doch minder Freud' ist.“

§. 30.

Was nun endlich Undinen betrifft, so mögen hier ein paar freundliche Worte, die ich gleich nach der Erscheinung derselben schrieb, eine Stelle finden. Es giebt Gedichte, welche, noch ehe die Kritik ihr Wort spricht, an die Kritik selbst eine Frage thun, die sie zuvörderst zu beantworten hat, und nur freudig beantworten kann. Der Dichter, der hier das Höchste gegeben, setzt bei den Zeitgenossen, denen er sein Werk geschenkt hat, voraus, daß sie wissen, was Leben heißt und Liebe, und das Leben in der Natur, und Sehnsucht und Trauer, und Lächeln und Tod. Wenn uns der Gedanke verleht, daß dennoch Manche sein mögen, die es nicht wissen, und so Manche unter den Wissenden, die es nicht fühlen und nicht anschauen, so tröstet uns wieder die Hoffnung, daß durch dieses leuchtende Wäher

den ihnen die Wahrheit aufgehen werde, die da mehr ist als wirklich: das heißt wahr.

In diesem Märchen wird es wohl allen recht klar werden, daß man nur von dem Tapfern sagen kann, daß er sanft, nur von der Kraft, daß sie milde sei, nur von der Hergensgebiegenheit, daß sie die ganze tiefe Bedeutung und den süßen Trost der Thränen kenne. Wir finden in diesem Werke eine Darstellung des Elementes des Wassers, die uns an Pindars Wort erinnert, daß das Wasser das Beste (der Elemente) sei, wir finden das Feuer in der Menschenbrust, und das ewige Feuer der Liebe und Religion, wir finden Kraft und Blut; nicht aber, wie selbst bei dem trefflichsten Rhetor, nur die erstere oder beides unvereinigt.

S. 31.

Es ist denn nun auch seitdem Undine zum allgemeinen Liebling der Deutschen geworden, ja sie hat selbst bei denen, die sonst, gegen sich selbst am härtesten, die Liebe abzulehnen pflegen, eine rege Theilnahme zu gewinnen gewußt, denn nur die härtesten Hände, wie sie hier Undinen ausstreckt, können die Mauer zerbrechen, die früh herhin jene Armen hinderte. Der Poesie, die auf reiner Liebe und Sehnsucht gegründet ist, widersteht so leicht keiner, und es mag wohl manchem durch dieses Gedicht erst deutlich geworden sein, wohin diese Sehnsucht deutet. Es ist nicht die Sehnsucht nach der Vergangenheit, obwohl sie gar manches Lästliche in ihren Schoß aufgenommen hat, das in der stillen Erinnerung, wie vom Abendroth verklärt, nur noch köstlicher erscheint. Immerhin mögen wir manches herrliche Paradies auf Erden verloren haben: unser Herz ganz anzuregen vermag doch nur die Sehnsucht nach dem wiedergewinnenden ewigen.

Manche Freuden unsrer Kindheit, und die Thränen, welche die heiligsten Stunden zu begleiten pflegten, können uns, im trüben Weltleben besangen, wohl als ein solches Paradies erscheinen, denn es war allerdings eine Ahnung von ihm in ihnen; aber im tiefern Sinne geht doch jene Sehnsucht immer nur nach Vollendung, und nach dem himmlischen Leben, dessen wir aus Gnade einst gewürdigt werden sollen.

Diese reine Freude an Undinen konnte indessen der Dichter nur erreichen, indem er sie durchaus persönlich und in harmonischer Gestaltung vor unser Auge führte, so daß wir sie vor uns sehen wie das zarteste liebste Kind, über dessen Weh wir einen unendlichen Schmerz, aber auch einen unendlichen Trost empfinden. —

§. 32.

Es folgte der „Hauerring,“ ein großer Ritterroman, der auf den Gedanken gegründet zu sein scheint, daß wir Europäer alle aus germanischer Wurzel entsprungen sind, wobei die Abweichungen keinesweges verschwiegen werden, worin insbesondere die romanisch gewordenen Kinder versielen. Erscheinen diese nun aber auch höchst eigenthümlich und oft seltsam gestaltet, so finden sich doch überall bei ihnen Spuren von deutscher Gediegenheit, und selbst im heftigsten Kampfe, durch die Ahnung eines gemeinschaftlichen Ursprunges, tiefe Bruderliche und Glaubens-treue.

Das alles ist aber in jenem Roman nicht, wie es sonst so oft geschieht, mit nackten Reflexionsworten hingestellt, sondern in's Leben selbst gebracht worden. Wir sehen hier die große Verwandtschaft versinnlicht durch einen deutschen Ritter, Hugh von Trautwangen, der in fremden Landen viel umher gezogen, und dort Kinder zurückge-

lassen, die sich in der Folge bald in Haß, bald in Liebe begegnen, bis endlich die Liebe siegt, und der ganze Baum mit allen Wurzeln, Blüthen und Blättern deutlich vor unsern Augen steht.

S. 33.

Wir schweigen von viel andern Werken, die der Dichter folgen ließ, und gedenken nur noch seines „Herrmann,“ weil in demselben eine Aufgabe gelöst worden, welche ohne Zweifel große Schwierigkeiten in sich hatte.

Zuvörderst muß hier die Verwöhnung zur Sprache kommen, wozu durch gar manche Englische, Französische und Deutsche Dichter die Mehrheit der Leser und Zuschauer versunken ist. Wenn nämlich jene Dichter (es sind ihrer viele gewesen und noch) einen Helden schildern wollen, so gebärden sie sich dabei meistens ganz seltsamlich und wunderlich. Ein solcher Held darf durchaus nicht reden wie ein freundlich gebildeter, tief-stiller, heiterer Mann, sondern er muß mit ganz gewaltigen und entseßlichen Worten um sich werfen, und, wenn er wüthend wird, wenigstens die ganze Wilschstraße herunter zu reißen drohn, so daß den Lesern und Zuschauern ordentlich bange wird. Diese Wangigkeit aber ist den meisten unter ihnen gerade recht, denn sie meinen, das gehöre eben mit dazu. Zuweilen gehen die Dichter noch viel weiter, und lassen den Helden selbst nicht selten seine eigene Heldenmüthigkeit rühmen, damit niemand in Ungewißheit bleiben und etwa gar meinen könne, der Held sei doch keiner; ja damit selbst der unglaublickste Unglaube besiegt werde, so umgeben sie den Heros mit einer Schaar von Vertrauten und Freunden, die fast nichts weiter zu thun haben, als den heldenmüthigen Mann zu bekränzen, so daß derselbe zuletzt kaum mehr sehen kann vor den vielen dickbelaubten Lor-

beerzweigen, mit denen man ihm Seiten und Augen umwunden hat.

Den französischen Rhetoren, bei denen Alles Wort ist, und wieder Wort, und noch einmal Wort, möchte man das wohl vergeben, weil sie nun einmal nicht anders können; daß aber auch Deutsche also handhaben konnten, sie, die doch wissen sollten, wie sich der große Karl, die Hohenstaufen, Rudolph von Habsburg u. s. w. so ganz anders benommen haben: das ist weit weniger zu verzeihen.

S. 34.

Unser edler Klopstock hat das auch gar wohl gefühlt und in seiner Herrmanns Trilogie einen ganz andern Weg eingeschlagen. Hier ist durchaus keine Ueberfülle, keine Weichlichkeit, kein geschweiften Pathos; wohl aber zuweilen — es läßt sich nicht umgehn — Gewandtheit, Mächtigkeit und epigrammatisches Epigleben: ja in „Herrmanns Tod“ herrscht fast nur Mache ohne Gestirn. Der deutsche Held in den Klopstock'schen Dramen gleicht einem edeln Baum, dessen tiefer Kraft der Dichter so sehr vertraute, daß er ihm fast jede Blüthe nahm. Leben bleibt dem Baum, und zwar ein sehr dauerhaftes; aber wir nähern uns ihm doch nicht ohne Trauer.

Wenn wir die Geschichte Herrmanns genau fragen und seinen edlen freundlichen Feind Tacitus, so ergibt sich, daß Herrmann ein überaus seltener Held war, in welchem sich exoterische Klugheit mit esoterischer Weisheit, das Streben nach dem höchsten äußern Ruhme mit der edmüthigsten Liebe zum Vaterlande, Gewandtheit mit Sinnigkeit, tragisches Gefühl mit Heiterkeit vereinte. Nur dadurch konnte ihm möglich werden zu leisten, was er geleistet hat, und nur auf diese Weise können wir ahnden, was seinen Tod veranlaßte.

So sind denn auch die alten Deutschen keinesweges starr oder gespreizt, wie sie so oft geschildert worden, sondern, im Vertrauen auf ihre gute Sache, muthig-behaglich, derb-tapfer, frohlich-leicht, und ehrbar-eigensinnig hin lebend.

Wohl dürfen wir auf diesen Herrmann aufmerksam machen, falls es des Aufmerksammachens bedürfen könnte,

S. 33.

Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Auch hier beziehe ich mich auf eine frühere Anzeige der Erzählungen dieser Dichterin, (s. Freundliche Schriften, Thl. I.) und will hier nur sehr subjektiv aussprechen, daß, so bes deutend auch die Welt ist, die sie seitdem geschaffen, meinem Gemüthe dennoch immer die Novelle „Arnold und Marie“ das theuerste ihrer Werke ist. Ich fand und finde in derselben die ruhig-tiefe Idee, daß Pflicht und Liebe einen stillen Kreis um uns ziehen sollen, der uns so entschieden heilig sei, daß wir ihn nimmer übertreten. Auf die Fragen des bösen Ephyng da draußen sollen wir uns nicht einlassen, es müßte denn sein, daß wir schon hoch genug stehen, um mit vollendeter Kraft jede ihrer versänglichen Räthsel lösen zu können. Treibet uns aber ein jedes Gelüsten, einmal einen Riß in unser sittliches Leben zu machen, um doch einmal unselig frech zu versuchen, wie es jenseit der Pflicht aussähe, dann hat der böse Dämon ein Recht auf uns, und das Verderben ergreift uns mit sicher Hand.

Das ist nun freilich eine große Lehre, die uns in dieser Erzählung gegeben ist, und es giebt noch immer desto heftigere Vericks genug, welche es wirklich mit vieler Mühe so weit gebracht haben, daß sie selbst früh nüchtern, wo sie

sonst am uninteressantesten sind, gelaufig ausrufen können, die Poesie solle eben keine moralische Tendenz haben. Diesen Ausern möchte ich wohl mit gebührender Gelassenheit folgendes erwidern: Auch an mich, ihr nicht allzu sehr Vortrefflichen, ist seit der Zeit, daß ich überhaupt das Wort Poesie auszusprechen wage, jene Erkenntniß glücklich gelangt, aber in eurem Munde wird jene Wahrheit zu etwas Irrigem, und ihr vergesst ganz, daß die Poesie, als die ewige Lehrerin der Menschheit, obwohl sie nimmer auf das Lehren ausgeht, doch immer das Beste lehrt, so wie die Sonne, der Aether, die Blumen u. s. w. lehren, obwohl sie niemals eine Cithar oder ein didaktisches Gedicht — geschrieben haben.

Wie oft man aber noch immer diese ästhetischen Klischees hören muß, die noch mit der halben Eierchale auf dem Kopfe aus dem Nest gelaufen sind, das sei insbesondere den Redakteurs einiger Zeitblätter geklagt, die das quos ego! ihnen zurufen unterlassen.

S. 36.

Friedrich Ludwig Zacharias Berner, geb. 1768 zu Königsberg in Preußen, ging zur katholischen Religion über, und lebte seitdem als Ordensgeistlicher zu Wien. Seitdem die Aufklärung verdächtig geworden war, daß sie nicht die wahrhaftige sei, weil sonst durch sie, wie doch geschehen, das Heilige nicht hätte können verletzt und verflüchtigt werden, seitdem man ferner den Menschenverstand, der sich mit seinem Gesundheitsgeföhle unaufhörlich breit machte, als kränklicherbicht und unersprechlich anerkannt hatte, und die Unbescheidenheit an den Tag gekommen war, mit der er sich sowohl der Vernunft als dem Glauben widersehte, seitdem machten mehrere wadere, und einige — sehr rasche und überschwenglich poetische Schriftsteller

in Deutschland die ernstlichsten Anstalten, das ganze Aufklärungswesen einzuführen, wobei denn auch manche recht wichtige Spottlieder gesungen wurden, da billig das Geweime nicht mit ernstlicher Feierlichkeit in die Unterwelt hinab begleitet werden dürfe. Freilich muß jede unächte Aufklärung an innerlicher Langweile sterben, und so ist sie denn auch so ziemlich beseitigt worden, obwohl sie noch immer zuweilen hie und da herumspukt, und thut, als sei ihr nichts geschehen.

Aber es war mit jenem Einsorgen, wie nun einmal der Welt Lauf ist, keinesweges allem Uebel der Kopf zerbrochen; denn an die Stelle der unächten Aufklärung trat jetzt eine nicht minder unerfreuliche Erscheinung, die unächte Mystik, und leider müssen wir Wernern den gerechten Vorwurf machen, daß er nicht wenig beigetragen habe, sie mit gefährlicher Kraft und gefährlichem Glanze auszurüsten.

Zwar schien sein Auftreten mit den Eddynen des Theales, deren erster Theil manches enthält, was nur ein echter Dichter hervorbringen kann, zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen; allein nur zu bald zeigte sich, daß er viel zu frühe auf dem Erworbenen behaglich ruhe, und wenn er auch fortzuschreiten wolle, die Kraft doch nicht ausreiche. Dazu gesellte sich jetzt eine Hinneigung zur Mystik, die wir für eine bloß erworbene und eben deshalb höchst unerquickliche erklären müssen, weit entfernt von der Wahrheit, Innigkeit und Sinnigkeit, mit der sie in manchen deutschen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts, z. B. im Johann Angelus *) erscheint. — Was jetzt

*) Bemerkungen über ihn und Gedichte von ihm gab ich im Brauntalchenbuch für 1819. Seite 117 ff. — Möge der sinnige Dichter von den Daffaren nicht undankbar bleiben. Gedichte bleiben fern.

als Mystik umgeht, ist fast immer ein Gespenst, unworth sogar, das alte Grab zu bewachen; doch versteht sich, daß hier nur von der gedruckten Mystik die Rede ist, nicht von der im lebendigen Menschen, unter denen sich ohne Zweifel manche finden können, die tiefer gehen als fast sämmtliche Druckschriften.

S. 37.

Erdichtete Personen mit jener Nebelmystik zu verhältnen, hätte noch allenfalls hingehen mögen; aber unmdglich können wir ungerügt lassen, was freilich schon oftmals gerügt worden ist, daß Werner auch unsern ewig theuren, mutig-heitern, kraftreich-tieffinnigen Luther gezwungen hat, in dieser Nebelkappe zu erscheinen. Er hat freilich selbst, was von loblicher Gesinnung zeigt, diese Weihe der Kraft späterhin als eine Weihe der Unkraft anerkannt, doch ist ihm aus bekannten Gründen nicht mdglich gewesen, alles wieder gut zu machen.

Wir müssen ferner rügen die Krankhaftigkeit in manchen seiner Darstellungen. Diese verräth sich insonderheit dadurch, daß er die Personen mitunter in so unendlich peinlichen Zuständen zusammenbringt, daß ihm kaum mdglich ist, ihnen ein Wort zu leihen. Er hilft sich dann durch kolossale Parenthesen, in denen den Schauspielern vorgeschrieben wird, daß sie „lähne Verzweiflung,“ „durchbohrende Blicke,“ „verschlingende Augen,“ „den Ton der unendlichen Wehmuth,“ „falt hdhnenden Ingrimm“ und genügendes „Bähneknirschen“ bereit halten und ihm damit unter die Arme greifen sollen. Wirklich bedarf er auch dieses Zuhülfekommens sehr, denn die Worte, mit denen er (in der Wanda) jene Parenthesen begleitet, „Kügnherzog! — Polensfürstin! — Auf zum Kampf! — ich bin dabei! — Edwenritter! — Heldenjungfrau! —

„Darfst du mein? — Ich laß dich frei!“ — sind krank und dürstig genug, und haben obendrein durch ihre Gesangsartigkeit etwas Komisches bekommen, das der Verfasser gewiß nicht bezweckte.

S. 38.

Von dem 24. Februar wollen wir gern einräumen, daß es in seiner Art ein recht vollendetes Werk ist, aber ein heidnisch unerfreuliches, zu dem ich — wie Orlando in „Wie es euch gefällt“ zum Jaques — sagen möchte: „Ich wünsche mir eure entferntere Bekanntschaft.“ Es ist ein streng hinauf-gekhürmter Eisberg, der von der Kraft und der Kunst des Aufkhürmens zeigt, uns aber keine heimathliche Stätte bietet.

Diesem schauerlich kalten Februartage steht gegenüber „die heilige Kunigunde.“ Sie ist warm und reich und süß, und nicht heidnisch. Aber die Wärme ist sichtbar gesleitet und mit sichtbaren aromatischen Dämpfen durchdrüchert, die Weichheit ist, trotz einigen Anwandlungen von Gesundheit, kränklich, die Süßigkeit wird zur süßlichen Honigartigkeit, deren man sich höchstens im Genuße ein wenig erfreut, keinesweges nach demselben; das Nicht-Heidnische endlich, das Christliche, wird hier nicht selten zur Pracht, zum Prunk, zur bloßen Rede.

S. 39.

Zur Rede! — mit diesen Worten haben wir einen Theil des Jammers unserer Zeit ausgesprochen. Durchwerfen, durchglühen, durchleben soll die Religion jedes Kunstwerk, das ein Christ aufstellt; aber der Christ soll das Heilige nicht zu viel besprechen, und nicht glauben, daß wenn es nur häufig genannt werde, es auch schon da sei. Unter allen Koketterien (von Werner ist hier nicht die Rede) ist die Koketterie mit dem

Ehrstenthum die gefährlichste und gräßlichste, und ich möchte nicht Worte nehmen, sondern Flammen, um davor zu warnen.

Wenn übrigens vorhin manches Kranke in Werners Werken gerügt worden ist, so versteht sich, wenigstens bei mir, wohl von selbst, daß diese Rüge überhaupt nur dann trifft, wenn jenes Kranke nicht rein austritt, sondern sich für Gesundheit ausgeben möchte. Die reine Sehnsucht nach dem ewigen Vaterlande, die eben in ihrer vollendeten Reinheit auch christlich ist, kann gar leicht als krank erscheinen; doch wollen wir uns stets vor der Sünde hüten, diese Krankheit tabeln zu wollen, die bekanntlich (um doch wenigstens Ein Beispiel anzuführen) auch der kerngesunde Paul Fleming gar wohl kannte. Wer sie nicht kennen sollte, hätte sich selbst das Urtheil gesprochen, und würde in subjektiver heidnischer Befriedigung noch wenig unheftigend genannt werden müssen.

Wir wollen jedoch diesen Abschnitt mit einem gerechten Lobe für Werner endigen, und ihm gern nachsagen, daß er unsre liebe Sprache wenigstens von Einer Seite, der so oft verkannten musikalischen, nicht selten vorzüglich zu behandeln gerufen hat, wobei wir insonderheit auf den Gesangchor in der eben genannten Wanda verweisen. Auch im Sonett ist er, zuweilen glücklich und nicht ohne Wohlklang.

§. 40.

Ehe wir die Reihe bedeutender schriftthätiger Männer und Frauen weiter fortführen, mögen hier zuvörderst einige allgemeine historisch-kritische Bemerkungen eintreten.

Es ist gezeigt worden, wie nicht bloß bei jenen Einzelnen, sondern auch im Allgemeinen eine lebendigere Reg-

somkeit eintrat, und wie nicht selten übliche Kraft mit üblichem Talent und Fleiß vereint erschien. Nur im Ziel wurde häufig geirrt, denn oft schien es, als halte man die reflectirende Kritik über die Poesie entweder für die Poesie selber, oder wohl gar noch für etwas Besseres. Das Reden über die Poesie nahm kein Ende, und, wenn auch oft recht gut über dieselbe geredet wurde, so war doch noch häufiger eine bloße mechanische Zungenfertigkeit, die der Verfasser dieses gegenwärtigen Buchs nicht selten mit seinem Fluch belegt hat, im Spiele. Es war zuletzt in der Mehrzahl der vernommenen Redensarten eine völlig lebendlose stereotypenartige Fixirtheit.

Dazu kam der große Uebelschub, daß unsere Literatur im ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts kaum mehr recht ausah wie eine Deutsche, sondern eher wie eine Portugiesisch-Spanisch-Provenzalisch-Italienische. Und wie der Prinz in der ersten Scene der Emilia Galotti mit betrübtem Herzen seufzt: „Klagen, nichts als Klagen, Dittschriften, nichts als Dittschriften,“ so haben wir damals auch wohl zuweilen seufzen müssen: „Uebersetzungen, nichts als Uebersetzungen, Nachbildungen, nichts als Nachbildungen.“ Da wir aber denn doch stets gerechter sein wollten als jener Hettore, so vergaßen wir nie, selbst im Seufzen, das höchst wichtige Wort fast oder beinahe hinzuzusetzen; rühmten auch nach Gebühr, daß die Uebersetzungen meistens von feinem Takt und die Nachbildungen wenigstens von reproducirendem Talent zeigten.

§. 41.

Wir zweifeln nicht nur nicht, sondern wir sind vielmehr fest überzeugt, daß auch in jenen Jahren die Liebe zum Vaterlande bei den Deutschen so fest stand wie immer, aber es fehlte denn doch oftmals die Regsamkeit und Thä-

tigkeit derselben. Ueber dem Sprachstudium ward nicht selten die Geschichte vernachlässigt, und ihre Warnungen gelangten nicht mehr in ihrer ganzen Kraft an das Publikum. Die Franzosen waren wohl jedermann zuwider geworden, aber man wollte überhaupt nicht mehr viel von ihnen hören, und obgleich das linke Rheinufer verloren worden war, so meinte man doch oft, das werde wohl so viel nicht auf sich haben, und an ein weiteres Umsichgreifen von Seiten dieses bedenklichen Nachbarvolks sei nicht zu denken. Die leicht aufzutreibende Kenntniß, daß daselbe denn doch während des ganzen siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fast nur im Umsichgreifen und vom Umsichgreifen gelebt hatte, wurde meist abgelehnt, und es sollte nun einmal nicht so gewesen sein, wie es doch gewesen war.

Da wackte das Jahr 1805 und die trübten Namen Ulm und Austerlitz, vor allem aber das unglücklichste Jahr 1806 die Deutschen fast alle, und man hörte den Weltgeist vernehmlicher rauschen als jemals, und sammelte sich still, um wenigstens sehr in der trübsten Zeit keine seiner Warnungen zu überhören. Spät war es freilich, doch für deutsche Kraft nicht zu spät.

Was auch die Erinnerung an jene Zeit Peinliches und Schmerzlichendes habe, und wie mancher äußerliche Verlust auch unerseßlich scheinen möge; immer bleibt es sehr tröstlich, daß wir rühmend sagen dürfen, die Deutschen ständen ihrem Unglück wie christliche Männer, und das leidende Vaterland ward jetzt der Gegenstand der innigsten und härtesten Liebe. Im Glück hatten die verschiednenartigen deutschen Stämme nicht selten vergessen, daß sie ja doch alle aus Einer Wurzel entsprungen seien, und daß ein gemeinsames Mutterland sie alle geboren und gepflegt

habe; im Leiden erkannten sich jetzt alle als Brüder, die nur Ein Ziel haben dürften, und zwar ein solches, das nur mit vereinten Kräften erreicht werden konnte.

J. 42.

Die Zeit der Prüfungen dauerte lang, und lange Jahre hindurch war man zu der schwersten Pflicht des Wartens und Duldens gezwungen. Auch sie ward geübt mit Würde und Anstand, und obwohl das Wort unter der fremden Zwingherrschaft verboten war, da diese mit Nicht das geflügelte Werkzeug des Gedankens schützte, so verstand man sich doch auch ohne Worte; ja man verachtete sie oft fast, als bedürfe man ihrer nicht.

So gingen die Jahre, von manchem trübem Jammer bezeichnet, doch unter stetem würdigen Benehmen fast aller Deutschen hin, bis endlich die glückliche Zeit kam, wo edler Dulden in edles Handeln übergehen konnte, und nun wurden die Schlachten geschlagen, aus denen des Vaterlandes Freiheit neu erwuchs, Schlachten, die uns klar zeigen, daß nur die Idee des Guten so siegen konnte.

Kein prunkendes Wort soll die heilige Feter stören, die wir alle bei dem Gedanken an die unvergeßlichen Kriegsjahre 1813, 14 und 15 empfinden; wohl aber werde auch hier die große Frage aufgeworfen: Wie wurde so Großes erreicht? und neue Freude möge uns erfüllen, daß für diese Frage nur Eine Antwort vorhanden ist, und zwar eine, welche die Fürsten und die Völker gemeinsam gegeben haben, und stets geben werden: Mit Gott und durch Gott ist geschehen was damals geschah in den edelsten Befreiungsschlachten.

Nicht Menschenkraft und Menschenflugheit konnte retten, sondern nur das Göttliche im Menschen, das sich in Muth und Demuth offenbart. Manches von dem, woran sich

sich früher jene Kraft und jene Klugheit oftmals gehalten, war, da ihm innere Dauerhaftigkeit fehlte, zerbrochen worden, und man hatte sich umringt gesehen von dem Trümmern einer frühern sogenannten Herrlichkeit, die wohl nicht die rechte mochte gewesen sein, eben weil sie ein Ende nehmen konnte.

S. 43.

In der Schmerzensnacht, die dann über Deutschland kam, wurden selbst dem sinnlichen Auge die ewigen Gestirne wieder klar, die in der Wittagehelle des Glücks nur selten bemerkt worden waren. Man fing wieder an, in reiner Demuth zu ahnden, daß die höchste Ehre und das höchste Glück des Menschen, ein Christ zu sein, wieder erlangt werden müsse; und — die mildeste und entscheidendste Erzählung vom verlorenen Sohn, der zum Vater zurückkehrt, dessen Gnade unerschöpflich ist, wurde jetzt lebendig bei fast allen, die der Rückkehr bedurften in unserm Vaterland. Es ist seitdem auch viel, sehr viel gesprochen worden unter uns von Religion; aber man soll das im Allgemeinen nicht zu hart tadeln, denn wohl ist wahrscheinlich, daß auch jener Sohn, nachdem er den Vater und sich wiedergefunden, gar oft in heißen Worten sein neu errungenes Glück werde gepriesen haben; und der Vater hat ihn wohl deshalb nicht gescholten, wenn es jenem nur ein recht heiliger Ernst war mit dem Priesen. Wer immer gesund war, kann das Gefühl der Genesung wohl schwerlich ganz so feurig erkennen, und wie dann das heißen Dankes Worte strömen mögen.

Leider müssen wir hier anführen, daß freilich auch wohl zuweilen die frommen Worte nur als rhetorische Uebung gemeint waren; allein es ist mir dieser Gedanke zu empfindend und zu widerlich, als daß ich lange dabei

verweisen könnte, und so möge diese arge Heillosigkeit, die jedoch nur selten sein dürfte, mit einem schnellen „Gott befre's“ abgefertigt werden. — Im Ganzen aber waren wir in der That und Wahrheit besser geworden, und das ist nie zu verkennen, sondern stets freudig zu rühmen. Wir hatten das schmerzlichste Läuterungsfeuer erlebt, und waren bestanden in der Prüfung.

S. 44.

Da fiel denn auch der bunte Kosmopolitismus in unserer Literatur bald zusammen, und gern öffnete wieder das Vaterland die alten, fast verloren schινenden Pfade. War es auch oft nur die Trauer über die Gegenwart, und der Wunsch, sich in eine schönere, gesicherte Vergangenheit zu flüchten, welche bei manchen Deutschen jetzt das Studium der Geschichte veranlaßte, doch brachte es gute Früchte, denn auch die Wissenschaft ist dem edlen Schmerze hold, und er lernt durch sie hoffen, so wie der Uebergläuliche fürchten, was ihm so noth thut.

Der sich selbst bespiegelnde Hochmuth, der sich so häufig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei uns offenbarte, hatte von gar manchen herrlichen Dichtern werken der Vorzeit nichts wissen wollen, oder, wenn sie von einigen fleißigern Männern gezeigt wurden, das Studium derselben träge abgelehnt; — das ward jetzt alles anders. Unsere nie genug zu liebende Sprache wurde bis in ihre Wurzel verfolgt, und das freundlich-tiefstinnige Volksgedicht von den Nibelungen ging wieder lebendig durch unsere Mitte. Hier ist insbesondere W. Schlegel und von der Hagen mit ausgezeichnetem Ruhme zu nennen, und dem unermüdlischen Fleiße des letztern gelang es, uns das Werk, das früherhin voll Rissen und Wunden erschien, in seiner vollständigen Gesundheit und Reinheit wieder zu

geben. Ähnliche Verdienste erwarten sich Tied, Doen, Beneken, Zeune u. a., deren stilles Verdienst nicht unerkannt blieb, welches der Zeit Ehre macht, die für das stille Verdienst Sinn hat *). Mit umfassendem Geist und vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, gaben uns die Brüder Grimm eine im reinsten Ton erscheinende Sammlung von Kindermärchen, die, obwohl nicht alle deutschen Ursprungs, doch ein eigentlich deutsches Volksbuch bilden, da unser Volk zum Glück das hoch gefeierte Wort „Kinder“ am richtigsten zu fassen pflegt.

Dieses Zurückkehren in Poesie und Geschichte, in die alte Heimath, war von den günstigsten Folgen für unsere gesammte Literatur. Wir dürfen uns darüber noch stärker ausdrücken, denn es ist nicht zu verhehlen, daß wir ohne dieses Zurückkehren, vielleicht bald aufgehört haben würden, eine Literatur zu besitzen. Der Dichter ist kein launiger Schmetterling, kein nestloses flatterndes Geschöpf, son-

*) Bei dem rühmlichen Eifer und Fleiße, der dem theuren Nilbelagertode gewidmet wird, muß indessen in Beziehung auf einige Bestrebungen mitunter auch besorgende und abtönende Kritik walten. Unter andern, wenn, wie bereits einigemal geschehen ist, die ruhige Einsicht des Gedichtes durch unerquidliche Ueberräthe überboten werden sollen. Ich gebe nur ein Beispiel, und zwar den Schluß, der bekanntlich lautet:

Ich es sage ich nicht mehr von der großen Not,
 di du verlassen waren, di lassen liegen tot,
 wir is doch angefangen sit der Gunen diat:
 Wie hat das mass ein ende, das ist der Nibelungen liet.

Die Bearbeitung von einem achtbaren und talentvollen Dichter giebt die Stelle leider also:

Doch Thran' und Klagen werden die Todten nicht mehr auf,
 Der Erde Kinder kommen nicht des Geschickes Lauf.
 Wir sind am Ziel! wehmüthig ist verklungen
 Der letzte Ton des Lieds der Nibelungen.

dem er ist ein edler Bürger im edlen Vaterland, und er soll sich von niemandem in der heiligen Liebe für dasselbe übertreffen lassen. Ein Dichter ohne Vaterland wäre auch ein Dichter ohne Poesie, das heißt: keiner. Ohne Religion giebt es kein Vaterland; in der Religion tritt es sogleich mit hervor. Einen irreligiösen Dichter hat es deshalb nie gegeben und kann es deshalb nie geben; denn wenn auch Millionen Menschen mit dem edlen Wort Mißbrauch trieben, seine wahre Bedeutung kann natürlich dadurch nicht geschwächt werden.

§. 45.

Wenden wir uns jetzt wieder zu dem Einzelnen, und hier begegnet uns:

August Apel, geboren zu Leipzig 1775, gestorben am 9. August 1816. Sollte noch irgend jemand so unglücklich sein zu glauben, daß tiefe Gründlichkeit in Wissenschaften und Sprachen, nicht wohl mit anmuthiger Leichtigkeit sich vereine, der kann durch einen Blick auf Apel, sich auf die erfreulichste Weise vom Gegentheil überzeugen. In seinen Dramen: Polpibos, Aitolierinnen, und Kalirroë ist die glücklichste Annäherung an die Alten, so wie im Kunz von Kaufungen das mächtige Leben, noch nicht genug erkannt, denn der Verfasser war nie um Zeitungslob bemüht, und so ist es gekommen, daß man fast unbeachtend an diesen Tragödien vorübergegangen ist. Seine Metrik erwartet, so viel wir wissen, gleichfalls noch den rechten, in der Gelehrsamkeit und Musik genügenden Beurtheiler, und auch ein solcher würde stets bekennen wollen, daß er sehr viel aus ihr und durch sie gelernt habe.

Ohne Musik im Innern ist die Sprache überhaupt ja nur bloßes Organ für das sinnliche Bedürfnis. Nur durch Musik werden die Gesetze der Rede und der

redenden Kunst in allen ihren Formen deutlich. Das haben die Alten immer gewußt; geahndet und angedeutet haben es auch ohne Zweifel die Neuern; aber wissenschaftlich ausgesprochen hat es, so viel mir bewußt, Apel zum erstenmale. Und nicht bloß ausgesprochen, sondern genau und entscheidend entwickelt hat er die Gesetze der Metrik als einzig mit denen der Musik. Er hatte sie in sich.

S. 46.

Als Dichter ist er insonderheit rühmlich merkwürdig durch die Weise, wie er das Wunderbare einführt. Es ist ihm nämlich, nach meiner Meinung, das eigentliche Leben des Lebens, das siegend einbringt durch den Flor des Zeitlichen und Räumlichen. Oft sind die Menschen mit großem Scharfsinn, zuweilen auch wohl mit liebenswürdiger Bescheidenheit bemüht, das Wunderbare abzuwehren, und machen die sorglichsten Anstalten, daß es ja nicht herein trete; aber es tritt dann desto siegender herein, denn es ist mehr als menschlicher Scharfsinn, und kein metaphysisches Einmal Eins umfaßt und bannet das Wunderbare. Ich führe zum Belege hierbei die Erzählung die beiden „Neujahrsnächte“ im Gelpensternbuche an, die mir unter allen, was der Unvergessliche in dieser Gattung geleistet, als das Vorzüglichste erscheint. Auch der „Freischütz“ ist hier mit Auszeichnung zu nennen, doch ist das Element, in dem er schwebt, nicht klar genug, und der Schluß nicht ohne Verletzung.

Will man den Genuß noch erhöhen, so wende man die sogenannte scholastische Methode an, und sehe zu, wie so manche andere Schriftsteller das Wunderbare behandeln haben: roh, platt, unbeholfen, sich selbst nicht vertrauend, gleichsam um Verzeihung bittend, daß es sich die unartige Freiheit nahm herein zu treten, u. s. w. Es ist ein

rechter Jammer damit, und zwar ein oft wiederkehrender, denn wie bekannt, sind nicht wenige Autoren, an denen nichts Wunderbares ist, als ihr Hang zum Wunderbaren, auf Gespenster und auf den Teufel selbst verfallen. An Anstalten und Citationen fehlt es nicht; doch erscheint meistens nichts Sonderliches. Der Vater der Lüge ist ganz besonders schwer zu zeichnen, und wer kein ewiges Ja in der Brust hat, der vermeide sorgsam die Darstellung des ewigen Nein.

S. 47.

Friedrich Kind, geboren in Leipzig am 4. März 1768, lebt zu Dresden. Dieser Dichter, welcher seit etwa 16 oder 17 Jahren eine ununterbrochene literarische Thätigkeit gezeigt hat, erfreut sich einer Fülle von schaffender Kraft, die sich auf mannichfaltige Weise in seinen Novellen kund gegeben. Wir bemerken ferner an ihm das Vermögen des dichtenden Malers, seine Gestalten nicht selten auf eine angenehme Weise zu gruppiren, und in Handlung zu versetzen. Geringer ist die bildende Kraft, und nicht selten vermissen wir, was der deutschen Kunst als charakteristisches Merkmal gehdrt, eine sorgfältige Entwicklung der Charaktere, so wie er überhaupt zu vermeiden scheint, das Leben in seinen tieferen Räthseln zu berühren, gleichsam als wären dieselben von vorn herein schon gelöst.

Allerdings ist der Dichter, bei weitem glücklicher als der Philosoph, denn der letztere hat zuverderst die Aufgabe, das Schaffen der Welt zu zeigen, während der erste dieselbe schon geschaffen vorfindet. Möge indeß dieses Wort ja nicht missverstanden werden, denn in jedem Falle wird doch der Dichter stets erst Philosoph und Historiker gewesen sein, und immer sein müssen, ehe ihm die Poesie überhaupt erscheinen kann. Ist aber der Dichter

auch tiefer philosophischer Forscher und reiner Historiker, dann kann sich der ewige Winchus von der Minerva, die in leuchtender Herrlichkeit aus Jupiters Haupte entsprang, an ihm bewähren.

Ich möchte um keinen Preis, auch wenn es mir möglich wäre, keiner Person in irgend einem ächten Dichterswerk, noch viel weniger aber der Poesie selbst die blühend rothen Wangen nehmen, und in tief-blaße verwandeln, sondern im Gegentheil jede wahrhaft blühende Gesundheit als die Frucht geistiger Tiefe geltend machen. In wie weit nun diese Bemerkung auf manche Novelle Rinds passe, darüber möge der sinnige Leser und der geschätzte Dichter selbst mit sich zu Rathe gehn, obwohl wir nicht zweifeln, daß sowohl jener als dieser darüber mit sich selbst schon oftmals zu Rathe gegangen sind.

§. 48.

Wie erscheint noch immer unter allen Novellen dieses Schriftstellers „die Todtenglocke“ als die genügendste, in welcher die Decoration historisch richtig und klar, die Charaktere tief, genau und gehalten, und die ganze Erfindung bedeutsam tragisch und doch milde zu nennen ist. Die Erzählung Rosa und Alba hätte vielleicht die allervorzüglichste des Verfassers werden können, wenn die Ausführung dem genialen Gedanken gleich gekommen wäre; doch ist auch jetzt noch zu hoffen, daß eine spätere Auflage manche störende Einzelheit tilgen und das Ganze dem Ideal näher bringen werde.

Noch ist von Rind rühmlich zu erwähnen die große Leichtigkeit der Verse und des Reimes, die selbst bei flüchtigen Arbeiten noch immer einigen Genuß zu bieten weiß. Jenes liebende Sichsuchen und Sichfinden des ge-

fligen Reims (man verstatte das Wort) wird hier nicht selten erfreuend, bemerkt werden können.

Kind ist einer der gelesesten Schriftsteller, dem ein großer Theil des Publikums bedeutende Günst gesiegt hat. Je größer aber die Wirksamkeit, je strenger möge der Wirkende gegen sich selbst sein, und gerade diese Gesinnung ist es, die wir dem Dichter der Todtenglocke zu trauen.

J. 43.

Friedrich Gustav Schilling, geboren zu Dresden am 25. November 1766. Dieser Dichter ist bereits seit dem Anfang der neunziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts als Romandichter vortheilhaft bekannt geworden, denn Einfundentalent und lebendig rasche Darstellung zeichnen ihn aus. Die nur reflectirende Thätigkeit so mancher Schriftsteller konnte oft nur personifizierte Begriffe geben, oder, wenn besonderer Geist und rege Vorsicht hinzu kam, einzelne poetische Portraits oder Statuen, die jedoch häufig nur an einander herum gehen, ohne sich zu berühren und in einander zu greifen. Dabei wird freilich gar viel von Handlung und Berührung gesprochen, aber das tiefe Errechen hilft nicht, denn es kommt nicht zur That. Ganz anders bei Schilling, denn hier ist fast alles Begebenheit oder Handlung, und der reflectirenden Thätigkeit wird nur selten und auch dann nur ein kleiner Raum gestattet.

Dass dabei nicht selten die ideale Wahrheit der Wirklichkeit gepflegt wird, und fast überall, wenn ich mich so ausdrücken kann, die fliegenden Brücken von einem Charakter zum andern lustig erbaut in die Augen fallen, kann nicht verhehlt werden, und der offene, jede Verhüllung vermeidende, mit reichem Talent ausgestattete Verfasser, hat das auch nie verhöhlen wollen.

Er lebt mit dem Publikum in einem sehr günstigen Verhältnisse, manche seiner Werke haben zwei oder drei Auflagen erlebt, und es ist seit dem Jahre 1810 eine Ausgabe von seinen sämmtlichen Schriften erschienen, von denen jetzt, (November 1818) wenn ich nicht irre, fünfzig Theile herausgekommen sind. Er verdient diese Günst insonderheit wegen der komischen Parthien in seinen Werken, in denen sich nicht selten ein witzig-kraftreicher Geist offenbart, der nun einmal die Fehler und Thorheiten der Menschen lieber von ihrer lustigen Seite, als Verthümer, betrachtet will, als von ihrer ernsten und trüben, wo die Verlehung, die sie veranlassen, nur durch die höchsten Mittel beseitigt und erst nach langem Kampf heiter ertragen werden kann.

S. 30.

Ernst Wagner, geboren zu Kofberg bei Weiningen, gestorben am 25. Februar 1812.

Unter den Fehlern, an welchen sehr viele Deutsche, Englische und Französische Romane des achtzehnten Jahrhunderts krankten, ist einer der größten das hitzige Hins aufreißenwollen des gewöhnlichen Lebens gewöhnlicher Menschen zum Ungewöhnlichen und Imponirenden. Wenn etwa der Held im Garten spazieren gegangen ist, und er hat sich, wie billig, ergötzt an der lauen Luft und den blühenden Apfelbäumen, so reicht ihm augenblicklich der Verfasser einen kleinen Lorbeerkranz dafür, und rühmt des Jünglings köstlichen Sinn für die Schönheiten der Natur, statt daß sich derselbe von selbst verstehen sollte. Ist vollends die Heldin selbst spazieren gegangen, so mißt sich höchst wahrscheinlich ihre reine Thräne des Entzückens mit dem reinen Thau, der in dem Kelch der jungen Blumen ruht. Auch das, dankt mich, ist ganz billig und abermals sich

von selbst verstehend; aber der Verfasser geräth außer sich und versichert, solch ein Mädchen gebe es fast gar nicht, und an Zartheit suche sie wohl nur vergeblich ihres Gleichen. Held und Heldin sind auch über sich selbst fast verwundert, und schreiben augenblicklich an einen Freund oder eine Freundin, um diese Empfindungen nicht umkommen zu lassen, wobei gewöhnlich noch die Freunde etwas unheimlich in Verdacht gezogen werden, als verständen sie sich nicht allzuwohl auf dergleichen Zartheiten; doch wolle man aus Milde sie ihnen nicht vorenthalten.

Hängen sie endlich, oder auch sehr früh, an zu lieben, so wird vollends ein entsetzliches Aufheben davon gemacht, als sei eigentlich erst nunmehr die Liebe in die Welt gekommen, und die ganze Natur feiere dieses schöne Nunmehr fast auf unterthänige Weise.

Ich kann nicht ohne Betrübniß an den Eindruck denken, den eine solche, vielleicht nicht ohne Talent, dargestellte, sich bespiegelnde Liebäugelei, auf gar manche noch unentschiedene und unsichere Jünglinge und Jungfrauen machte, und machen mußte, und noch macht. Können sie nicht wirklich zuweilen an im Stillen zu glauben, sie seien wahrlich zu gut für diese Welt? und würden nur eigentlich nicht genug verstanden? Betrübte es sie nicht, daß sie so zarte Füße auf so rauhen Boden setzen mußten? und betrachteten sie nicht zuletzt die ganze bürgerliche Welt wie einen Kerker, mit dessen Eisenstäben sie nicht spielen mochten?

§. 51.

Ich freue mich, diesen vielen verderblich-hochmüthigen und Hochmuth bewirkenden Schriftstellern, manche gute, besonders aus neuern Zeiten entgegen sehen zu können, Autoren, die, selbst bescheiden und in gemäßigter Kraft

fromm, auch fromme Bescheidenheit zu wirken im Stande waren. Unter ihnen ist mir Ernst Wagner einer der geliebtesten, nicht als wäre er ein überaus vortrefflicher Künstler oder als gehöre er zu den allerausgezeichnetsten Romanbildnern, sondern weil in ihm ein guter, stiller und frommer Geist wohnt, der jede Selbstgefälligkeit und Liebsugerei stets fern von sich hält, der die Menschen gar wohl kennt, die Besseren mit Innigkeit an sich schließt, und die Irrenden zur Klarheit führen und zu ihrer eigentlichen Wesenheit steigern möchte, was allein der Liebe gelingen kann. W. ist uns herzlich lieb und ausnehmend theuer, sobald er aus seiner eigenen reinen und tiefen Brust herauspricht, über Leben und Tod, Liebe und Kinderfahre, Winter und Frühling, und Musik und Sehnsucht, und es stört uns nicht nur nicht, daß sich zuweilen eine gewisse gelinde Kränklichkeit in seine Ansichten mischt, sondern wir finden eben, daß diese mit zu ihm gehört. Sie ist jart und leise, durch hoffenden Glauben beruhigt, und eben deshalb dem Wiße und Humor nahe, oder vielmehr so bringt ihn mit.

Wenig oder gar nicht erfreut er uns, wenn er sich zur sogenannten allgemeinen Gesundheit zwingt, oder wohl gar Goethes Spur nachzugehen bemüht ist, was ihm nicht gelingen kann, da seine Natur ihn mehr zu Jean Paul hinführen scheint, den er auch mit großer und gerechter Liebe umfaßt. Jene Winter stört zuweilen in den „reisenden Walzen,“ — so wie in Willibalds „Reisen aus der Fremde in die Heimath“ mitunter eine trübe Exaltation, durch die Zeit veranlaßt, die hier nichts veranlassen sollte, eine Ansicht vom Staat erzeugt, die wir nur einer momentanen, sich rasch trösten wollenden politischen Verzweiflung zuschreiben können. Doch gehen auch diese Eindrücke schnell

vorüber, und der fliegende gute Geist des trefflichen Mannes wird am Ende jeden sinnigen Leser freundlich bescheidigt entlassen.

Zum Schlusse möchten wir noch auf die Fabel des vierzigjährigen A. B. C. Schützen (1870) aufmerksam machen, weil sie am wenigsten gekannt zu sein scheint. Hier ist W.'s. reiner Sinn, wohlwollendes Gemüth, und lebensvoller Geist nach den mannigfaltigsten Seiten hin ausgesprochen, und über allem waltet die Sehnsucht und der Glaube.

32.

Julius von Bok.

Wir bemerken hier nur seine Lustspiele, in denen sich eine seltene Anlage offenbart, die noch nicht genug hervorgehoben zu sein scheint. Es mag dieses wohl mitunter daher rühren, weil vielleicht keines seiner Lustspiele einen ganz ungestörten Genuss bietet, und man wohl durch Verletzung im Einzelnen ein wenig ungerecht werden kann, insonderheit aber auch, weil der Sinn für das Komische so wie für das ganze Lustspiel in Deutschland nicht gar häufig gefunden wird.

Das Komische ist bekanntlich der Gegensatz des Erhabenen. Im Erhabenen — unsere Sprache selbst bezeichnet es sehr genau — ist der Sieg der geistigen Natur, wobei jedoch die sinnliche nicht ganz ohne Schmerzen zu bleiben vermag, da sie nun einmal sich nicht ignoriren läßt. Für die Peinlichkeit, die ihr durch jene großartige Feinde verursacht wird, rächt sie sich dann, sobald sie nur irgend sich Bahn zu brechen vermag, durch das Komische; und so wäre das Lustspiel auf dieser ersten Stufe nichts weiter als die heitere Parodie der Tragödie, und man kann wohl sagen, daß jedes solche Trauerspiel eine unsicht-

hare, doch durch das Genie hervorgerufen Komödie mit sich bringe.

Jeder, undichte Ernst, jede halb oder dreiviertel tragische Tragödie hat nichts so sehr zu scheuen als den Erlös der Parodie und Komödie; die wahrhaftige Tragödie scheut ihn nicht nur nicht, sondern bringt, der Ueberlegenheit sich bewußt, ihn wohl selbst freundlich mit.

Hier gebe uns Shakspear abermals den erfreulichsten Beleg. Der Prinz Heinrich wird aus seinem lockern und losen Leben plötzlich aufgerissen durch die Nachricht von der ausgebrochenen Empörung und von dem Zorn seines strengen Vaters, der ihn zu dem ernstesten Gespräche rufen läßt. Da erhebt sich Falstaff, und parodirt gleich von vorn herein mit unerschöpflichem Humor die entscheidende Scene, die erst folgen soll, und sicher beunruhigte den edlen Dichter auch nicht der leiseste Gedanken, als könne er dadurch dem spätern Eindrucke schaden. Da die Parodie sogar voran geht, so war sie allerdings die höchste Wagniß; aber Er durfte sie unternehmen, denn sobald wir den König und seinen Sohn in dem tief ernstesten Gespräch erblicken, so verschwindet, eben weil hier ganzer Ernst ist, jeder andere Gedanke; ja wenn wir uns der vorigen Scene erinnern, so wird dadurch der Eindruck der spätern nur noch erhöht.

5. 53.

Wie aber steht es hier im Publikum? Ein nicht kleiner Theil lebt im Zustande der Halbheit, und diesem ist der halbe Ernst, das wohlfeile Pathos, mittelmäßige Sentenzen und schimmerreiche Erhabenheitsbesessenheit sehr willkommen, denn es fühlt sich dabei vornehm. Den Scherz, den Witz und Humor liebt diese Menschengattung nicht, denn er dünkt ihr gefährlich; oder, einiger Gemeinheit

im Innern sich selbst bewußt, wenigstens sich nie recht trauend, ahndet sie hier überall Gemeinheit, und schilt auf die Gemeinheit des Lustspiels, gleichsam um sich selbst zu wehren vor sich selbst. Wir haben das oft und vielemals mit Trauer bemerkt, denn je tugendhafter und gebildeter der Mensch ist, je mehr muß er das Lustspiel lieben, so wie überhaupt der Tiefsinnige am besten und schönsten lachen kann.

Das Schalksprache Lustspiel — wir stellen es als Ideal — ist indessen noch etwas weit höheres als die Parodie des Tragischen, und wir dürfen es als die reine Darstellung des Lebens in seiner Freiheit, im Siege über Nothwendigkeit und Tod betrachten. — So „Wie es euch gefällt,“ „Was ihr wollt,“ „Ende gut alles gut“ u. s. w.

Gute Anlage zur Parodie ist Julius von Voß nicht abzusprechen, auch ist sein Wiß nicht immer ein Einzelner, sondern zuweilen auch Situations- und Charakterwiß, wobei wir jedoch weniger von denselben seiner Lustspiele reden, die untre Bühnen darstellen, als von einigen, welche nicht zur öffentlichen Darstellung gekommen, es sei nun daß sie überhaupt zu muthwillig erschienen, oder daß ein solches sehr Verleßende abhieß.

Es wohnt ein lebendiges Leben in seinen Lustspielen, und wenn auch bisher noch keines derselben einen ganz unge störten Genuß bot, so zweifeln wir doch keinesweges, daß die Summe von Kraft und Talent, die er sein nennt, hinreichen würde, ein solches hervorzubringen.

S. 54.

K. L. Wehuf. Müller.

Der Geist der Maßigung und Bescheidenheit verdient freilich stets eine rühmende Anerkennung, ganz besonders aber wohl in einer Zeit wie die unsrige, wo diese

Tugenden bei manchen sonst anziehenden Schriftstellern vermist werden. Einige seiner Erzählungen, obwohl nicht als Kunstwerke im höhern Sinne zu betrachten, gewähren einen stillen Genuß durch die Anschauung des sittlichen Gemüths, das hier sich ausdrückt; da sie aber weder nach Dunttheit noch nach Wunderlichkeit haschen, so sind sie von dem sogenannten größern Publikum nicht besonders ausgezeichnet worden, wobei jedoch der Trost waltet, daß sie vielleicht, so wie manche andere von andern Dichtern, auch äußerlich zu leben anfangen werden, wenn jene bunten Sagen längst verbleicht sind, und das Abstruse und Gemachte Wunderliche als unbefriedigend und gehaltlos erscheinen ist.

Größer noch ist W's. Thätigkeit als Kritiker, und auch hier möchten wir ihn im Ganzen als den Mäßigen und Besonnenen bezeichnen, welcher der Zeitung für die elegante Welt, die er seit einigen Jahren herausgibt, manchen heitern und sinnigen Aufsatz gewidmet hat. Möge er dieser ächten Kritik einen immer größern Raum auch in jenen Blättern widmen, aber auch der mittelmäßigen und flachen, die sich doch auch zuweilen durch mancherlei Organe in jenen Blättern Luft macht, mit gebührender Strenge wehren.

S. 55.

Ich kann hier nicht umhin, seiner so eben erschienenen Charakteristik Wielands (im zehnten Band des Conversationslexicons) zu gedenken, weil ich einiges dagegen auf dem Herzen habe, das auch hier eine Stelle finden möge, obwohl der der beschränkte Raum mich nur zu den kürzesten Andeutungen kommen lassen wird. W. scheint der Meinung, daß der Aufenthalt in Bodmers Hause Wieland genügt habe, während ich überzeugt bin, daß er ihm

höchlich geschadet habe. Wieland war in den funfziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts in einem edlen Kampfe, und, obwohl erhitzt und flatternd, nicht ohne hoffende Ahndung von dem Unendlichen. Nur fehlte ihm der Boden, er hatte keinen festen Standpunkt auf der Erde, und begriff deshalb nicht das Verhältniß des Himmels zu ihr. Diesen Boden aber hatte Wieland allein gewiß gefunden; so aber ward durch Bodmer, den ewig starren, kleinlich egoistischen, mit dem Heiligen kokettirenden, nie etwas anderes als sich selbst wollenden Schriftsteller, seine Ansicht nur noch mehr verwirrt, und die Ehrlichkeit traurig versteigt und versteint *).

Das fühlte W. in den sechziger Jahren selbst, und der ganze Mann ward ihm nun mit Recht unheimlich. Jetzt lag aber auch das Extrem nahe genug, und für W. ward es um so gefährlicher, da er dasselbe für die reine Mittelftraße hielt. Jetzt ward ihm die Religion zur Wissenschaft, die Wissenschaft zu einem angenehmen Schmuck des Lebens, und die Tugend zu einem halb wehmüthigen, halb lächelnden Optativus. In der Liebe für das Erdengrün, die ihm früherhin leider gefehlt hatte, ging ihm jetzt zuweilen wohl gar das heilige Himmelsblau unter, in das er früherhin wenigstens geflattert war. — Es versteht sich von selbst, daß hier nur von Wieland, dem Schriftsteller, die Rede ist; nicht von Wieland, dem Menschen, dem ich

*) Ein sehr genaues und strenges, aber durchaus gerechtes Urtheil über Bodmer findet sich in meiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Theil I, Seite 37 bis 43, und Theil II, Seite 58 ff.) Man wird finden, daß dort jedes Wort des Tadels wohl begründet ist, und ich laun deshalb auch nicht ein einziges davon zurücknehmen.

ich die höchste Tugendreinheit zutraue, die er in seinen Schriften häufig bezweifelt.

S. 56.

Wie anders ist es in Shakspears Werken! — Bei ihm ist die Tugend allein Wahrheit, und die Sünde lediglich Irthum, oder Thorheit, oder lächerliches Verlieren des Mittelpunkts. Durch alle seine Dramen geht der große göttliche Gedanke: „Die Erde ist überall des Herrn,“ wenn auch nicht mit diesen Worten ausgesprochen, wie ein beruhigender Chor hindurch. Er hat die Erde, den Himmel und die Hölle rein dargestellt, und mit der Kraft, durch die er sie alle auffaßt, vereint sich die ewige Gerechtigkeit und Liebe. Daher die freundliche Antwort auf jede Frage in der Brust des Lesers, daher Trost für jede Klage.

Können wir — es ist eine wichtige Frage — jenes heilige Wort, dessen ganze Bedeutung nur der stillen Andacht aufgeht, „Die Erde ist überall des Herrn,“ so wie wir es vor Shakspeare, Schillers und Goethes Werke setzen dürfen, auch an den Eingang von Wielands Schriften stellen?

S. 57.

Friedrich August Schulz, bekannt unter dem Namen Friedrich Raun, geboren 1770 zu Dresden. Wie möchten von diesem höchst fruchtbaren Schriftsteller fast sagen, daß er in seiner literarischen Laufbahn zwei Naturen offenbart habe, von denen man eine die bequeme, leicht hingehende, die andere eine künstlerische und sorgfältig erfreuende nennen könnte. Die erste dürfte wohl mißunter für den Leser ein wenig unbequem werden, wenn sie es sich selbst gar zu bequem macht; doch soll man auch ihr im Ganzen nachsagen, daß sie wenigstens eine fröhlich gefellige sei, was freilich mit Lobe anerkannt werden muß. Dennoch möchten

wie jene Bequemlichkeit und Eilfertigkeit, die in manchen Erzählungen des Verfassers walten, lieber ganz entfernt sehen, da er ja oft genug gezeigt hat, daß er etwas Besseres besitze, welches der erfreulicheren Früchte nimmer entbehren kann.

Sobald es jene künstlerische Natur walten läßt, wird jene Geselligkeitslust Geselligkeitstalent, aus der Lustigkeit Heiterkeit, aus der Halb-Maiestät eine gediegene ganze, und aus dem Tändeln um die Kunst herum ein stilles Wandeln im Gebiet der Kunst selbst.

Die reine Freude am Schaffen kann allerdings eine Unzahl von Gemälden und Gemäldchen veranlassen, die indessen ihren Zweck erfüllt haben, sobald sie den Schaffensetrieb befriedigt; in keinem Falle aber möchte ich den harten Rath geben, solche Gemälde oder Novellen zu vernichten, oder, wie schon mancher unglückliche Augenblick verursacht hat, zu verbrennen. Sie sind doch immer zur Geschichte der geistigen Bildung, selbst für den Besitzer dieses Geistes, so wie für nähere theilnehmende Freunde wichtig; ob wir sie aber öffentlich ausstellen, oder wohl gar zwei bis dreimal ausstellen sollen, möchte zu bezweifeln sein.

§. 53.

Nochmals wollen wir jedoch mit Lob des Geselligkeitstalent, das mehrere Schriften dieses Dichters auszeichnet. Es ist dasselbe in Deutschland noch immer keinesweges häufig anzutreffen, obwohl es von vielen genugsam gewünscht wird, und leider sind auch die meisten Schriftsteller eremitisch, monologische Naturen, und da sie helfen sollten, schaden sie; oft ohne es zu wollen.

Unter Launs zahlreichen Schriften hat den tiefsten Eindruck auf den Verfasser dieses Buchs eine sehr kleine

Novelle gemacht, in welcher zwei Kinder geschildert werden, welche im Raum getrennt sind, und ohne sich je gesehen zu haben, wie zwei zusammen gehörende Hälften sich wechselseitig nach einander rührend sehnen, im Traume zusammen kommen und mit einander spielen, bis endlich ein leiser Tod sie hinführt, wo alles durch Raum und Zeit vereinzelte vereinigt wird, da die hemmenden Schranken Gottlob nicht immer walten.

S. 59.

Ludwig Achim v. Arnim. Die meisten Menschen scheinen die Poesie wie einen köstlichen Domantring zu betrachten, der aber für das gewöhnliche Leben zu köstlich sei, und den man deshalb nur an hohen Festtagen ansetzen dürfe, um ihn nicht durch zu häufigen Gebrauch abzunutzen, oder wohl gar sich der Gefahr auszusetzen, ihn zu verlieren. Andere, noch enger gesinnt, meinen, die Poesie sei ein köstlicher Wein, der aber zu leicht heraufsche, oder ein Gewürz, das alle vier Wochen etwa einmal genossen, heilsam sein könne; sonst aber schädlich. Noch andere lieben besonders den nahe liegenden Vergleich mit einer Blume, wobei der Blume einige Fleurettten gesagt werden, mit denen es jedoch kein rechter Ernst sein kann, da es gewöhnlich am Schlusse mit entsehlendem Witz befrist, man könne die Blume, so schön sie auch sein möge, doch nicht — essen.

Daß die Poesie etwas Göttliches und eben deshalb etwas rein Menschliches sei, daß in der höchsten Erhabenheit, Feterlichkeit und Pracht derselben, stets Heiterkeit, Milde und Kindlichkeit ruhe, daß sie das ganze menschliche Leben in seinen höchsten und kleinsten Begehungen durchglähen und durchklären müsse, davon wissen sie nichts oder wollen nichts davon wissen. Die Poesie selbst wollen

sie allenfalls — sie erbieten sich dazu in Stunden der Erregung — in Ehren halten; nur ins Leben soll sie nicht gebracht werden, denn das könne leicht gefährliche Folgen haben.

S. 60.

Eine Poesie aber, die nicht ins Leben gebracht werden soll, was könnte sie anders sein als das Unnütze und Thörichte, auf das der Mensch je ausgegangen? dann wäre sie wirklich eine prunkende Fantastin, oder wohl gar eine schwarze Kunst und gottlose Zauberei, die der Staat verbieten dürfte. Gehört sie dem Himmel allein an, so können wir nichts weiter thun, als ihrer geduldig harren, und sie hört dann auf ein Gegenstand der menschlichen Gedanken zu sein; stammt sie aber aus der Hölle, so wollen wir gegen sie beten, wie gegen die Mutter, von der sie den Ursprung hat, und sie soll nicht bloß nicht in das Leben gebracht, sondern in die Hölle zurückgestoßen werden.

Nach unserm Bedanken, was wohl das Bedanken eines Jeglichen sein möchte, der sie deutlich anschaut und innig liebt, ist sie die ewige Tochter der Religion, und, als solche, die Vermittlerin zwischen Himmel und Erde, die uns denn auch neue glänzende Waffen gegen die Hölle leiht. Ist sie aber das, so soll nicht bloß die Poesie in das Leben gebracht werden, sondern das Leben soll in die Poesie gebracht werden, eine Aufgabe, die freilich alle unsre Kräfte in Anspruch nimmt, aber auch alle harmonisch befriedigt.

S. 61.

Wir haben diese wohlgemeinten Bemerkungen nicht für überflüssig gehalten, um an dieselben das ganz einfache Urtheil zu knüpfen, daß sich in manchen Parthien der Arnim'schen Werke, insonderheit aber in den „Kro-

nenmächtern“ (erster Theil Berlin 1817) jenes ruhige Element der Poesie wirklich finde. Diesem lezt genannten Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor allen aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer als sich wohl mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch, oder Spanischen Mantel und Federhut einher geht; noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund darzustellen als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treislaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, (von dem jedoch hier nur Eine Seite der Sage aufgefahrt worden), diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt, und leben wahrhaft in diesem Bilde. Im Hintergrunde steht die Krone Friedrichs Barbarossa, jenes geheimnißvoll großen Kaisers, an dessen Tod die Deutschen kaum glauben wollten, und, wenn sie ihn auch glaubten, sich dennoch die wunderseitsam, tiefinnig, edle Hoffnung nicht rauben ließen, er werde noch einmal in menschlicher Gestalt zurückkehren in sein geliebtes Land, um es zu alter und neuer Herrlichkeit zu führen.

Möge das treffliche Werk, dessen etwanige Fehler die Feder leicht tilgen kann, ohne ihm an das eigentliche Leben zu kommen, das sehr fest steht, möge es mit gleicher Liebe fortgesetzt und beendet werden wie es angefangen. Der Liebe wird die Liebe stets begegnen.

§. 62.

Et. Schübe. Wir haben von jeher in Deutschland gar viele Schriftsteller gehabt, über die man sich gar nicht freuen konnte, weil sie selbst, wie es schien, sich gar nicht

freuen mochten oder konnten. Fast überall in ihren Schriften zeigten sie eine verdrießliche, grämliche und trübselige Miene, mit der es ihnen entweder ein Ernst war, oder die sie wohl gar nur annahmen, in der Meinung, das sei höchst interessant und bedeute viel und Bedeutsames. Ein Theil des Publikums ließ sich denn auch wohl zuweilen täuschen, und dachte, dahinter müsse denn doch wohl etwas ganz Absonderliches stecken, und es seien gewiß sehr ausgezeichnete Leute, wohl gar fast zu gut für die Erde, weshalb sie wohl mitunter grämlich werden müßten. Das Vorurtheil dauert aber nur eine kurze Zeit, denn da die Verdrießlichkeit nicht selten ansteckend ist, so wird das Publikum der Sache doch auch bald überdrüssig, und läßt den unlieblich trübseligen Mann allein stehen.

Jene verdrießlichen, endlos klagenden, und nie die Antwort findenden Schriftsteller vergessen zuvörderst, daß die Gewöhnung an unklaren Schmerz (Verdrießlichkeit) eine wahrhaftige Sünde sei, sodann auch, daß überhaupt nichts — leichter sein könne als ein finsternes Gesicht zu machen, finstere Dinge auszusprechen und drucken zu lassen. Damit ist Niemandem geholfen, und niemand mag mit dergleichen lange zu schaffen haben.

§. 63.

Es ist angenehm, nach dieser Schilderung auf einen von jenen Schriftstellern zeigen zu können, die sich der genannten Fehler niemals schuldig gemacht, sondern fast immer ein vergnügtes und behagliches Wesen gezeigt haben. Was Schützen dabei fehlt, ist nicht schwer zu erkennen, denn zuweilen möchte doch wohl der Vor- und Hintergrund jener Vergnüglichkeit ermangeln, oder wenigstens nicht genügend gegeben sein. Zuweilen aber — wie setzen es mit Vergnügen hinzu — finden wir bei ihm auch, wie

sehen den Zellen und hinter dem gedruckten Wort ein sinniges Wesen, und in dem gedruckten nicht selten ein sehr gutes und aus einem erfahrungsreichen Leben herangedachtes Urtheil. Das reifste seiner Werke scheint mir „der unsichtbare Prinz,“ in welchem anziehende Erfahrung und Beobachtung über Menschen und Menschenleben in mannichfachen Ständen und Verhältnissen mit freundlichem Sinn und in einem angenehmen Styl gegeben worden sind. Man möchte und könnte es vielleicht den prosaischen Wilhelm Meister nennen, was keinesweges wenig bedeuten will, sondern — sehr viel.

In neuerer Zeit haben wir einige Andeutungen von ihm über die neuere Zeit gefunden, die uns auf einem trübten Mieverständnisse dieser Zeit zu beruhen scheinen, und deshalb auch betrüben mußten. Sie sind es, die den besten Aufschluß über jenen oben angedeuteten Mangel geben, weshalb wir herzlich wünschen, es möge dem talentvollen Dichter gelingen, ihm bald abzuhelpen.

S. 64.

Elemens Brentano, geboren zu Frankfurt am Main

1777.

Dieser reichbegabte Schriftsteller hat seit dem Jahre 1800, wo er, wenn ich nicht irre, zum erstenmale (unter dem Namen Maria) öffentlich auftrat, gar Manches geliefert, das, obwohl stets von jener reichen Begabung und mannichfaltigen interessanten Bestrebungen zeigend, dennoch nie befriedigen, oft sogar den Leser verleidend entfernen konnte. Es scheint nicht nöthig, in eine detaillierte Kritik jener früheren Werke einzugehen; wohl aber aufmerksam zu machen auf eine Novelle, die ich nach meiner besten Ueberzeugung nicht nur für das bedeutsamste Erzeugniß dieses Autors, sondern überhaupt für eine gründlich-tiefe,

innig: rührende und lehrreiche Geschichte halte. Es ist die vom braven Kasperl und dem schönen Innerl *). Da diese Erzählung, ganz einfach und gediegen, sich, wie billig, durchaus frei erhalten hat von allen großen Worten, die, immer störend, in einer solchen Novelle am meisten wider den gestörr haben, so möge denn auch hier nichts weiter stehen, als daß die Charaktere Kaspers und Annens, vor allen aber der vortreflichen acht und achtundjährigen Däuerin neu und doch ewig alt, klar und deutlich vor uns stehen, und daß die Sprache in ihrer Haltung und Gemessenheit, den Eindruck sehr begünstigt. Möge der Verfasser auf dieser schmalen Mittelbahn des Einfach:Schönen und im Einfach:Schönen doch so reichen Lebens stets fortzuschreiten wollen.

§. 65.

August Klingemann, geb. zu Braunschweig 1777. Wir besitzen von diesem Dichter eine nicht kleine Zahl von Romanen, die, obwohl von Talent zeugend, und zum Theil günstig aufgenommen, dennoch nicht vollständig wirken konnten, da sie der Ursprünglichkeit und des In: sich: selbst: Lebens entbehrend, nur durch einzelne romantische Situationen und interessante Gedankenblitze erfreuen konnten. Desto bedeutender war die Wirkung, welche der Dichter durch mehrere seiner dramatischen Werke hervorbrachte. Fast in

*) Sie findet sich im zweiten Bändchen der „Gaben der Mithras“, Seite 7 bis 31. Der Herausgeber dieser für die Pader-Verleiner „zum Vortheile hiesiger Leser“ veranstalteten Sammlung, J. W. Huber, hat sich durch den edlen Zweck des mühevollen Unternehmens ein Verdienst erworben, das sehr genügend und gern anerkannt werden wird. Da sich in diesem Werk auch Beiträge von Goethe, Herwegh, Schiller, Schlegel u. a. finden, so sind diese milden Gaben oft auch eine wertvolle und schöne Gabe.

ihnen allen, (doch zuerst Moses ausgenommen) zeigt sich ein läßliches Talent für die Wahl der Stoffe, eine besondere Anordnung der Scenen, eine genaue Kenntniß von dem, was auf der Bühne in unserer Zeit sich Wirkung versprechen darf, und eine ruhige, wohl überlegte Sprache. Zwar ist der Fond von schaffender Kraft nur mäßig, zu weilen wohl gar nur gering zu nennen; dennoch hilft hier nicht selten eine gewisse ästhetische Haushaltungskunst und ein stetes besonnenes Zu-Rathe halten.

Nur für die unvernünftigen, aber stets mit Vornehmheit sich brüstenden, schreiend gespreizten Naturen stehe hier die Bemerkung, daß diese Bemerkung nicht ironisch, sondern lediglich historisch anspruchlos gemeint sei, und daß wir in der That jene ästhetische Oekonomie, als solche, nach Maßgabe zu schätzen wissen und Schätzung für sie verlangen.

§. 66.

Am ungenügendsten ist mir Faust erschienen, denn obwohl diese herrliche Sage in ihrer Uerschöpflichkeit gar manche Blüten entwickeln kann, so ist doch die Wurzel stets nur Eine, und manches, was hier der Dichter gegeben hat, vermag aus dieser Wurzel nicht entwickelt zu werden, und ist schon um deswillen abzulehnen. Armuth z. B. gehört nicht nur nicht zu dem Gesicht des Faust, sondern, sobald er von ihr getrieben handelt, so wird das ganze Bild gestört. Ein Faust, den man im ersten Akt noch mit einigen tausend Thalern dem Teufel ablaufen könnte, ist wenigstens kein Faust mehr, und wenn auch läßig, Mühsal zu erwecken, doch kein tragischer Charakter. Hier nun vollends ist die Armuth grell hingestellt, und es wird sogar der „Kupferdreier“ erwähnt, die noch übrig sind. Al. scheint jene Dürftigkeit dadurch haben abeln zu wollen, daß er sie entstehen läßt durch die großen Kosten, welche

der unterstützungslose Faust auf den Druck der Bibel gewandt, und allerdings ist die Erwähnung seiner Arbeit und Mühe für das Bibelwerk ein vortrefflicher Gedanke, durch den der erste Abfall wohl vorbereitet wird. Immer aber bleibt die materielle Armuth störend, und, weit entfernt, den Eindruck zu vergrößern, schenkt sie ihn. Es war genug, wenn angedeutet wurde, daß die Welt, an der Faust, trotz aller theologischen Beschäftigungen, nur zu sehr hänge, sein mühsames Werk nicht schätzte oder kaum beachtete, und daß er selbst, zuerst doch immer sich selbst nur vollend, die ewigen Tröstungen nicht verstand, und versiechen konnte, die das Werk enthält, für dessen Verbreitung er so viel gearbeitet. Eben so wenig kann ich mit der Zeichnung des Teufels einig sein, da derselbe hier fast als ein positives Wesen, und das Böse selbst als etwas Positives darsiehet scheint, wobei ich mich jedoch der Kürze wegen, auf die in einigen meiner früheren Schriften gegebenen Mittheilungen beziehe *). Ueber die Feinheit des Tragischen in einigen durch Fausts unglückliche Gattin veranlaßten Scenen, so wie über den letzten Akt, der in zu großer Nähe des Hochgerichtes zu spielen scheint, bedarf es keiner Erinnerung. — Dennoch wollen wir diesem Stück nicht jegliches Verdienst absprechen, sondern das Tragische einiger Scenen, so wie die Benützung einzelner fast vergessener Züge der Sage als loblich anerkennen.

§. 67.

Mit feinerem Sinn sind manche andere Schauspiele

*) S. *Arwandliche Schriften* Theil I. S. 150 ff. so wie die Darstellungen des „verzweifelnden Geistes“ in dem Roman „Kampf und Sieg,“ in der Novelle „die diamantene Ruthe,“ und (am frühesten) im *Octavio von Burgos* (Tübingen 1804).

des fruchtbaren Dichters ausgeführt worden, nur daß nicht selten das Streben nach Effekt sichtbar wird, und, sobald es sichtbar geworden, störend eintritt. Den reinsten Genuß hat uns immer das „Vorpiel“ zum Columbus gewährt. Freilich war hier nur ein einziger Gedanke nöthig, um dieses ganze Vorpiel zu erzeugen; aber dieser Gedanke war ein rein poetisch-schöpferischer, was nicht überleben werden soll. Man möchte diesen Gedanken selbst ein ästhetisches Columbus: Ei nennen.

Auch für das Lustspiel ist K. nicht ohne Talent; doch bedauern wir, daß es sich nicht selten in das Dreite legt, weshalb die Wirkung geschwächt wird. Dem Romandichter kann es wohl begnügen, daß er, wie ein heiterer Spaziergänger, bei gewissen, ihm besonders angenehmen, und am Herzen liegenden Situationen zu lange verweilt, ja zuweilen wohl gar nicht übel Lust hat, sich an einer solchen Stelle häuslich niederzulassen, bis er endlich gewahr wird, daß das nun einmal doch nicht thunlich sei, worauf er dann vielleicht ein wenig trübe weiter fortgeht, und erst nach und nach wieder zu der alten Vergnüglichkeit gelangt. Wie gesagt, es kann einem Romandichter leicht begnügen, und wir wollen es ihm nie ganz ungerügt hingehn lassen, sollte er auch jene Lieblingsplätzchen, wo er zu lange verweilt, mit den aufwendigsten Blumen besetzt haben. In jedem Falle wird es jedoch dem erzählenden Dichter leichter, seinen Uebelstand einigermaßen wieder gut zu machen, als dem dramatischen, dem das Gesetz des raschen Zums Zielbringens nie aus den Gedanken kommen darf, weshalb ihm denn auch das Hüttenbauen in einzelnen Lieblings-scenen nicht gestattet werden kann.

S. W.

Auch als ästhetischer Kritiker hat K. manches geleistet,

das wegen des guten und freundlichen Geistes, der in den meisten seiner Urtheile waltet, wohl zu loben ist, und es darf deshalb bedauert werden, daß er in der neuesten Zeit als Kritiker nur sehr selten redet. Er sollte das nicht, dünkt uns, am wenigsten in unserer Zeit, wo die Mäßigkeit der Kritiker keinesweges zu loben ist, weil sie meistens nur das Unedelmögliche loben, und über das Vortreffliche wie im Halbschlummer hinfahren.

Polonius ist bekanntlich ein trauriger Recensent, und er bekommt auch auf sein höchst unzeitiges *This is too long* die gute Antwort: *It shall to the barber's, with your beard*; doch bleibt er gelassen, und giebt gleich darauf seine Zufriedenheit mit der *mabled queen* zu erkennen, vor der Hamlet doch ein wenig erschrickt. Der Mann ist indessen nicht allzu sehr zu tadeln, da er doch wenigstens seine Urtheile nicht — drucken läßt, aber jene Wehrheit der Kritiker, von denen manche an Geist noch tief unter Polonius stehen, besorgen augenblicklich Glas und Rahmen für ihre leichten oder auch wohl strengen Meinungen. Darum, weil es wirklich so steht, sollten sich die besseren Kritiker jetzt nicht zurückziehen.

In jedem Falle glaube ich meiner lieben Vaterstadt Braunschweig Glück wünschen zu dürfen, daß ein so fleißiger und kenntnißreicher Mann, wie K., ihrer neu aufblühenden Bühne vorstehe.

S. 69.

Adam Oehlenschläger, gehört der Geburt nach zu den Dänen, deren Liebe er auch in vorzüglichem Grade und wohl verdient erworben hat. Dennoch darf ihn Deutschland, ohne ihn dem benachbarten Staate entziehen zu wollen, mit Recht auch sich zu eignen, da die Richtung seines Geistes eine entschieden deutsche zu sein scheint, deutsche

Bildung ihn fast überall bezeichnet, und fast alle seine Werke entweder ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, oder doch bald in dieselbe von ihm selbst übertragen worden sind.

Fast überall in seinen Werken: im Aladdin, Palnatoke, Hakon Jarl, Izel und Walburg, zeigt sich ächtes dramatisches Leben, (selten nur verflümmert durch das Uebermaß rhetorischer Beschreibung) und im Allgemeinen ein nach dem Höchsten und Besten strebender Geist. Dennoch beklagen wir, daß hier mit dem Aufgebot schöner Kräfte nicht selten ein nur momentaner Effekt erreicht wird. Der Verfasser scheint zuweilen lediglich zu versuchen, ob irgend ein schnell aufgefaßter Gedanke sich mit Glück zur Erscheinung bringen lasse, läßt ihn aber halb ausgeführt liegen, und versucht dann schnell einen neuen, mit dem er den ersten noch überbietet; doch überbietend vernichtet er ihn fast. So ist z. B. in Izel und Walburg die Gespensterscene vortrefflich gedacht und ausgeführt, leidet aber im Wesentlichen für dieses Drama unnöthig. Das Ausprobiren der Krone im Hakon Jarl ist wohlgedacht; aber auch nur gedacht, denn es mahnt in seiner fahlen Berechnung nur zu bald an — Shakspear; und die Fantasie malt sich aus, mit welcher zauberischen Kraft, und wie doch so ganz unschuldig; natürlich Er Scenen dieser Art behandelt haben würde, die hier fast starr und mechanisch künstlich auftreten.

§. 70.

Dennoch sind die Fehler auch in den früheren Werken des Dichters fast alle von der Art, daß wir stets überzeugt gewesen sind, es bedürfe bei ihm nur eines vollendeten Willens, um sie zu entfernen, und diese Hoffnung ist fast erfüllt worden durch seinen Correggio, über den ich

im ersten Hefte der Heidelberger Jahrbücher für 1818 das folgende ruhige Urtheil fällt:

Wir wissen alle gar wohl, daß uns Goethe in seinem Torquato Tasso ein Werk gegeben hat, in welchem die große Aufgabe gelöst worden, die Poesie selbst als handtend darzustellen. Der Dichter, den wir in jenem Werke schauen, in sich selbst schon halb verloren durch innere Verwöhnung, geht vollends unter in der Leidenschaft der Liebe; und, dem strengen Leben, in seinen bestimmten Gesetzen und Formen der Stände und der Cuten gegenüber, verliert er auch des inneren Lebens Freiheit und Freude. Ueber dem ganzen Drama, das allerdings diesen Namen verdient, da es voll der innigsten tiefsten Handlung ist, schwebt gleichsam mit ewigen Buchstaben geschrieben das Wort: „*Genit ist das Leben.*“ — Tasso, dessen Natur eine schwebende und fliegende ist, soll hier auf der gemessenen Landstraße einhergehen, wie andere, oder über einem schmalen Steg den breiten Strom hinüber wandeln. Er vermag es nicht, strauchelt und fällt; doch, schon gefallen, hält er sich noch an dem Felsenriffe fest, das ihn verwundet, ja blutig gerissen hatte. Goethe hat nicht für gut gefunden, uns mit aparten Worten darüber zu beruhigen, sondern lediglich den Dichter und die Welt mit allen ihren Mächten gerade so dargestellt, wie er ist und sie. Der Nicht-Dichter bedarf dabei ganz und gar keiner Beruhigung, denn er findet das alles ganz recht und billig, obwohl er selbst unbillig ist. Der Dichter aber, — es ist, so Gott will, bekannt, daß, um ein solcher zu sein, eben nicht nöthig ist, auch nur eine metrische Zeile geschrieben zu haben — der Dichter, sagen wir, der so etwas liebt oder sieht, wird zu sich selbst etwa Folgendes sagen: Ja, das Leben ist wirklich ernst; aber es kann nicht anders

sein, weil es das Leben ist. Darum nimm Du Dich sehr zusammen, und sei kraftereich und sanft, und voll duldem der Menschenliebe. Dann wird er mit Goethe's Tasso sehr befreundet scheiden.

§. 71.

Oehlenschlägers Correggio hat sehr viel Aehnliches mit Tasso, aber er ist dennoch unendlich verschieden von jenem. Hier ist keine eitle Verwöhntheit, und kein Trunk mit einer Kraft, die (bei Tasso) doch nur halb da ist, sondern wir sehen im Antonio eine unendlich liebenswürdige, heitere, weiche, nur leider leiblich-kränklliche Künstlernatur. Wie man das Göttliche am liebsten in der Form des Kindes mahlt, so hat der Dichter hier den armen Maler als ein reines Kind dargestellt. Er kann nicht begreifen, daß er, als ein schwaches Werkzeug, das Vermögen besitzen soll, das Unendliche im Endlichen abzuspiegeln, er erschrickt selbst freudig vor den herrlichen Gestalten, die sein eigener Pinsel, von einer höhern Macht geleitet, auf die Leinwand wirft, und in unendlicher Liebe für die Kunst vergißt er ganz und gar stolz zu sein, daß er sie besitzt. Er denkt überhaupt wenig an sich selber, und wenn er es ja einmal thut, so ist es mit bloßer Kindesfreude, daß, was er fast ohne Mühe geschaffen, so eben recht sei, wobei wir nur erinnern wollen, daß auch der höchste Stolz doch am Ende nichts anders sagen kann, als er habe das eben Rechte geschaffen.

Ihm zur Seite steht eine liebende Gattin und ein freundliches Kind, denn der Künstler soll nicht los und losbig durch das Leben hinflattern, sondern heimisch sein in dem Familienzimmer und am geselligen Heerd. Ihm gegenüber stehen zwei Künstler, die ein bewegteres und größeres Leben bereits gereift hat. Giulio Romano, hell, freund-

lich, geistreich, und Michel Angelo, im Genuße des Ruhms und des Lebens, stark und gewaltig, beschlendend; aber menschlich wieder gut machend (insofern das gehen will und kann) was die Zunge einmal gesündigt hat.

S. 72.

Da aber die Natur nicht will, daß der Mensch zu glücklich sei, auch nicht unbekannt sein kann, daß der Künstler nicht wie die Cicade vom bloßen Thau lebt, und der Schmetterling allein das Glück hat seinen Wagen zu besetzen, so ist dem lieben Kind Antonio kein . . . Probt gegeben worden; und als endlich einige Hoffnung aufgeht etwas wenig zu empfangen, so wird statt des Goldes Kupfer gezahlt, dessen Gewicht den lieben Kranken tödtet.

Es dürfte bei dem ersten Blick das Ansehen haben, als könne ein solches Leben und ein solcher Tod kaum dramatisch behandelt werden, allein der Dichter hat gezeigt, daß es gar wohl angehe, und wir stehen nicht an zu erklären, daß die vier ersten Akte zu den allervorzüglichsten und rein rührendsten gehören, die überhaupt irgend eine Literatur aufzuweisen hat. Leider aber hat er es nicht für gut gefunden, es auch im fünften Aufzuge zu zeigen; denn in demselben geht die Rührung so weit, daß wir sie nicht zu ertragen vermöchten, sondern uns gewissermaßen zur Wehre setzen mußten gegen die heißen Sonnenpfeile, die von allen Seiten her des Dichters Kraft in unser Herz werfen wollte. Wir fanden, um es mit Einem Worte zu sagen, nur den verwundenden, nicht aber den heilenden Speer; setzen aber sehr gern hinzu, daß Dohlensschläger, wenn er einst selbst uns diese Bemerkung zugeben sollte, gar sehr leicht im Stande sein würde, den ganzen Akt zu mildern und in jene heiter-tragischen Torden zu tauchen, in denen die ersten vier Akte schweben.

So weit unsre Anzeige, die nur den Zweck hat, die jenigen Leser, die von Correggio noch nichts wissen, aufmerksam zu machen auf das edle Werk. Eine ausführliche Recension wird unseres Trachtens erst dann an der Zeit sein, wenn Correggio nicht mehr von einer deutschen Studierstube in die andere, sondern von einer deutschen Bühne zur andern wandert.

§. 73.

Ueber die Streitigkeiten, die, wie erzählt wird, insomderheit nach der Aufführung des zuerst in Dänischer Sprache geschriebenen Schauspiels „Ludlams Höhle“ zwischen Oehlenschläger und Vaggesen sich erhoben haben, und mit großem Eifer fortgesetzt werden, wollen wir nur die Bemerkung machen, daß dieser Kampf eigentlich so alt ist — wie die Welt; indem es nicht fehlen kann, daß rüstige Stylkrieger (man sehe die Erklärung des Worts in Jean Pauls Aesthetik) gern gegen Poeten anringen. Sind vollends die Stylkrieger sich eines sehr langen, an sich sehr läßlichen philologischen Studiums bewußt, und haben sie noch obendrein die Fähigkeit, regelrechte Hexameter zu machen, so glauben sie sich so ziemlich auf der Höhe, und der arme Poet muß manche schlimme Dinge von ihnen anhören, was ihm jedoch als Begesfeuer seiner Kräfte nicht immer erlassen werden kann.

Ist dann etwa der Poet ein Oehlenschläger, der, bei aller Vortrefflichkeit seines Talents, doch noch nicht vollendet sicher steht, so kann es nicht fehlen, daß auch er wohl von Zeit zu Zeit eine kleine Schwäche äußert, welche dann der Gegner vielleicht nicht ganz ungeschickt benutzt, zur großen Gemüthsregung müßiger Zuschauer.

§. 74.

Im Ganzen aber hat dieser Streit, insoweit wir den

Zeitungsberichten folgen dürfen, in dem Lande, wo er geführt wird, wenige müßige Zuschauer gefunden, sondern sehr lebendig theilnehmende, die wohl wissen, daß hier nicht um zeitliches Gut gestritten wird, sondern um ein Höheres, das stehen bleibt und wenn auch gar viele Namen fallen sollten. Möge auch jene Theilnahme sich nicht unter etwas unbeholfen äußern; im Allgemeinen wollen wir sie immer herzlich loben, denn ein Volk soll in dieser Hinsicht dem Jünglinge gleichen, von welchem Goethe sagt, daß er müsse

die Flügel regen,

In Lieb und Haß gewaltig sich bewegen.

S. 75.

Karoline Pichler, geborne v. Greiner.

Unter der nicht geringen Anzahl von poetischen Erzeugnissen dieser Schriftstellerin hat sich keines so lange oben gehalten und so viel günstige Leser und Leserinnen gefunden, als der Roman *Agathokles* in drei Theilen, Wien 1808. Was ihn bezeichnet, ist ein wohlwollendes Gemüth, ein besonnener Verstand, der die einzelnen Charaktere und Situationen wohl ordnet, und stets nach der Herrschaft über den Stoff strebt, die er zuweilen auch wirklich erreicht. Dazu kommt: Eine stille Ahndung von den Segnungen des Christenthums, das hier in eine tief beschattete Welt hineinleuchtet, und, was die äußere Darstellung betrifft, ein mäßiger und gelassener Styl, der der Verfasserin sehr zu Hülfe kommt, ein Werk von diesem Umfang ohne Ermüdung zu Ende zu führen.

Die Briefform, in welcher dieser Roman gehalten ist, bietet dem Dichter manchen Vortheil, indem er auf diese Weise die Charaktere sich selbst aussprechen lassen kann; aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß sie nur

zu leicht zur Bequemlichkeit und zur Verwirrung des Beschreibens mit dem Darstellen veranlassen kann. Und es möchte wohl nachzuweisen sein, daß auch die sinnige Caroline Fichler nicht immer ganz frei zu sprechen sei von diesem Mangel im Einzelnen.

Dadurch soll indessen, wie sich von selbst versteht, die geniale Freiheit der Form für den Roman nicht nur nicht beschränkt werden, sondern wir möchten eben diese Freiheit recht hoch erheben, und nur auf die Klippen aufmerksam machen, die bei irgend einer gewählten Form mit besonderer Vorsicht zu vermeiden sind.

§. 76.

Ueber das innere Getriebe des Romans hat sich Goethe im dritten Theil des Wilhelm Meister folgendermaßen erklärt: „Im Roman sollen vorzüglich Gefinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gefinnungen müssen, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganges zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend sein; von dem Dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarissa, Pamela, der Landprieister von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gefinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich; alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.“ —

Dieser Ausruch hat mit Recht schon um seiner Einfachheit und Kürze willen nicht geringen Eindruck ge-

macht, — wobei nur nie die zu scharf scheinende Gegenüberstellung der Gesinnung und des Charakters Irrung veranlassen möge — und er mag wohl auch der Verfasserin des Agatholles Vortheil bringend vorgeschwebt haben: ganz besonders für den Gang des Werkes im Allgemeinen; weniger günstig bei der Zeichnung einiger Personen, z. B. der Calpurnia und Culpicia, deren Gesinnung uns wohl mitgetheilt wird, ohne daß indessen eine fest bestimmte Gestalt und Physiognomie erschiene.

In jedem Falle macht indessen dieser Roman, wie der Verfasserin, so auch dem deutschen Publikum Ehre, da es denselben, dessen ruhige Sinnigkeit anerkennend, mit Wärme aufgenommen hat. Er ist ein heilsames Gegengift für so manche erhitze Schwächlichkeit, mit Reichtum sich brüstende Armuth, zerschredenden Hochmuth, und Gefühlsgerissenheit, die uns noch immer nur zu häufig in unsrer Romanliteratur begegnet.

§. 77.

E. J. Contessa und E. B. Calice Contessa.

Einer dieser geistreichen Brüder wurde zuerst bekannt, durch ein wohlgehaltenes Miniatur-Lustspiel, „das Räthsel,“ welches sich bereits zwei Lustre auf dem Repertoire unsrer Bühne erhält und vermuthlich noch lange erhalten wird. Wdgen wir immer einräumen müssen, daß Vogels dieu mit seiner *Dehance et malice* den ersten Ton zu solchen kleinen dramatischen Gemälden angegeben habe; der Ton im Räthsel ist nicht minder fein, und indem es jede durch Verkleidungen und andere materielle Hülfsmittel (den in den Raum fallenden Witz) hervorgebrachte Intrigue verschmäh't, giebt es eine reine Charakter-*Intrigue*, die für das Lustspiel eine würdige Aufgabe ist.

Im Jahr 1804 erschien das zweite Bändchen der *brav*

matischen Spiele und Erzählungen, die ich bald darauf sehr einfach und anspruchlos beurtheilte *).

Es ist eine bekannte und unerfreuliche Erfahrung, daß gar manche, sonst geistreiche Menschen, sich selbst und andere durch eine bis zur Grämlichkeit gehende Ernsthaftigkeit quälen; weshalb denn hier und da der seltsame Glaube sich verbreitet hat, für einen gründlichen und scharfsinnigen Mann gehöre nun einmal eine finstere Maske; woraus fast zu folgen scheint, daß der trübe November-Himmel sich — geistreicher mache, als ein freundlicher Mai-Mittag. Ich bin (wie auch sonst wohl schon angedeutet worden) dieser Ansicht durchaus nicht, sondern glaube, und habe es oft mit Freuden gesehen, daß der Geblüdeste und Tiefste fast immer der Heiterste war, und daß selbst der Schmerz eines solchen Mannes, (denn ohne den Idunten er nicht gebildet sein), von der Schönheit die Form annehme.

§. 78.

Indessen hat sich jene Ansicht von der Nothwendigkeit eines durchaus ernsthaften Wesens bei den meisten Deutschen dergestalt eingeschlichen, daß wir eine gar große Anzahl von traurigen und peinlichen, übellaunigen und finsternen Büchern besitzen. Dieser Klippe zu entgehen, haben einige andere Schriftsteller das reine Gegentheil versucht, und ihre sämmtlichen Scherze, ja sogar ihr sämmtliches

*) Die Anzeige findet sich in dem *Blättlein zur Kritik und Charakteristik deutscher Litteratur und Kunst, Beiträge zu den thättingischen Gebelungen* 1815 No. I, und ist mit J unterzeichnet, wie manches dort Befindliche, was von mir herrührt. Ich erwähne dies, um die Nothig daran zu knüpfen, daß einiges in jener Zeitschrift Befindliche, welches gleichfalls mit J unterzeichnet ist, nicht von mir ist.

Lachen — in den Druck gegeben, woraus denn Wäcker entstanden sind, deren leer-lustige Flachheit uns billig fast noch mehr zuwider ist, als jene schwer hinwandelnde Verdrießlichkeit. Was wir verlangen, ist mit Einem Worte: die Heiterkeit, jenes herrliche Fröhlich- und Getrostsein, das der größte aller Wohltäter des Menschengeschlechts uns zum Gesetz machte.

Wenn aber diese köstliche Heiterkeit im höchsten Sinne des Wortes nicht immer in der Darstellung poetischer Werke zu erreichen ist: so sollen wir auch schon einen mindern Grad derselben, die Unbefangenheit, die Freundlichkeit u. s. w. rühmend anerkennen, und dies ist es, was wir bei dem genannten Werke recht herzlich thun wollen. Er enthält z. B. ein altd deutsches Märchen, „Magister Nöcklein“ (S. 99 bis 169), in welchem sich der fromme und fröhliche Sinn, so wie der köstlich derbe Scherz unserer Vorfahren, der, bei aller Scherzhastigkeit, doch so tief-sinnig ist, an den Tag legt. Mit dem Teufel zu scherzen, wie hier geschieht, darf in der That nur der fromme Deutsche wagen; und wenn er es wagen darf, so findet er hier den allerreichsten Stoff.

§. 79.

In jener Erzählung hat das deutsche Märchen mancherlei lehren wollen, was recht schön zusammenhängt, obwohl es sehr verschiedenartig scheint. Es hat in redlicher Einfalt gezeigt, daß unter allem Schlimmen eine böse Frau das Schlimmste sei, und um dies recht eindringlich und ergötzlich zu machen, zeigt es, daß selbst der Teufel es mit derselben nicht aushalten könne, indem er, der auf ein Jahr sich anheischig machte, schon nach zwei Monaten den Kontrakt bricht. Zugleich aber stellt es dar, daß selbst jene höchste irdische Quaal doch nur unbedeutend sei gegen

die eines bösen Gewissens; und wie der Reizte sich selbst jene erstere als Duse gern gefallen läßt, um nur den Danden des Bösen (das der frühere Deutsche sehr gut durch den Namen „Teufel“ bezeichnete) zu entkommen. Das höhere Princip, welches dabei im Hintergrunde liegt, hat das fröhliche Währchen nicht einmal zu nennen gewagt, und es bedurfte dessen auch nicht, da es dem sinnigen Leser nicht verborgen bleiben kann.

Wir haben bis jetzt bloß von dem Währchen gesprochen, das der Verfasser vorfand. Was die Darstellung betrifft, so darf man mit manchen Parthien derselben recht wohl zufrieden sein: doch finden wir noch hie und da eine gewisse Unsicherheit, die mitunter auch wohl Irrwege der Scherzhaftigkeit einschlägt. Das Unangenehmste steht S. 110, und wir wollen dasselbe nicht näher bezeichnen; wohl aber, daß S. 109 ein wahrhaft köstliches Vornote sich findet: indem der Teufel einen Spruch aus dem Horaz citirt, und nur bedauert, daß ihm so oft die Zeit mangle, dem Studio gehörig obzuliegen. — Daß wir schon noch gelungenere Darstellungen des Teufels haben, ist allerdings bekannt: dennoch verdient es Lob, daß auch Herr C. in dieser Hinsicht Klopstock und Wilson durchaus nicht nachgeahmt hat.

J. So.

„Die Ehen werden im Himmel geschlossen“ zeigt gleichfalls die Laune des Verfassers von einer angenehmen Seite. Er stellt uns in dieser Komödie die Poesie selbst dar, und zwar, wobei den Leser ein kalter Schauer überläuft, als eine Schneiders-Witwe, die nach glücklicher Andringung ihrer übrigen Kinder (die Romanze ist nämlich mit einem Herrn auf Reisen gegangen, die Ode im Waisenhause, die Satire im Taubstummen-Institute, um

das Sprechen zu verlernen u. s. w.) nur noch mit ihren Töchtern, der Tragödie und dem Lustspiele, sitzen gelieben ist. Von allen alten Freunden ist ihr keiner gelieben als der wohlbekannte „Bettel Michel,“ der in seinem Edelsinne sich nicht dauern läßt, die drei Treppen zu ihr hinauf zu steigen, um der armen Wittwe zwei Freier, einen Theater-Dichter und einen Schauspiel-Direktor, für ihre Töchter zuzuführen.

Man sieht, daß aus diesem Stücke recht sehr viel hätte werden können: doch hat sich der Verfasser begnügt, nur mehrere wichtige Einfälle hinzuströmen, ohne auf ein Ganzes abzielen, auf welches der Leser doch billigen Anspruch macht.

S. II.

Zugleich drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf: was wohl Ludwig Tieck, der jene Gattung von freundlich-ironischen Schauspielen am besten behandelt hat, aus diesem Stoffe gebildet haben würde. Ohne Zweifel hätten wir dann eine noch ergößlichere „Poesie,“ „Lustspiel,“ „Trauerspiel“ u. s. w. erhalten; auch würde er gewiß den Bettel Michel, in dem man eine gar köstlich allegorische Person anerkennt, und der hier nur leicht hin bearbeitet worden, reicher ausgestattet haben. Ferner müssen wir den Verfasser aufmerksam machen, daß der Witz in diesem Stücke zuweilen veraltet ist, und mehr auf die neunziger Jahre des verfloffenen Jahrhunderts paßt als auf die Gegenwart, obwohl wir ihm seine Ergößlichkeit nicht absprechen, da wir ja wohl fast alle jene — nicht besonders poetische Zeit noch in frischem Gedächtnisse haben.

Den rechten Ton zu einer Satire auf manche Hinneigungen der deutschen Poesie des neunzehnten Jahrhunderts haben, nach unserm Erachten, nur etwa zwei bis

drei deutsche Humoristen getroffen, und das Streben mancher andern, auf ähnliche Weise auf das Zeitalter einzuwirken, ist fruchtlos vorübergegangen. Hr. E. — des sind wir gewiß — könnte ihn treffen.

S. 82.

Wir übergeben einige andere Aufsätze in dieser Schrift, unter denen Nro. II. uns am unerfreulichsten gewesen ist, um sogleich zu Nro. V, Lebens-Harmonien, überzugehen. Hier zeigt sich das Talent des Verfassers wieder in seiner Klarheit. Der Todtengräber und seine Frau stehen einfach und vorzüglich da; und das blühende Leben des Jünglings und der Geliebten bildet keinesweges einen schroffen Kontrast gegen sie: so daß der Dicht., der das junge Paar in der Kirche trifft, zwar innig rührt, doch nicht hart verurtheilt. Nro. VII, Almenorade, enthält eigentlich nur einen einzigen witzigen Einfall, aber einen so ausgezeichneten, daß er nothwendig wie ein guter Vater mehrere humoristische Kinder mitbringen muß. Nro. VIII, Gift und Gegengift, ist eine kleine Erzählung voll wackerer Gesinnung, und in anspruchsloser Einfachheit gehalten.

Wir haben unsere Ansicht mit derselben Einfachheit über die Herren E. ausgesprochen, und sind dabei der festen Ueberzeugung: daß sie eben, weil sie sich als geistreich strebende Männer gezeigt haben, die Strenge der Kritik keinesweges als überstreng und lästig betrachten, sondern als solche und als einen Beweis untrer wahrhaften Achtung anerkennen werden. Wir sind überzeugt, daß ein dritter Theil dieser Spiele und Erzählungen, dem wir mit Vergnügen entgegen sehen, diesen zweiten weit übertreffen werde, denn wir glauben nicht nur an ihr Talent, sondern auch an ihr stetes Fortschreiten.

Ich setze jetzt zu dieser alten Anzeige nichts weiter hin-

zu, als daß diese Hoffnung auf ein festes Weiterschreiten sich gar wohl bewährt hat.

J. 83.

Adelbert von Chamisso, geb. in Frankreich, nimmt eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte unsrer Literatur ein, da seine Bildung als eine entschieden deutsche erscheint.

Man hat häufig gesagt und geklagt, die deutsche Sprache sei bei aller ihrer Vortrefflichkeit denn doch fast endlos schwer zu erlernen; aber es ist damit noch nicht abgethan, sondern ich möchte wohl behaupten, sie sei für viele Millionen Menschen, so lange sie sie bleiben, gänzlich unlernbar: denn ohne deutschen Geist und ohne deutsches Gemüth giebt es auch keine deutsche Sprache. Sie ist, als Ursprache, fern von jedem Willkürlichen und Zufälligen, aber auch fern von jedem geländerartig Fixirten. Diese letztere vielleicht etwas fremdbartig klingende Bezeichnung paßt insonderheit auf die Französische Sprache, die seit Ludwig dem Vierzehnten völlig abgeschlossen, kaum mehr eine neue Wortbildung und (es ist betrübe zu erzählen) kaum mehr eine neue Idee einläßt. Unsrer Sprache ist frei und nothwendig, die Freiheit ist Nothwendigkeit geworden, die Wurzel des edlen Baumes steht ewig fest, und ist stets nur Eine; aber der Blüthen- und Blätterschmuck ist ewig jung und neu, und voll des köstlichsten Reichthums.

Wir wollen deshalb nicht klagen über die Schwere der Sprache, sondern fröhlich hinzu setzen: Dringt nur eine innige ächte Sehnsucht nach ihr, und ein reines deutsches Gemüth mit, dann wird die Sprache euch nicht nur nicht unzugänglich bleiben, sondern freundlich entgegen kommend, nach und nach alle ihre herrlichen Schätze euch offenbaren.

Es hat A. v. T. das Deutsche gelernt, und es ist nunmehr völlig sein Eigenthum geworden, wie sich dieses in „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“ (Münsterberg 1814) deutlich an den Tag giebt.

S. 84.

„Es trägt mich alles,“ sagt Fouqué in dem Vorwort zu dem Werk, „oder in unserm lieben Deutschland schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu versichern fähig sind und auch werth; und über manch eines ächten Landmannes Gesicht wird bei dem herben Scherze, den das Leben mit ihm, und bei dem arglosen, den er mit sich selbst treibt, ein gerührtes Lächeln spielen.“

Dieses Lächeln ist ein rein ethisches oder rein christliches, mit dem wir der Strenge des Geschicks am Besten begegnen.

Wir halten das Buch für sehr lehrreich, obwohl auf einigen Partien desselben noch einige Dämmerung ruhen mag, und wollen die Haupt-Idee also aussprechen: Besitze Dich rein und vollständig; nur dann kannst Du Dich frei nennen, und Dein Leben rein und frei genießen. Laß Dir nichts, auch nicht den Schatten von Dir rauben, sonst bist Du aus Dir selbst und aus dem Kreise, der Dich schützend umschleift, herausgerissen, und wie weit kannst Du dann nicht mehr bestimmen, weil im Irrthum keine Gräzen mehr sind. Wirst Du aber gewahr, daß Du wirklich den Schatten von Dir verloren, so scheue kein Opfer, um Dich in Deiner Vollständigkeit wieder zu gewinnen.

Wohl darf man das Buch deshalb ein „grundethisches“ nennen, und den Wunsch hegen, es möge nicht vergessen werden.

§. 85.

Mar von Ehenkendorf, gest. im Januar 1813.

Das große Jahr Dreizehn wird stets in der Weltgeschichte als ein hellleuchtender Punkt da stehen, und in ihm lebt unsre Hoffnung, unser Trost, und unser Stolz, der uns nie verlassen kann, wenn auch noch so viel einzelnes Verlethende uns in der Chronik der Deutschen begegnen sollte. Ein Volk, das dieses Jahr gehabt, und haben konnte, hat eine Quelle von Erhebung und Beruhigung in sich, durch die es sich ewig jung erhalten kann.

Ienen Thaken war der Gefang nahe, er ging ihnen voran, er war in ihnen, und folgte ihnen. Lasset uns diese Auszeichnung jenes Jahres nicht vergessen, denn wenn es trüb ist, daß auf die Frage: Wo sind die deutschen Heldenlieder nach den herrlichen Schlachten bei Hohenlinden und Walspaquet? alles Stumm bleibt, so wollen wir uns trösten, daß, wenn etwa im Jahr 1913 eine ähnliche Stimme fragend sich erhebt, manche frohliche Antwort wird gegeben werden können.

Ueber Ehenkendorfs Kriege- und Elegeslieder siehe hier kein anderes Urtheil, als das entscheidende, daß Volk und Heer in Liebe und Freude über dieselben bereits entschieden haben, und daß sie deshalb jenes großen Jahres würdig sind.

Darum lebt er auch unter uns, der theure Helden Sänger, obwohl er schon so früh heimgegangen ist.

§. 86.

Amalie von Hellwig, geborne von Imhof, trat zuerst im Schiller'schen Muses Almanach für 1800 mit den „Schwestern von Lesbos“ auf, einem Gedicht, das theilweise des dauerndsten Verfalls werth ist; nur im Ganzen eine weniger organische als mechanische (zufällige) Form

aufzuweisen dürfte, was durch den Inhalt selbst erklärbar wird. Späterhin fiel dieses Mieverhältniß zwischen Stoff und Form hinweg, da der Verfasserin die Poesie immer klarer ward, zu der die tiefere Neigung und das Talent sie hinzog. Das Christenthum mit seinen großartigen Tugenden, das Vaterland mit seinen wunderbaren alten Sagen: das ward der schöne Spielraum ihres Geistes, und auf manches, was sie in dieser Sphäre geleistet hat, werden wir mit stets erneuerter Freude hinblicken. Es wird dauern, weil es überhaupt ist.

S. 87.

Helmina von Chezy. Indem wir das gewöhnliche Lob, in welchem viel von leichtem Talent, leichter Darstellung, leichtem Reim vorzukommen pflegt, u. s. w. ganz bei Seite stellen, da es sich ohnehin von selbst macht, bemerken wir hier, daß uns als ihr reifstes und bedeutendstes Werk erscheine ihre Selbstbiographie, mit der sie das unter der Aufschrift „Kurikeln“ erschienene Buch eröffnet.

Wenn wir in den Nekatalogen blättern, oder in einem Buchladen die entsehllichen, fast ängstliches Gefühl erregenden bedruckten Papierballen aufgerichtet vor uns sehen, in denen sich meistens nur Armuth und Qual und Leerheit und Langerweile breit machen, so ergreift uns ein gerechter Schmerz über die Hinfälligkeit der Menschen und Dächer, denn nur zu nahe liegt der Gedanke, daß fast alle diese Dächer, Mauern von dem Strom der Zeit schnell hinweggespült werden, und über Jahr und Tag von hundert vielleicht nur Eins sich oben erhalten und retten wird. Dennoch gäbe es ein ganz einfaches Mittel, selbst für mittelmäßige oder beschränkte Schriftsteller, ein gutes oder doch ertragliches Werk zu schreiben, wenn sie nämlich sich entschließen

könnten, mit dem Aufwand aller Ihnen noch zu Gebote stehenden Kraft, ihre — Lebensgeschichte zu schreiben.

Es giebt nämlich schlechterhin kein Leben, welches wir durchaus uninteressant nennen dürfen, obwohl man mit diesem häßlichen Wort leider oft genug um sich wirft. Wer nur wahrhaftige Menschenliebe besitzt — und die sollen wir besitzen, oder unsere ganze Tugend und Poesie ist ein leerer Schall — der wird selbst für die heterogensten Naturen eine sehr regte Theilnahme fassen, sobald er sie nur dahin bringen kann, daß sie ihm ihre Lebensgeschichte mittheilen.

S. 88.

Eine neue Welt zu schaffen, ist unter hundert tausenden kaum Einem beschieden; aber die Welt, in der wir selbst leben, zu objektiviren, das können unter hundert tausenden doch wenigstens tausende leidlich lernen, und wohl wäre es der Mühe werth, daß ein jeglicher sich diesem Studium hingabe.

Wenn nun schon bei beschränkten Naturen auf diesem Wege ein günstiges Ergebniß sich hoffen ließe, wie viel mehr müssen wir uns erfreut fühlen, wenn eine reichbegabte Dichterin, wie Frau von Chezy, der nicht selten gelungen ist, eigene anmuthige Schildrungen vor uns auszu-breiten, still und besonnen ihren Lebenslauf erzählt, wobei es an Charakterschildrungen berühmter Personen (z. B. der Frauen von Sacl und Genlis) so wie an einzelnen treffenden Bemerkungen über Leben und Kunst nicht fehlen kann. Wir wünschen sehr, diese Selbstbiographie fortzusetzen und bis zu unsren Tagen geführt zu sehen.

S. 89.

Therese Huber, geborne Heyne. Diese Schriftstellerin hat uns vielleicht manches Ausgezeichnete gegeben ohne ih-

ren Namen; aber auch das, was wir mit Entschiedenheit als das Ihrige kennen, verdient größtentheils eine rege Theilnahme. Wir erwähnen hier insonderheit der Darstellung des Lebens ihres Gatten, Leonhard Ferdinand Huber, mit gedäherndem Dank, den eine Schilderung, wie diese, erfordert; obwohl wir, wie das nicht selten kann, in gar manchem Urtheil mit der Verfasserin uneinig sind. Was sie und ihn auszeichnete, ist eine gewisse innere Wohlhabenheit, Liebe und Kenntniß der Menschen und ihrer Verhältnisse, und jene Fantasie, die durch ein bedeutsames Leben erworben wird. Was wir beklagen, ist der nur zu starke Anhauch von französischer Bildung, die nun einmal der starken und tiefen deutschen Natur nicht zusagt, und die deshalb bei ihr und ihrem Gatten nur wie ein erworbenes Gewand erscheint, das, so heiter und leicht sie es auch tragen, dennoch die Mühe des Erwerbens nicht belohnt. Wenn Therese Huber, die vielerfahrere, liebevolle, fromme deutsche Frau, mit köstlich geselligem und charakteristischem Talent, als solche redet, der französischen Bildung ganz vergessend, nur dann kann sie eines sehr erfreulichen Eindrucks stets gewiß sein, und gern setzen wir hinzu, daß in dem, was sie bisher geleistet, manches dieser Art zu finden sei.

S. 90.

Diese Schriftstellerin ist, wie man sagt, seit einiger Zeit die Herausgeberin des Morgenblattes, einer Zeitung, die in dem höchst ungünstigen Jahre 1807 beginnend, sich dennoch eine große Gunst des Publikums erworben hat, die sie auch durch manchen geistvollen und scharf eingreifenden Aufsatz verdient. Zuvörderst wollen wir nun der jetzigen Herausgeberin unsere Verwunderung im Allgemeinen darbringen, daß eine Dame sich zu einem so schweren, so

bedenklichen Geschäft hat verstehen können. Dann aber wollen wir uns freuen, daß sie es gethan, denn wahrlich es ist hohe Zeit, daß edle Frauen sich unsrer Literatur noch mehr als sonst annehmen, damit der heillose Irrthum, der durch die Rohheit einzelner lauter Schreier die und da Eingang gefunden, als sei die Rohheit ein Theil der Teufelsheit, gänzlich vernichtet werde, damit Keinheit und Gewandtheit von neuem gelten, und endlich jener oft vermißte reine Geselligkeitsgeist sich immer mehr in unserer Literatur verbreiten möge.

Endlich wollen wir ihr noch die Bitte an das Herz legen, in ihrem geschätzten Blatte der ausländischen Literatur nicht zu vielen Raum zu widmen, denn obwohl wir manche dort gegebene Notizen über dieselbe als loblich anerkennen, so scheint doch das gegenwärtige deutsche Leben und das deutsche Christenthum der Aufmerksamkeit theils so werth, theils so bedürftig, daß wir nicht viel Zeit und Theilnahme für die literarischen Angelegenheiten der Ausländer übrig behalten. Der Ueberreiß, den wir sonst auf das Fremde wandten, kann die jetzige Concentration nicht bloß entschuldigen, sondern völlig rechtfertigen.

S. 91.

Maria Wniach, geb. 1780, gestorben 1799. Diese Schriftstellerin ist schon um deswillen merkwürdig, weil sie in ihrem Leben nie daran dachte, es zu werden, sondern erst nach ihrem Tode durch ihren sie überlebenden Gatten als Mitrednerin auf unsre Literaturbühne geführt wurde.

Die liebe Frau hatte nämlich, was ihr ein unbefangener Geist und ahnungsvolles Gemüth eingab, oft mitten unter der Fülle von häuslichen Geschäften, mit wenigen Worten auf kleine Zettel hingeschrieben, und diese dann sorglos verstreut, so daß selbst in Waskförden manche

gefunden wurden. Die bloße Freude des sich Auszusprechens, oft auch nur des leisen Andeutens was sie fühlte und dachte, war ihr genügend: eine Freude, die sich so mancher einseitig schriftstellende Mann, der nur für die Presse arbeitet, und sich stets bald ängstlich, bald hochmüthig fragt: „wie wird sich das wohl im Drucke ausnehmen?“ gänzlich raube.

Wie gut und lieb, wie freundlich und rein ist fast alles, was uns Maria gab, oder vielmehr nicht gab, sondern durch ihren Gatten uns von ihr zugekommen ist, dem wir dafür auch nach seinem Tode noch danken wollen. Sie findet in der Liebe ihre Welt, und mit Liebe sieht sie die Welt an. Mit Liebe urtheilt sie über ihre Lieblingsdichter Goethe und Jean Paul; ja selbst ihre Irrthümer können anziehend werden, weil sie originell sind.

Alles ist rein weiblich in ihr, und folglich schon um desswillen sehr erfreulich; und so möchte ich sie in mancher Hinsicht und auch um ihres frühen Todes willen, mit der lieben Sibylle Schwarz (geb. 1620, gest. 1637) vergleichen, von der ich im Frauentaschenbuch für 1818 freundschaftliche Nachricht gegeben habe *).

*) S. 176 bis 210. Ich führe diese Seitenzahlen an, weil ein Kritiker, der sich sonst halbwegs geneigt erklärt, für die bisher gänzlich fehlende Nachricht von Sibyllens Leben und Kunst zu danken, hinzusetzt: „über 67 Seiten“ (es schreibt der Mann, um doppelt zu erschrecken, die Zahl mit Buchstaben) „sei denn doch zu viel,“ woraus man fast schließen dürfte, es möge doch wohl zweckmäßig scheinen, wenn ein Kritiker zählen kann. Ein anderer Recensent hat sogar gemeint, es könne nie interessant sein, wenn er mir erzählte, die ganze Sibylle sei ihm nicht interessant; doch lasse er manchen meiner bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Bemerkungen gern gelten, und lobe sie hiemit. Da der Mann es gewiß nicht böse meint, so gebe ich die Hoffnung gar nicht auf, er werde das liebe Dichterkind einmal noch recht lieb gewinnen.

§. 92.

Fanny Tarnow. Es gab eine Zeit, so etwa unter Friedrich Schlegels erstem Consulate, in der, da ihm selbst noch die selbliche Ansicht vom Reine: Sentimentalen und Reine: Subjektiven mangelte, eine nicht geringe Anzahl von Schülern auftrat, welche mit großer Lebhaftigkeit, und nicht selten sehr subjektiv, die reine Objektivität als das nothwendigste Erforderniß, ja als das Wesen der Poesie selbst erklärten, rühmten und vergötterten. Wo sie nur irgend etwas von der Persönlichkeit des Dichters wahrzunehmen glaubten, da machten sie dem armen Manne die bittersten Vorwürfe, daß er es wage, sich selbst blicken zu lassen. Er solle doch, meinten sie (sprachen aber viel vernnehmer) mit sich selbst Verstecken spielen, und auf diesem Wege zur objektiven Wahrheit gelangen; dann aber wolle man ihn auch erträglich rühmen, was jetzt nicht zu verlangen sei. Brachte der Mann einige Reflexionen mit, mochten sie auch noch so vortrefflich sein und auf das reiche sie innre Leben hindeuten, so erklärte man ihm ahernmals, daß er Unrecht habe, überhaupt zu reflectiren, und man könne ihn nicht eher für einen Dichter halten, als bis er sich dieses schwere Geschäfte erlasse.

Man wollte es ihm viel leichter machen, und es muß wohl Eigensinn von ihm gewesen sein, daß er es sich nicht hat erlassen wollen, wobei er es doch würde bequemer gehabt haben. War er vollends sentimental — und er konnte augenblicklich in den Verdacht gerathen, sobald er nur tiefe Menschenliebe und Freude an der Natur zeigte — so wurden schon die Waffen eines gewissen, mit stehenden Lettern gedruckten Wihes gegen ihn gewandt; wenn er aber gar sich unterstand, rührende Thränen zu vergießen, oder von edlen Thränen wie von etwas Schönnem und Reinem zu

reden, so war man mit der Geduld am Ende, und fuhr ihn fast grob an, und verlangte, er solle sich auf der Stelle schämen und bessern.

§. 93.

Es giebt hiebei zwei Tröstungen. Zuvörderst daß die wahrhaft vortrefflichen Schriftsteller sich, wie billig, nicht an das ephémère Geschwätz lehrten, und sodann, daß selbst unter jenen schreienden Leuten gar Manche waren, die es so schlimm nicht meinten, sondern nur die Mode mitmachten im Vergöttern und Verfluchen, und im Abhaspeln des einmal zur Mode gewordenen kritischen Garus. Späters hin genügte ihnen selbst die Sache nicht mehr, und sie sehnten sich nach etwas Besserm, d. h. nach der ächten Sehnsucht, was denn auch der ächten — Sehnsucht wohl zu erreichen möglich ist.

Jenes ungehörlich oft wiederholte, auch wohl mit metaphysischen Worten ausgestattete Geschwätz ausführlich zu widerlegen, wäre wohl sehr überflüssig. Habt nur, ihr Lieben, — so möchte ich die Dichter ruhig anreden, — habt nur ein reiches und klares Gemüth, hellen Geist, tiefes Gefühl und anmuthige Darstellungskraft, so mögt ihr ganz nach Eurem Gefallen ein *naïves*, *sentimentales*, oder *romantisches* Kunstwerk liefern, ihr mögt so viel Reflexionen mittheilen als ihr irgend wollt, sobald sie nur immer gut sind und zur Sache gehören, und ihr mögt jenes Zeichen der wiedererrungenen innern Harmonie und der Demuth gegen Gott, d. h. die Thränen, noch so hoch heben, ihr werdet uns immer gleich willkommen sein, und kein schönerer Kranz soll euch für ein *naïves* Kunstwerk werden, als euch für ein *sentimentales* zukommt.

§. 94.

Nach diesen Bemerkungen gehen wir nicht zu Tannay

Lernow über, sondern wir sind durch dieselben schon bei ihr; denn vielleicht hat es nie eine (wenn der Comparativ hier erlaubt ist) subjektivere und sentimentalere Schriftstellerin gegeben als sie ist, und dennoch halten wir sie für eine wahrhaftige Dichterin. Dieses Wort „wahrhaftig“ steht hier nicht müßig, oder gar zufällig, sondern wir möchten es noch verstärken, indem wir auf die Nothwendigkeit einer solchen Dichterin aufmerksam machen.

Das Leben der Menschen überhaupt im Großen und Ganzen, so wie die einzelnen Verhältnisse der Menschen zu einander, bietet gar manche große und tiefe Frage, und mit diesen Fragen erheben sich nicht selten die schmerzlichsten Klagen, denen der lebendig fühlende und im Leben wirklich lebende Mensch nicht entfliehen kann. Nicht bloß unsere Currentschriftsteller, welche all dergleichen nicht an sich, sondern auch einige unsrer talentvolleren Romandichter ignoriren jene Fragen gänzlich. Es ist ihnen völlig genug, wenn sie einen erträglichen Stoff erfinden, einige pseudo-anmuthige Frauen mit Wasserfarbe und einige wilde Männer mit einer eckigen Kohle, nebst einigen Bemerkungen über gute Herzen und schlimme Schicksale, die jedoch von halbshierigen Späßen unterbrochen werden, auf das Papier gebracht haben. Vor allem Liefern und Bedenklichen scheuen sie sich wie das Kind vor Messeln, die allerdings wehe thun, wenn man sie nur bestreift; nicht aber, wenn man sie mit starker Hand durchgreifend faßt.

Muthig und edel scheut Fanny nicht nur keine Frage, sondern theils in der Hoffnung, daß doch immer eine beruhigende Antwort vorhanden sein müsse, theils schon im Besitze derselben, verschmäht sie fast immer jegliches Exoterische, und beschäftigt sich nur mit dem innern Kern des Lebens. Wie bedeutsam sind hier manche Gemälde

von leidenschaftlich hohlen, engherzig zerstörenden, oder in platter Philisterhaftigkeit behaglich und wohl sich befindenden Männern, im Verhältniß zu edlen, jarten, im reinsten Element der Liebe lebenden Frauen. Wie wahr und tief ergreifend ist nicht von ihr der unsäglichste aller Jammers, der einer ungleichartigen, ewiges Gift hauchenden Ehe geschildert; und wie klar und deutlich tritt hier der Untergang so manches edlen weiblichen Wesens in der Liebe vor unser Auge!

S. 95.

Ich möchte fast ihren Roman „Thorild“ das nächstlichste aller Bücher nennen, die ich kenne, denn hier erscheint selbst die Tugend wie eine schwarz verschleierte erhabene Gestalt, die keine Blumen und keine Kränze mitbringt, ja, deren Sternenkronen selbst von irdischen Wolken umhüllt ist. Doch nur dem irdischen Auge; dem Tieseres schauenden Geiste wird das geheimnißvolle Mondlicht und der Sternenglanz, der um die Tugend spielen muß, doch nicht verborgen bleiben. Lasset uns bedenken, daß ja die Nacht allein die Gestirne alle enthüllt, und daß wir in der Nacht schauen sollen.

Bleibt in dem genannten Werke dennoch fast zu schmerzlich Wermundendes übrig, so wollen wir nicht vergessen, daß auch diese Schmerzen nicht gescheuet werden sollen, weil wir durchaus keine ächte Frage ablehnen dürfen, wenn wir nicht bloß Deschwichtigung, sondern Beruhigung gewinnen wollen. Lasset denn also die entschiedene Nothwendigkeit dieses Buchs gelten, und weigert euch nicht aus Herzensweichheit der großen Frage. Fanny hat hier nicht vollständige Antwort gegeben; wer aber ihre Schriften alle kennt, wird die Lösung in dem Geiste selbst finden, der auch in den Schilderungen der wider-

strebendsten Partiklen des Lebens nicht selten mit milder Befriedigung hervorleuchtet.

Ich weiß nicht, wie oft ich es schon gesagt habe; aber das weiß ich, daß es nie zu oft gesagt werden kann, daß die Christen, und so auch die christlichen Dichter nur durch Schmerzen, Blut und Thränen das Wahrhaftige vortreffliche und Dauernde gewinnen; und niemand, der dieses gewinnen will, darf sich jenes erlassen wollen. Niemand kann, niemand darf von vorn herein fröhlich und behaglich thun; oder diese Fröhlichkeit und Behaglichkeit ist flach und lässig. Hat er aber gerungen und gelitten, und doch stets den Muth und die Hoffnung bewahrt, kennt er die Menschen und liebt er sie dennoch, hat er die mannichfaltigen Qualen des rohen Lebens erfahren und ahndet er dennoch, wie nöthig sie waren für seine Bildung, dann geht ihm die rechte Heiterkeit, Fröhlichkeit und Behaglichkeit auf, die nicht mehr erschüttert werden kann, und ein gewisses stilles und mildes Lächeln, und eine rein christliche, leise Ironie, die der innigsten Liebe durchaus nicht wehrt, begleitet ihn durch die reine Laufbahn.

So möge denn Gesundheit und Heiterkeit die theure Dichterin stets begünstigen und ein mildes Leben dem edlen Streben begnügen.

J. G.

E. L. A. Hoffmann.

Die reichste Genialität ist immer gern liebend, und eine solche spricht sich in der Vorrede aus, mit welcher unser theurer Friedrich Richter die „Fantasiestücke in Calots Manier“ ausstattete. Es ward hier auch in der Liebe ein sinniges Wort gesprochen über die Liebe und ihre Unentbehrlichkeit, die man wohl die unentbehrlichste nennen

konnte, für den Künstler. So lenkte sich denn eine große Theilnahme und Aufmerksamkeit auf jenes Werk hin, das dieselbe auch in mancher Hinsicht verdient, insonderheit durch einige tiefe Aussprüche über das Wesen der Musik und über ihre herrlichste Offenbarung im Don Juan. Die Anregung in Beziehung auf das letztgenannte ewige Werk war um so löblicher, da sich die Mehrheit der Deutschen nur zu leicht an den Gedanken gewöhnt, dies oder jenes deutsche Kunstzeugniß sei ein für allemal vortrefflich, dann aber es dabei bewenden läßt, und endlich wohl gar in einen unerquicklichen Halbschlummer versinkt. Wir selbst war jene Charakteristik der ersten aller Opern, in welcher der Künstler Himmel, Erde und Hölle in den heitern Kreis des harmonischen Spiels gezogen hat, um so erfreulicher, da ich hier vollständig und vortrefflich ausgesprochen sah, was ich bereits 1802 und 3 in der musikalischen Zeitung leise andeutete.

Unter den Novellen des Dichters verdient nach meiner Uebersetzung die erste Stelle der „Meister Martin und seine Gesellen.“ Hier ist sicherer Boden, gefällige Decoration, feste Gestaltung der Hauptcharaktere, in genauer Ansicht der Zeitverhältnisse, hier ist dem Scherze und dem Ernst die innere Einigkeit gegeben, und die Liebe bildet den Vor- und Hintergrund, so daß wir, mit reiner Heiterkeit, von dem Werk nicht Abschied nehmen, sondern es gern in uns fortspielen lassen.

Mehrere meiner Freunde und Freundinnen haben die Bemerkung gemacht, daß sie durch diese Novelle an eine der meinigen „Leben und Liebe“ erinnert worden seien, so wie dies überhaupt bei manchen Novellen von andern Dichtern aus der allerlehten Zeit sich zugetragen habe. Die vergleichende Kritik hierüber eignet sich jedoch wohl am besten für einen Dritten; mir selbst erlaube ich bloß, mich

zu freuen, wenn jene Novelle Freude gemacht hat. Und was den Meister Martin betrifft, so ist es mir angenehm und lehrreich, daß Hoffmann, dessen Talente ich sehr hochschätze, mit mir einen gleichen Stoff bearbeitet hat, wobei der Umstand, daß er meine Erzählung höchst wahrscheinlich nicht kannte, für mich das Interesse nur erhöhen kann.

S. 97.

Adolph Müllner, geb. 1775 zu Weiskensfeld.

Da vielleicht seit Adam, der, obwohl bekanntlich, nicht selber Schriftsteller, doch sämmtliche Schriftsteller erzeugt und in Bewegung gesetzt hat, aber keinen Autor so häufig und so viel und in so kurzer Zeit nach dem ersten Ausreten, geschrieben und gedruckt worden ist, so glaube ich es mir hier in diesem Buche zum erstenmal ein wenig bequem machen zu dürfen, und mit dem, was ich für und gegen „die Schuld“ und den „Ingurd“ zu sagen habe, so lange in Ruckstand zu bleiben, bis jenes unmäßige Gekrüsch ein wenig nachgelassen hat.

Es möge hier bloß etwas gelobt werden was M. selbst noch nie gelobt hat, nämlich die ersten Scenen in der Tragödie „der neun und zwanzigste Februar,“ weil in denselben mit ruhiger Sicherheit zwei brave Eheleute und ein liebes Kind geschildert werden, die uns klar und erfreulich scheinen, und von denen wir nach der einfachsten Unterredung, in wenigen Minuten ahnden, sie werden wohl alle untergehen, und mit ihnen das stille Haus, das sie in ernster Heiterkeit und ahnungsvoller Liebe vereinte. Was dann weiter folgt, ist schwach, wie der Dichter selbst sehr wohl weiß.

Was M.'s Ansicht von der Musik betrifft, so wollen wir durchaus keinen Lärm schlagen, daß er sie nicht sondern

lich zu lieben scheint, da dies lediglich ein Privatunglück ist, das im Grunde niemanden angeht, so wie er es ja auch stets in seiner Gewalt hat, jeglichen Umgang mit Shakspears Orsino, dem Herzoge von Illyrien, sorgfältig zu vermeiden. Der Mann, obwohl er überaus Herrliches über die Musik zu sagen weiß, erscheint doch ohne Zweifel ein wenig phantastisch; aber der ganze fünfte Akt vom Kaufmann von Venedig ist in der That so unendlich lieblich, (und nur von dem Lieblichen sei hier die Rede) daß wir noch immer hoffen, es werde derselbe auch M. einmal begreifen. So würde es auch nach unserer Uebersetzung von überaus großem Nutzen für ihn sein, den Don Juan etwa hundertmal mit ganzem Gemüthe zu vernehmen.

Was aber die Ueberschätzung der Opern überhaupt, und der Opern K. V. Z. betrifft, so versteht es sich recht eigentlich von selbst, daß ich dem Dichter hierin gänzlich beistimme, da ich mein ähnliches Urtheil schon früher in früheren Schriften mitgetheilt habe.

J. 93.

Otto, Heinrich, Graf von Rothen, geb. 1786.

Dieser Dichter, der auch unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannt worden ist, hat manches Gedicht und manche Andeutung gegeben, in denen ein frommes Gemüth und ein sinniger Geist anzuerkennen und zu loben ist.

Solche Begabung wohl erschauend und gebührend schätzend, hat man dennoch in einigen seiner Werke mehr festes Land (wenn das Wort erlaubt ist) und überhaupt mehr Gestaltung gewünscht; doch ist zu hoffen, daß bei so regem Streben, wie dieser Dichter zeigt, die Erfüllung jenes Wunsches nahe sei. Ich selbst setze nichts weiter hinzu, als das vielfagende Epigramm von Schiller:

„Klar ist der Aether und doch voll unergründlicher Tiefe,

Offen dem Aug'; dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.“

Denn wie es anregen und mahnen, beruhigen und trösten kann, so überlassen wir uns wohl alle gern dem Nachdenken über den tiefen Sinn dieser lieben Zeilen.

S. 99.

H. W. Gubitz.

Es ist hier außer seinem Talent für die Holschneiderei Kunst, das bedeutend genug scheint, um auch in einer Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit Lob genannt zu werden, Anlage für eine gewisse Gattung des Lustspiel: Wißes zu erwähnen, theils weil wir von derselben für die Zukunft manches Gute hoffen, theils weil sie nun einmal in Deutschland nicht gar häufig vorkommt. Es ist durchaus nicht etwa überhaupt Mangel an Wiß, weshalb unser Lustspiel im Ganzen noch ein wenig arm dasteht, sondern hauptsächlich das Vorherrschen des lyrischen, epischen und Romanwißes, welches uns, die wir größtentheils monologische Naturen sind, die Lustspiel-Form praktisch hat oft verdümmen lassen.

Wollt ihr, liebe Leser, Trost im Allgemeinen haben, so müßet ihr nicht in Eschenburgs Weispielsammlung nachsehen, denn hier findet ihr meistens nur solche Lustspiel: dichter, die mit nüchternem und zähmem Geist sich erst an das Parterre wenden und demüthig fragen, ob es wohl gestattet sei, einen kleinen Scherz zu wagen. Diese Erlaubniß wird freilich gegeben; aber Maecartill, der spaßhafte Knecht, hat doch neben Siegmund, dem süßen Amanten, nicht genugamen Muth, den Wiß frei flattern zu lassen. So wie manche sonst gar ehrenwerthe Menschen nicht recht zum Leben kommen vor lauter Anstalten zum Leben, so kamen die meisten deutschen Lustspiel: dichter

des achtzehnten Jahrhunderts nicht rechte zum Wiß vor lauzter Ver-, Rück-, Hin- und Absichten, und so erschien jene ehrbare, zuweilen auch wohl nicht-ehrbare Wochenvisite, die man einst Lustspiel nannte.

Ich glaube am Besten zu thun, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein paar kurze Worte über meine Ansicht von einigen der merkwürdigsten Gattungen des Wißes hier mittheile *).

§. 100.

Es giebt poetischen Wiß, d. h. solchen, der seine Wurzel unmittelbar in der Tiefe eines harmonischen Gemüths hat, (S. Shakspear und Jean Paul) Ideemwiß (höherer Vernunftwiß), worüber gleichfalls die eben genannten Schriftsteller, und nächst ihnen Fichte, Hamann, Hippel u. s. w. zu bemerken sind, dann reiner Verstandeswiß, (Leibniz, Kant u. s. w.) Gefühlswiß, Empfindsamkeitswiß: solcher, der mitunter fast durch Thränen lächelt, ja sogar zuweilen nur um die Thränen zu verhalten, wißig ist, (hier könnten fast zwanzig deutsche Schriftsteller angeführt werden) Charakterwiß, (die höchsten Meister abermals, Shakspear, Goethe und Jean Paul) polemischer und parodischer Wiß, (Gogol, Tieck u. s. w.) reiner Situationswiß (hier steht abermals Gogol sehr ausgezeichnet da; unter ihm, dem Range nach, Moliere, doch im Einzelnen glücklicher. Auch Kozebue ist zu erwähnen) Wortswiß, (gar manche ließen sich hier nennen; doch mögen bloß Iffland und Kozebue bezeichnet werden).

Nicht verhehlen wollen wir, sondern recht hoch herv

*) Sie standen bereits in No. 2 des dramaturgischen Wochenblatts für 1813, mögen aber auch hier eine Stelle finden, da jenes Blatt bekanntlich nach einer zweijährigen Dauer eingegangen ist.

vorheben, daß wir guten gemüthvollen Deutschen in den bezeichneten höchsten Gattungen des Witzes, die wir mit Einem Worte Humor nennen, als Nationen, selbst die Engländer, weit übertreffen. Den einzigen Shakspear, dem niemand gleich ist, nehmen wir freilich aus; keineswegs aber Swift und Sterne, die, obwohl sehr bedeutend und des ernstesten Studiums werth, doch theils durch Bitterkeit, theils durch Kränklichkeit, die sich nie zur rechten Behaglichkeit aufschwingen kann, keinen vollständigen Genuß gewähren.

Was ist nun ächter Humor? Wir wollen keine weitläufige Definition geben, sondern lediglich erinnern, daß er ohne vollendete Kraft, Klarheit und Heiterkeit des Gemüths nicht erzeugt werden kann. Ist aber jemand im wirklichen Besitze der genannten köstlichen Dinge, so kann ihn, im Gefühl dieses Besizes, mitunter das frohliche Gefühl anwandeln, die ganze Welt, aus reiner Liebe, auch einmal umzukehren, und dann, um es mit Einem Worte zu sagen, ist er dem Humor nahe. Schaden kann dieses Umkehren weder ihm noch der Welt; eben von wegen jenes köstlichen Friedens und jener überaus vortrefflichen Klarheit, die besagter Humorist im Gemüthe hat. Wehe aber, wehe! wenn der Unvollendete, in der Halbheit oder gar in der Gemeinheit Versangene seinen Zustand wüthig darzustellen wagt; denn wenn die Gemeinheit sich in der Gemeinheit bespiegelt, so wird die Gemeinheit immer größer. Das klingt sehr gräßlich, aber wir vermögen es nicht anders auszudrücken, und wir könnten dabei einige fünfzig französische und leider auch einige deutsche Schriftsteller nennen, hätten wir nicht einen Elkel an gewissen fatalen Namen.

Kehren wir also schnell wieder zu der sehr erfreulichen

chen Anerkennung würdt, daß die höchsten Gattungen des Wises den Deutschen eigenthümlich sind, wobei wir, um doch auch ja der wackeren früheren Zeiten nicht zu vergessen, des großen Luther, des Hans Sachs, Sebastian Brand, Johann Fischart, Kellenhagen, Moscherosch, Abraham a Sancta Clara u. s. w. mit verhältnißmäßigem Ruhme gedenken wollen.

§. 101.

Und dennoch haben wir so wenig gute Lustspiele? — Wir hatten ihrer, und haben ihrer, besonders aus früheren Zeiten, nicht wenige; nur soll man sie nicht mit jener widrig kleinen Elle der französischen Kritik messen, und dies ist leider seit etwa hundert und dreißig Jahren ununterbrochen geschehen. Wohl möchte man sagen, daß die Franzosen für so unendliche Aufopferungen von Menschen und Ländern, die wir seit 1648 an sie machten, uns kein anderes Gegengeschenk gebracht haben, als eben jene nie genug zu hassende Geschmacks-Elle, die man nur mit einem einzigen festen Blicke zu betrachten braucht, um sie zerbrochen ihnen vor die Füße zurück zu werfen.

Seit jener Zeit haben wir denn allerdings nur wenig ächte und gerechte, tüchtige und flüchtige Lustspiele: denn wer sich einen Waaffstab aus der Fremde borgt, der steht selbst unter dem Waaffstabe, und der Hengstliche vermag nicht mehr die reine Lust und Freiheit des Lebens darzustellen. Dennoch setzte man die Arbeit fort, und es wies derholte sich gar oft das alte Lied vom Sisyphus, der mit vieler Mühe den Stein aufwälzt, die dieser dann „hurtig mit Donnergepolter“ und tödtlich wieder herabrollt, und von den Danaiden, die mühselig Wasser gießen in das durchlöchernte Gefäß, und nie zu einem erfreulichen Ziele kommen können.

Darum noch einmal laßt uns nur jenen Waaffstab

ganz wegwerfen — zerbrochen ist er längst durch Lessing, Goethe und Schiller — und das Lustspiel wird sicher ein ächtes deutsches Leben und tüchtige deutsche Farbe gewinnen. Zu einem solchen deutschen Lustspiele ist in früheren Jahrhunderten der köstlichste Anfang gemacht, und wir stehen durchaus nicht an, die altheutschen Fastnachtsspiele so wie die meisten der leider ungedruckten Puppenspiele, namentlich aber Hans Sachs und Andreas Gryph weit vorzuziehen den meisten jener sogenannten korrekten deutschen Lustspieltdichter, die in den neueren Beispielsammlungen sich breit machen *).

§. 102.

Um aber nicht ungerecht zu werden durch zu große Gerechtigkeit gegen das Genie der Deutschen, so wollen wir hier zur Sprache bringen, daß wir unter allen Gattungen des Wises am stärksten ausgekostet worden sind mit dem Intriguens und Situationswis, worüber jeder, der etwa daran zweifeln sollte, nur die Europäische Literaturgeschichte selbst befragen möge, wo er dann finden wird, daß die einzigen Calderon und Lopez de Vega einige hundert deutsche Schriftsteller recht bequem und reichlich mit jener Gattung von Wis ausstatten könnten, ohne dadurch im mindesten arm zu werden.

Wollen wir nun aber neue Lustspiele haben, so mögen zuvörderst diejenigen im Publikum, welche sich bisher in einer gewissen vornehmen Unzufriedenheit gefielen, aufhören wollen „vornehm und unzufrieden“ zu sein, sie mögen aufhören, sich bloß nach ungemein korrekten Späßen zu

*). Wenn die wirklich-tiefen Deutschen nicht verdröhen, solche Lust- und Puppenspiele zu haben, wo ist dann ein Volk, das sie verdröht?

sehen, aber die sie sich doch nur scheinbar freuen (denn hinterher im vertrauten Kreise ihrer Familie kommt gewöhnlich das böse Urtheil zum Vorschein: „Es war doch einigermaßen grimmig langweilig.“) Sie mögen aufhören, aber die Uebertreibungen des Wises und des Humors zu schreien, denn der Humor will ja nicht nur übertreiben, sondern umkehren, und den Socrates und Kato selbst auf den Kopf stellen. Sie mögen aufhören, über Unsterblichkeit zu jammern, wo oft nichts ist als trübseliger Muthwillen, und wohl bedenken, daß die ächte kräftige Tugend sich kein neues Weges vor Scherz und Possen sucht. — Oder war man etwa irreligiös in dem frommen Mittelalter, wo als kein die kerksten Fastnachtspiele, nebst dem „Christlichen Osergeldächter“ u. s. w. geduidet und erfreulich gefunden wurden? — Niemand nahm Anstand daran, denn der religiöse Ernst war viel zu tief und sicher, als daß ihm muthwillige Scherze irgend etwas hätten anhaben können.

So weit die allgemeinen Andeutungen. Was davon auf den obengenannten Schriftsteller passe, wird der denkende Leser gar wohl selbst finden.

Noch muß erwähnt werden, und ich erwähne es gern, daß das von Gubitz redigirte Zeitblatt „der Gesellschaft“ schon manches Ausgezeichnete und Amuthige gegeben hat, obwohl es auch nicht an Irrthum und Verfahrnem fehlt, wie es der Welt- und Zeit- und Zeitblatt-Lauf mit sich zu bringen pflegt.

S. 103.

Theodor Kerner, geboren zu Dresden am 23. Sept. 1791, fand den edlen Tod im Treffen bei Gadebusch am 26. Aug. 1813.

Dieser Jüngling, dem mit Recht das große Glück zu Theil ward, daß eine allgemeine Liebe der Deutschen ihm

in den Tod folgte, und der eben deshalb noch wahrhaftig unter uns lebe, zeigte schon sehr früh eine große Neigung für die Poesie, der in seiner edlen Familie stets ein reiner Altar und ein heiterer Heerd bereitet war. Jener großen Neigung kam ein nicht geringes Talent zu Hülfe; doch möchte ich lieber sagen, daß jene unendliche Liebe stets dem Talente half, und es weit hinaus führte über die Schranken, die es sonst wohl in sich, und bei nur mäßiger Neigung, würde gefunden haben. Das Feuer des Jünglings vertrug sich am wenigsten mit jener unglücklichen Zeit des Wartens und Duldens, die frühzeitig auf Deutschland ruhte, und er bedurfte einer frühlicheren Welt, die ihm die gewaltige Kunst hinjauberte.

Aber was er schuf, sollte auch sehr nahe heran treten zu den Deutschen und gewaltig jünden. Dazu bot sich ihm nur Eine Gattung der Poesie, die dramatische, die nicht (wie sonst jede andere) in dem kleinen Cabinet des einzelnen Lesers genossen wird, sondern von den hohen Orettern herab, im glänzenden Schmuck der mimischen Kunst, und umgeben von jeglicher äußerer Pracht, zu der zahlreichen Versammlung redet, die selbst den Wunsch mitgebracht hat, berührt und ergriffen zu werden.

§. 104.

Obwohl nun Körners lyrisches Talent dem dramatischen weit überlegen war, so führte ihn jener Umstand und der reine Wunsch, sich vor einer großen und würdigen Versammlung über manches, was seiner Seele besonders theuer war, in kräftiger Rede auszusprechen, zu dem Schauspiel hin, und da er nicht selten den Punkt traf, der gerade damals am meisten berührt werden mußte, selbst wenn die Verührung schmerzte, so wirkten seine Schauspiels auf eine bedeutende Weise, auch dann, wenn sie

sie fast nur Gefühle und Reflexionen über die Empfindung enthielten. So Feiny und Kosamunde. Auch dem Lustspiele und der Posse huldigte er, und nicht selten mit Glück, da er sich verständig beschränkte, wie z. B. im „Nachtwächter“, der zwar in der Composition manches zu wünschen übrig läßt; doch durch die Gesundheit des Scherzes und eine wohlgedachte rein komische Situation ergötzlich wirkt. Ueberall nahm er auf das Talent des Schauspielers Rücksicht, denn, wie oben gezeigt worden, lag ihm insonderheit am Herzen, daß, was er in stillen Stunden gedichtet, auch öffentlich und zur Erscheinung gebracht werde. Die Lustspiele widersprechen dem nicht nur nicht, sondern sie bestätigen es, da, wie in diesem Buch schon oft angedeutet wurde, dem ächten Ernst der ächte Scherz sich gern als Begleiter zugesellt.

Damit aber den Schöpfungen der Poesie die edelste Grundlage werde, bedarf der Jüngling eines thatenvollen Lebens, und ein solches, in der kühnsten Bedeutung des Wortes, fand Theodor Körner in dem ewig unvergesslichen Jahre 1813. Jetzt wurden seine Gedichte Thaten, und seine Thaten Gedichte.

Das sei das Motto zu jener Sammlung von Kriegs- gesängen, die unter der Aufschrift: „Leier und Schwerdt,“ erschienen sind. Sie gehören zu den höchst seltenen Gedichten, die sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, längst von dem Druckpapier und den Buchstaben abgelöst haben, und im Herzen und auf den Lippen deutscher Jünglinge leben.

§. 105.

Ludwig Uhland, geb. 1785.

Es muß doch eine überaus köstliche Zeit gewesen sein, als die deutschen Dichter, fast müßten wir sagen, „alle,“

sich unter einander liebten und diese Liebe auch gern und laut aussprachen. Wir können nicht ohne Rührung und Freude denken an die vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, wo ein Kreis von würdigen Männern aufstand und mit roger Kraft und Besonnenheit eine schönere Dichterwelt gemeinsam erstehen ließ. Wohl waren die Kräfte, die Klopstock und Ebert, Gellert und Kadener, Uz und Gleim u. s. w. aufwenden konnten, sehr verschiedenartig; aber wir finden keinesweges, daß der Gradmesser der Talente, der hier ziemlich leicht anzulegen war, auch nur den leisesten Meid, oder irgend etwas Zwietracht-ähnliches hervorgebracht habe. Jedes geistige Vermögen, wenn es mit poetischem Talent vereint war, mochte es auch nur ein sehr mäßiges sein, wurde durch Anregung, Ermunterung, Zurechtweisung freundlich geläutert und erhöht; und indem es sich auf diese Weise zu dem ihm möglichen Ziele hinauf arbeitete, ward es wahrhaft bedeutend durch die Stelle, die es in der Reihe der andern Mitstreitenden einnahm.

Noch erfreulicher leuchtet uns jene Zeit an, wo Dichtkunst und Freundschaft die trefflichen Jünglinge, Hitz, Wok, Bürger, Müller, Stollberg, Claudius, zu einem edlen Bund vereinigte, und wo zuletzt gewissermaßen fast ganz Deutschland (ein paar halb vermaasete Deutsch-Bibliothekare ausgenommen) — sich der reinen Liebe für die Dichtkunst und für die Dichter widmete. Es ist wahr, daß man mitunter zu weit ging im glühenden Enthusiasmus, und auch wohl solche Halb-Dichter, die nur erträglich lassen konnten, freigebig bekränzte; aber der Schaden, der aus dieser übertriebenen Zärtlichkeit erwuchs, war doch nur vorübergehend; denn auf der mittelmäßigen Stirn vertrocknen die Kränze ohnehin bald, oder die zu eifrigen

Verdränger werden auch wohl selbst hinterher bald wieder besonnen, und fordern das Geschenk zurück.

S. 106.

Wie so ganz anders ist das geworden! Wir wollen keinesweges darüber seufzen, daß es anders werden mußte, sondern mit der höchsten Entschiedenheit erklären, daß die Strenge, welche späterhin in unsrer Literatur waltete, nothwendig war, und sehr heilsame Folgen gehabt habe. Strenge wollen wir, große Strenge; aber eine liebende. Dann kann die Strenge nie streng genug sein; aber hassen und von ganzer Seele verabscheuen wollen wir immer jene ideenlose Härte, jene gemüthlose Rohheit, die wir in gewissen grimmigen Welta- und Däremonaten unserer Kritik nur zu häufig bemerkt haben und noch bemerken.

Und um welche Freuden bringen sich diese armen und engen Menschen; denn giebt es wohl für den Guten eine reinere Freude als wenn er sieht, daß ein neues Talent oder gar ein neues Genie mit reinem Flügelschlags sich aufschwingt, und neue Lieder edeln und neue Lieder geschaffen werden zur Ehre unseres gemeinsamen Vaterlands! —

Wir haben eben gesehen, wie häufig die giftigste Gemeinheit und platteste Schamlosigkeit gegen Tisch, Novalis u. s. w. ausbrach; aber so überaus niedrig das auch war, so gab es doch immer den Trost, daß auch sehr häufig die Opposition kräftig laut und rege wurde. Jetzt hat man zuweilen für einige sehr ausgezeichnete Dichter eine Behandlungsweise angewandt, welche die bohemische und schlimme von allen ist: man schweigt fast ganz von ihnen; versteckt sich, nur im Druck; aber auch das ist traurig-wichtig genug. Ein solches Geschick hat Ludwig Uhland getroffen. Seine Gedichte sind im Jahr 1815 in

Tübingen bei Cotta erschienen, und jetzt, im December 1813, wo ich dieses schreibe, ist, wenn ich nicht sehr irre, auch nicht eine einzige öffentliche Beurtheilung derselben an das Tageslicht gekommen. Zwar ist der Dichter hier und da im Vorbeigehn mit Auszeichnung genannt worden, auch kann ich die Möglichkeit gar wohl zugeben, daß sich vielleicht eine Recension vor mir versteckt habe; dennoch bleibt jene Schweigsamkeit bestreunend merkwürdig genug. So will ich denn hier zunächst nicht recensiren, sondern mit heller und freudiger Stimme aussprechen, was ohnehin für manche gar liebe Freundinnen und Freunde kein Geheimniß mehr ist, daß dieser Ludwig Uhland ein Dichter sei, das heißt: ein echter Liebling des Himmels, dem verliehen worden ist, das Unendliche darzustellen in der schönen Begrenzung des Bildes, der erfinden kann und beschreiben, schaffen und darstellen, und der in der Romane, dem verbindenden Mittelgliede des Epos und des Romans, keinem deutschen Dichter weicht, und sehr viele übertrifft. Dabei ist er, Gottlob, auch ein wahrhaft deutscher Dichter, voll edler Liebe und von edlen Zornen, und dem nichts besser steht, als wenn er die Riesengräber deutscher Vorfahren mit Kränzen schmückt. Wir könnten dabei gar manche Romane von ihm nennen, denn Uhland ist auch ein sehr reicher Dichter; aber es sei genug, auf das „Kind Roland“ und „Karl des Großen Weersfahrt“ hinzuweisen.

5. 107.

Das Charakteristische fast aller seiner Gedichte ist vollendete Gesundheit, Einfachheit ohne alle Manier, und Zieltreffende Wahrheit. Wir wollen uns darüber noch deutlicher erklären; indem wir Folgendes erwägen:

War viele deutsche Dichter, deren Anlage wir nicht

befreuten, gleichen solchen Kranken, die, in verlichen Stunden sich selbst krank fühlend, überall nach Gegenmitteln ringen, dabei jedoch sich nicht überzeugen wollen, daß auch bewährte Gegenmittel zuweilen durch die Art des Gebrauches selbst aufhören können, Gegenmittel zu sein. Freilich jähnet der Brennspiegel-Focus je schärfer, je besser; will man ihn aber über den rechten Punkt noch weiter hinaus schärfen, so nimmt er an Brennkraft und Heile in eben dem Grade ab, wie er vorher zunahm. Die Natur spricht manch deutliches Wort zu uns; die bösen Kinder folgen nur nicht immer, und repetiren nichts fleißiger als den Sündenfall, wo das Ei zum erstenmale klüger sein wollte als die Henne.

Nicht also Uhlant; sondern bei ihm finden wir gerade das schöne Gegentheil. — Um aber nicht gänzlich aus dem Kritiker-Kostüm zu fallen, welches nun einmal mit sich bringt, daß auch einiges getadelt werde, so will ich erwähnen, daß die Einzige, welche jene Sammlung enthält, ohne ausgezeichneten Werth sind, was U. gewiß selbst zugeben wird, da er ohne Zweifel die Meister von diesem Stuhl, unter denen ich hier nur den einzigen Togan nennen will, genau kennt und herzlich liebt.

S. 108.

Freimund Kaimar (Friedrich Rückert), geb. zu Hildburghausen.

Ein kleiner Band, fast nur Hest von Gedichten, in einer Zeit erschienen (1814), wo alles sang um den Baum der Erfüllung und der Hoffnung, enthielt so manches Lebendigstättige und Kraftreiche, daß dem Jünglinge mit den deutschen Liedern Männer und Jünglinge freudig grüßend entgegen kamen. Es wehte in den Blättern der frische Odem der Gesundheit und Jugend, und in der

farbigen Flamme des Jorns, der sich hier Bahn brach, wurde selbst das reine Salz der kriegerischen Satire kühn stehend und fackelnd vernommen und gern vernommen. Die beste Beurtheilung erlebten die Gedichte dadurch, daß sie, die überhaupt erlebt und gelebt wurden, bald in das Gedächtniß und auf die Lippen vieler guten Landsleute kamen.

Aber ganz besonders muß hier noch rühmend anerkannt werden, daß N. das Sonett, welches bekanntlich so oft nur weich gelaßt hatte, geharnischt auftreten ließ, in starker alter Sprach- und Formkraft. Sonett wie das:

Was schmiedst du, Schmied? — „Wir schmieden
Ketten, Ketten —“

werden stets nicht bloß die guten Freunde, sondern auch die guten Feinde des Sonetts erfreuen und belehren.

Jenes satirische Kraftfeuer, das sich hier mit Erfolg gezeigt, erreichte ihn weniger in der Komödie „Napoleon und der Drache“, da es in derselben einen zu weiten Weg zu durchlaufen, und (wenn ich so sagen darf) einen zu großen Schalterhaufen von noch zu jungem und grünem Holz zu durchbrechen hatte, um stets auch angenehmen leuchten zu können.

S. 109.

Um so erfreulicher ist Rückerts Humor, wenn er sich selbst mäßiger begreift, und wir besitzen einige kleinere Gedichte in dieser Gattung von ihm, in denen das freischwebende Leben den tiefen Gedanken freundlich umarmt hält, so daß beide vereint dauernd wirken. Ich nenne hier insbesondere den „Apotheker“ (siehe das Taschenbuch Urania für 1818, Seite 413 f.), der wie eine Jahrhundert-alte allegorische Person noch immer durch Deutschland zieht, und sämmtlichen Blumen- und Blüthen Geseße droht, da

er sie theils austrocknen, theils auskochen möchte zu medicinisch, nützlichem Gebrauch. — Der Schluß des Gedichtes:

„Als so weit beflommen
Er gekommen;
Sob ich Blumen wanden
Wie die Kranken,
Daß von weißen Eriden
Blätter seien,
Und am Boden rubten
Gleich Aegypten.
Als fortfuhr das Rühren
Ward zu husten
Über Nachtigallen
Fiederhüllen;
Und die Rosenbüschel
Als vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Aboharber —“

Dieser Schluß könnte fast ein Iphigeniälächeln erregen, wenn wir ein so herbes Schicksal betrachten; doch wird das Lächeln wohl die Oberhand behalten, da zum Glücke die ächten menschlichen Nachtigallen, Blumen und Blüthen ihre Stimme und Farbe fröhlich behalten, wenn sie auch noch so oft von einem solchen Apotheker bedroht werden. Sie machen es dann wie N. selbst, und heben den Mann auf, wenn er die Mühe des Aufhebens lohnt, zu einem ergötlichen Cabinetstück.

§. 110.

Franz Horn. Es wäre vielleicht wohlgerhan, wenn ich hier, da dieses Buch sich dem Schlusse nähert, auch noch Bericht hielte über meine eigenen Schriften; aber ich verspare das lieber bis zu einer andern Gelegenheit. Im

Allgemeinen lassen sich nämlich, meines Erachtens, Selbstkritiken eben sowohl rechtfertigen als Selbstbiographien, sobald nur der Name des Selbstkritikers dabei steht.

Aber, wie gesagt, ich will hier keine Kritik über mich selbst liefern, und ich schreibe diese Zeilen lediglich, weil ein sehr geachteter Freund behauptete, man könne ein gängliches Schweigen, von meiner Seite, über mich, an dieser Stelle für Ziererei halten. Da ich nun gern nicht bloß das Böse, sondern auch den bösen Schein meide, so folge ich der Anmahnung, und so möge hier denn das Eine unschuldige Wort stehen, daß ich unter allen meinen Romanen „die Dichter“ (3 Theile, Berlin 1817 und 18) am meisten liebe, und sie deshalb hiermit allen meinen Bekannten und Unbekannten, deutsch redenden, denkenden und fühlenden Freunden und Freundinnen zur heitern Prüfung empfehlen will. Das Buch erscheint mir wie lebendig, und so möge ihm das Lebendigste, die Liebe, begegnen: ein alter Wunsch, der aber stets jung bleibt.

§. III.

Wir dürfen und möchten dieser Reihe von Schriftstellersgen Männern und Frauen noch mehrere namhafte gewordene, anonyme und pseudonyme hinzufügen, die uns in mancher Hinsicht theuer geworden sind, z. B. den Verfasser des Buchs: „Wahl und Führung,“ L. v. Starck, Les, Leander, dessen zum Theil höchst ansehnliche Novellen Hr. Laun herausgegeben, Gustav Schwab, sehr schätzbar durch das, was er gegeben, noch schätzbarer durch die Hoffnungen, die er erregte, und die bei dem Verfasser dieses Buchs längst Gewissheit sind, G. W. Fink,

August Schauer, und einige andere; allein, da sie erst seit kurzem aufgetreten sind, so bleibe das genauere freundliche Urtheil über dieselben spätern Jahren vorbehalten.

Hier möge nur noch Raum geöffnet werden für einige Mahnungen, Andeutungen und Erhebungen im Allgemeinen.

Wenn wir nun jene Reihe von schriftthätigen Männern und Frauen überblicken, so erkennen wir mit Freude, daß die Summe von Kraft und Talent, welche in ihnen wohnt, gar wohl genügend sein möchte, um eine wahrhaftige und glänzende Literatur zu bilden. Es möge jedoch nicht vergessen werden, daß manches, was als Fehler oder Mangel im Einzelnen erscheint, hier mit Fleiß entweder übergangen oder nur leise berührt worden ist, weil jenes Fehlende überhaupt viel leichter zu erkennen ist, als manches Gute, welches zuweilen fast ohne Dank und wie etwas bloß Natürliches und Gewöhnliches betrachtet wird.

Es bietet sich denn hier Stoff zu manchen Betrachtungen, die nicht immer ganz erfreulich sind; hier aber doch wohl angeregt werden müssen, obwohl sie zum Theil bereits hier und da in diesem Werke angedeutet worden sind. Wir geben nur einige, und diese, wie billig, ohne alle Pedanterie und Steifheit.

§. 112.

Jede Literatur soll etwas Republikanisches haben; doch Anarchie sei immer fern. Trägt aber nicht wirklich unsere jetzige Literatur in manchen Aeußerungen die Farbe der Anarchie?

Jene Kräfte und Talente wären freilich hinreichend, um eine fast vollständige Literatur zu bilden, aber sie stehen fast vereinzelt da, und kein Band der Liebe umschließt alle.

Die meisten Autoren halten gleichsam Monologen, und zwar oft recht interessante. Aber fast niemand antwortet; sondern wenn ein Sprecher fertig ist, so tritt ein anderer auf das Katheder, den abermals wenige hören, weil sie während dessen schon mit der Ausarbeitung ihrer eigenen zweiten, dritten, hundertsten Rede beschäftigt sind. So aber kommt kein Literaturdrama zu Stande.

Es fehlt an einem größeren Dichterbunde, den edle Liebe allein erzeugen kann. Erinnert euch an die Herzöge Johann Ernst den Jüngern, Friedrich und Wilhelm von Weimar, und die Fürsten Ludwig und Johann Casimir von Anhalt, an Dietrich von dem Werder, Friedrich von Koseritz, Caspar von Teutleben, und Christoph von Krosigk, und was sie begannen im Jahr 1617. Nicht fehlt es Gottlob an ähnlich gesinnten, aber umschlingt sie alle ein ähnliches Band der Liebe wie jene? Lasset es euch nicht irren, daß jene theuren Männer doch nur sehr Wäffliges erreichten, sondern lasset uns ihnen danken auch für das wenige Gute, welches sie veranlaßten. Nicht sie tragen die Schuld, daß es nur wenig war, sondern jener gräßlichste aller Kriege, der sich fast zu derselben Zeit entzündete, als die fruchtbringende Gesellschaft gestiftet wurde.

§. 113.

Einige Dichter, die anfangs vorzüglichen Eifer und treffliche Anlage zeigten, lassen sich jetzt, da sie die Gunst des Publikums erworben haben, in gestaltloser Bequemlichkeit hingehen, und meinen, was sie nur so hinhauchen oder im Halbschlummer so hindandeln, sei für die Leser gut genug. Ein solcher Gedanke ist aber recht eigentlich — gottlos, denn nur mit dem Aufgebot aller schönen Kräfte in uns sind wir würdig, der Poesie zu huldigen. Aber auch nicht einmal klug ist jener Gedanke, denn das

Publikum verzeiht seinen Lieblingen zwar vieles, doch nur auf eine gewisse Zeit; wird es erst wirklich gewahr, daß man es leichtsinnig und mit unflathafter Ironie behandelt, so kann es auch, wie billig, recht gründlich hassen und verachten.

Selbst das Ruhen auf alten Lorbeeren ist deutschen Dichtern oft mehr zu gönnen als anzurathen; das Publikum will stets frisch duftende Kränze. Es verlangt gewissermaßen, seine Dichter sollen stets bei der Hand sein, ohne des alten Worts zu gedenken, daß arbeiten zwar des Künstlers Lust ist; zu viel arbeiten müssen aber ihn leicht um den Namen eines Künstlers bringen kann.

§. 114.

Der Künstler soll, wie bekannt, die Zuschauer und Zuhörer herausheben in das reine Gebiet der Kunst, das für ihn der Künstler, und nicht fragen, was sie etwa gern haben mögen, sondern bildend sorgen, daß ihnen das Schöne allein theuer werde. Vergessen wir überhaupt nie den alten Ausspruch, daß, wo die Kunst gesunken, sie stets nur durch die Künstler gesunken ist. Hat aber die Wehrheit der Schriftsteller die Wehrheit der Leser zu vernünftigen Kindern gemacht, so sind freilich die wenigeren besseren und strengeren Dichter übel daran, und sie können nur auf eine kleine und stille Gemeine rechnen. Es trübet sie nur die Kunst selbst, und jene kleine überaus theure Gemeine, deren Stimmen nicht gezählt, sondern gezogen werden mögen.

Auf wie manche Art aber ist jene Wehrheit der Leser wirklich vernünftigt und verzogen worden?

Einige Schriftsteller, welche sich haben sagen lassen, daß das Romantische doch etwas gar Herrliches sei, und sehr geliebt werde, jagen nun demselben nach, wie einem

edlen Hirsch; fangen ihn aber billigerweise nicht, sondern bringen nur die Frage des Romantischen mit. Sie müssen, wenn sie nur recht Dantes durcheinander arbeiten, und mit bedenklich stolzer Miene selbst erklären, das sei das Rechte, so müsse es am Ende wohl geglaubt werden. Aber dergleichen Vieles wird doch nie zu einem ächten Etwas. Manche — es ist betrübt zu erzählen — glauben selbst nicht mehr recht an die Poesie, und an ihr eigenes Hervorgebrachte; meinen aber, es sei selbst den größten Dichterheroen nicht besser gegangen. Für eine Lüge, wie die letztere, möchte jedoch wohl kaum eine Vergebung möglich sein.

§. 115.

Andere gehen lediglich auf das Wunderbare aus, da man ihnen abermals gesagt hat, daß dergleichen die meisten Leser findet, die gern in ihr gewöhnliches, etwas farbloses Lebensgespinnst ein wenig imponirend türkisches Garn von fantastischer Spindel hinaulaufen lassen. Man könnte das allenfalls hingehen lassen, redete nur nicht das meiste Wunderbare, welches geboten wird, so wunderbar schlecht, verfehlt und gehaltlos. — Der Geist des Minus in Voltaire's Semiramis führt eine ehebare Rathversammlung gegen zwölf Uhr Mittags, und es ist fast, als bitte er um Vergebung, daß er sich die Freiheit nehme, als ein bloßer Geist, der eigentlich gar nichts mehr gilt, unter die betittelten Männer herein zu treten, die Gottlob noch alle einen Körper umhaden. Dieser Kevenant ist ergötlich genug; aber er hat leider eine Menge nur nicht so wichtige Brüder und Schwestern in unsern Deutschen Romanen und Schauspielen, obwohl diese, wie gewiß auch Voltaire, bei jenem Gespenst nur an Haarsträuben; nicht an Ergötzung gedacht haben.

Andere gehen von dem geistlichen Leben nur das Umgekehrte, nämlich den Nebel, ohne zu bedenken, daß dieser alte Sprachschertz von Leben und Nebel und Nebel leben in Beziehung auf die neblig Hinarbeitenden eine sehr ernste Bedeutung gewinnt.

Und doch liegt das rein Wunderbare dem ächten deutschen Geiste so nahe, ihm, der das Wesen der Menschheit längst als auf dem Unbegreiflichen gegründet, anerkannt hat, und ein Leben und einen Menschen, die sich nach dem Einmaleins berechnen lassen, mit Recht gehalten und leer finden muß. Wie es nun aber einmal in Deutschland zu gehen pflegt, so finden sich neben einigen der herrlichsten Muster in der Erfindung und Gestaltung des Romans verdammt, eine Unzahl von gehalten und gestaltlosen Nachahmern. Ah, man möchte sie alle, besonders die noch einige Hoffnung zur Besserung gebenden, dringend bitten, doch ja recht bald in sich zu gehen, (denn in diesem In-sich-gehen finden sie die Welt der Wunder mit) und dann zu lesen und zu studiren bei Tage und bei Nacht: erstens *Chalffpear*, zweitens *Chalffpear*, und drittens *Chalffpear*.

S. 116.

Andere Autoren legen sich fast alpartig auf die Satire, meinen jedoch, sie seien über die Maaßen kurzweilig, pfeiflich und schalkhaft, wodurch sie einen fast gräßlichen Anblick gewähren: denn in Wahrheit, etwas Widerwärtigeres kann kaum gedacht werden, als wenn die Nothheit und Plautheit vor dem Spiegel steht, und muthwillig heiters Gebärden schäffisch versucht.

Doch, wie sich von selbst versteht, nur einige Wenige bieten einen so schlimmen Anblick, andere sind nur eng und arm, ringen aber dennoch nach Satire, die nur dem Reichstgebildeten möglich ist. Die Form ihrer Ironie ist

gewöhnlich von der Art, wie man sie auf allen Märkten und Landstraßen hören kann. Sie sagen nämlich das rechte Gegentheil von dem, was eigentlich ihre Herzensmeinung ist. Wenn nun dieser Satyr das Gegentheil ironisch zu lobt hat, so lacht er selbst schalkhaft in das Häufchen und spricht: Ihr werdet mich wohl verstehen was ich eigentlich habe sagen wollen. Allerdings verstehen es die Leser gar wohl; tragen aber oft einige Langerweile mit davon. Es kann freilich zuweilen Lächeln erregen, wenn auf jens gewöhnliche Weise (um doch eine genaue Vorstellung davon zu geben) ein häßlicher Mensch ein Apoll, ein Dummkopf ein Leibniz, ein leichter Schwärmer ein Demosthenes genannt, wenn der Geiz, der Hochmuth, die Lieberlichkeit u. s. w. gepriesen wird, ja es kann diese Ironie moralischen Nutzen haben; aber auf die Länge ermüdet sie gewiß *). In dieser Art der direkten Satire ist besonders Kadenetz zu nennen, der es darin am weitesten gebracht, und fast nie eine andere geübt hat. Diese Rüge ist ihm, dem sonst recht stattlichen Manne, nicht zu erlassen, aber noch weit trauriger ist es, daß die meisten deutschen Cassirer, die ihm seit 1741 nachgefolgt sind, fast zu glauben scheinen, es gebe gar keine andere. Jean Paul und Tieck mögen diese Nachtreter vielleicht gar nicht kennen, oder wenn sie sie zu kennen meinen, so heißt dies wohl nur so viel als: sie lesen sie, und gehen dann erschreckt oder hochmüthig lächelnd, und in jedem Fall missverstehend an ihnen vorüber.

*) Dingsl. Dramaturgische Encyclopädie für 1798, C. in. S. 1. wo ich zugleich meine Achtung für Kadenetz dennoch (schädhare Kraft und Toleranz ausgedrückt habe.

§. 117.

Und nun der gewöhnliche Stoff des Scherzes und der Satire! — Advokaten, Aerzte, Gerichtshalter, Insommatoren und deren Mängel: mit denen war Klabener und zuweilen nicht ganz ohne Ergötlichkeit so ziemlich fertig geworden; und was etwa noch übrig geblieben, ist bereits bis gegen des achtzehnten Jahrhunderts Ende durstig ausgeschöpft worden. Was blieb der Weisheit der Neueren nun übrig? Die neueste Literatur und die — Kleinbläuterei.

Das Wesen der ersteren war ihnen ohne Zweifel ganz fremd, dennoch gab es hier einige Richtungen, deren Jerschum selbst dem blödesten Auge auffallen mußte, vorzüglich die Connettenwuth und der unächte Mysticismus. Hier hatten sie ein erträglich leichtes Spiel; aber sie machten es sich noch leichter als es schon war. Statt den fehlerhaften Organismus, den undulirenden Inhalt, und die poröse Form der meisten Connetten aufzudecken, begnügten sie sich nur, in blinder Wuth gegen die ganze Gattung hinzuschleichen, und gingen dann sogleich mit stolzen Siegeschritten zur Bekämpfung der Mystik, von der sie jedoch durchaus nichts weiter aufgegriffen hatten, als den vielberühmten Karfunkel. Der war freilich, seitdem Novalis ihn gepriesen, auch von manchen läppischen Händen angefaßt worden, und wohl hätte hier eine fröhlich rasche Satire gut thun mögen; aber auch nur eine solche. Was man statt ihrer bot, war meistens roh oder fade, und das Publikum sagte sich bald sowohl von den gewöhnlichen Karfunkelfreunden als Karfunkelfeinden los, da allerdings manche breite und langweilige Gefellen mit darunter waren.

§. 118.

Was die Kleinbläuterei, als den zweiten Hauptstoff der

Satire, betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß einige talentvolle Schriftsteller ihn mit Lust und Laune behandelt haben. Leider aber ist sie bald darauf ein Feld geworden, das auch die plumpesten Hände bedackert haben. Von dem was eigentlich großstädtisch ist, wissen überhaupt wohl nicht sehr Viele, und vom — Cicero weder hier wohl manches zu lernen, damit dieselbe mit mehrerer Besonnenheit, und, wo möglich, auch mit Anmuth betrieben werde. Fängt die Großstädterei vollends gar an, sich mit sich selbst liebhaft gelind zu besprechen, wobei man einige Individuen ertappt haben will, so wird sie selbst höchst kleinstädtisch, und hat billig die wahrhafte Kleinstäderei, die mitunter doch etwas Naives und Ergötzliches mitbringt, zu scheuen. Sie will aber nichts scheuen, sondern fährt gelassen fort, über die Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Untersteuereinnnehmer u. s. w. in kleinen Städten mittelmäÙig zu lächeln, nicht bedenkend, daß man gar wohl den ästhetischen Spieß auch umkehren könnte, wenn man sonst nur wollte. Das wahrhaftig Großstädtische ist frei und liebenswürdig.

Es gab eine Zeit in unserer Literatur — es war die der Wochenschriften, — wo manche Schriftsteller sich nicht ruhig schlafen legen zu dürfen glaubten, wenn sie nicht einige SpäÙe gegen die Pedanterie und die Pedanten losgelassen hätten, welches denn auch meistens mit süßem Lächeln gesah. Dennoch gab es wohl niemals mehr Pedanten als in jener Zeit, nur hatte jeder Einzelne den Trost, daß er denn doch eine Satire gegen die Pedanterie geschrieben habe, die ihn schützen könne. Daß man auch mit Pedanterie gegen die Pedanterie sechten könne, war ein zu bedenklicher Gedanke, als daß man ihn nicht schnell hätte abzuwehren sollen. Die Anwendung auf unsre Zeit ist leicht.

§. 119.

Ferner wird das Publikum vermöhnt durch eine Unzahl von Monatschriften und Tageblättern, von denen manche nur da zu sein scheinen, damit die Leser blättern lernen, was sie ohnehin längst können. Es ist gappfern von mir, diese Blätter alle in eine gleiche Reihe zu setzen, denn wirklich giebt es einige, die noch mehr Beifall verdienen als sie schon haben. Aber die meisten: was enthalten sie? Erzählungen, die niemand wieder erzählen möchte, und deren Anfang man längst vergessen hat, wenn das oft traurige Wort „die Fortsetzung folgt“ in Erfüllung geht; — Anekdoten, von welchen in der Mehrheit die Mittheiler zu glauben scheinen, daß sie zum sieben und hundertstenmale vorgebracht, und vielleicht mit neuen Lettern gedruckt, sich besser ausnehmen als beim sechs und hundertstenmale, wo die Lettern vielleicht nicht so erfreulich klappten; — abgerissene Halb-Gedanken von abgerissenen Viertel-Gedanken, zum Theil wohl gar aus abgerissenen Gemüthern; — Recensionen, die fast so lange leben, als der Tag, an dem das Blatt ausgegeben wird, dauert; — Gedichte, die nicht selten wie Tabakdampf aufsteigen und mitunter auch wohl von Verfassern herrühren, die die Poesie sich angewöhnt haben wie etwa das Tabakrauchen, u. s. w.

Was aber nicht unter dieses u. s. w. summt werden kann, sondern was als stehendes Tabak und immer süßer Trost im Leiden geboten wird, das ist nichts anderes als Theaterkritik, und Kritik des Theaters, und des Theaters Kritik. Die Redactoren sind genügend versehen mit Correspondenten in jeder deutschen Stadt, die ein Theater besitzt, oder doch wenigstens zuweilen von reisenden Schauspielern besucht wird. Diese stellen treulich Rapport ab, ob das Schauspielhaus wohl erleuchtet gewesen ist, ob das

Publikum sich mäßig verhalten, oder empfindsam, oder er-
 höht, oder umkehrbar; sodann beurtheilen sie die Stücke,
 welche aufgeführt werden, das heißt: sie nennen sie sehr
 hübsch, oder amüfant, oder erregend, oder ihr's Herz
 oder gegen dasselbe. Zuweilen auch klagen sie, manche
 Autoren hielten nicht Schritt mit dem Publikum und wol-
 ren eigensinnig und unartig. Zuweilen versteigen sie sich
 sogar in die höhere Kritik, und erzählen, Lessing sage so
 und so und da und da, und Schiller vollends hier und
 dort viel Gutes. Einige haben sogar aparte Gedanken,
 die aber vielleicht wegen der kleinen Schrift, mit der
 diese neuen Theorien gedruckt, noch mehr aber wegen des
 Kaffeehaus-Verkaufes, unter welchem sie gewöhnlich ge-
 nossen werden, nur selten das gehörige Glück machen.
 Auch gehen die meisten Leser rasch weiter und wollen
 schnell erfahren, wie es mit den Decorationen stehe und
 ob diese auch genug geloset haben, ob der Mondstrahl
 mit genügendem Halkittern in den See gefallen, und ob
 die Kleider hinlänglich brillant, und ob nicht gar ein
 Stück, dessen Handlung etwa in das Jahr 1699 fällt,
 im Herbstkostum des Jahres 1698 aufgetreten sei, denn
 aber so etwas kann man begreiflicherweise nicht geduldig
 hinweg sehn. Dann aber kommt das Allerinteressanteste:
 und der Kritiker erzählt, köstlicher und superber als Ma-
 dame X. in Solothurn oder Raad, könne Rosamunde von
 Corfu durchaus nicht gegeben werden, und es habe auch
 neulich Herr Y. in Helsingör die eigentlichen Grundlinien
 im Charakter des Vipernfängers in der Oper „der Spie-
 gel von Arcadien“ mit anmuthiger Virtuosität mimisch
 hingetuschet. Dies alles lesen wir nun nicht etwa nur ein-
 mal, sondern wir dürfen darauf rechnen, es binnen vier
 Wochen etwa zwanzigmal zu genießen zu bekommen; so

dass wir zuerst den grössten Bescheid wissen und thun können, als wären wir mit dabei gewesen.

§. 120.

Ich habe dabei an diesem Ort nur Folgendes zu sagen: Erstlich möchte ich fragen: Glaubt ihr wirklich, dass unsere großen dramatischen Schriftsteller und unsere großen Schauspieler und Schauspielerinnen — gottlob wir haben einige solche, die wir innig zu ehren wissen, und manche talentvolle, von denen wir das Beste hoffen — an dem gleichen Gerede Gefallen finden?

Zweitens: Ist es billig, dass dieses Gerede einen so großen Raum einnehme, da doch so viele tausend gute deutsche Dörfer, Flecken und kleine Städte, die keine Bühne unterhalten, auch lesen wollen; nur nicht das, was ihr meistens liest?).

Drittens versteht es sich zwar von selbst, doch will ich es auch gern ausdrücklich hinzusetzen, dass ich bei diesen kurzen Andeutungen über die meisten Theaterkritiken eben nur die meisten, aber keinesweges alle gemeint habe, meine, und meinen werde.

Endlich möchte ich denn auch die meisten Correspondenten in den Tagablättern herzlich fragen: Wisset ihr uns denn von gar nichts anderm zu erzählen als von dem Theater? Es kann dasselbe Niemandem bedeutsamer und in mancher Hinsicht auch nicht erfreulicher sein als wir, aber ist es euch denn das einzig Bedeutsame? Habt ihr denn gar nichts zu berichten über so manche Aeusserungen in dem öffentlichen Leben? über Gesetz und Verfassung

*) Diese und die nachfolgenden Bemerkungen sind bei mir keinesweges von vorgestern. Bezeichnungen darauf finden sich schon in meinen frühesten Büchern; mehrere Andeutungen in dem Antrage: „Zwei Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton“ (erschienen 1814) und in meinem Roman: „Die Dichter.“

und Herkommen und Gebrauch? wobei Ihr ohne Zweifel viel Nützliches und Freundliches anmuthig vorbringen könntet. Wisset Ihr nichts zu sagen über den geselligen Ton? über einzelne ausgezeichnete Männer und Frauen? von denen das Mittheilbare auch mitgetheilt werden möge.

§. 121.

Aber nicht bloß die gewöhnliche Theaterkritik, sondern auch die gewöhnliche Kunstkritik überhaupt in den meisten Tagesblättern unterliegt gar manchem Tadel. Hier werde insoweit der Mangel des Mieverhältnisses in der häufigern und seltneren Kritik in Beziehung auf die Werke selbst gedacht. Nichts in der Welt ist leichter als ein ganz schlechtes Buch zu beurtheilen, denn selbst der mittelindige Mensch treibt wohl einen erträglichen Scherz über dergleichen auf; doch ist eben nicht nöthig, daß sämtliche erträgliche Scherzgedruckte werden.

Außerdem wird nichts so häufig recensirt als dramatische Werke, was der vorige §. bereits andeuten ließ. Mit sämtlichen Urtheilen über Kogebud könnte man recht gut eine Bibliothek füllen; die über Hamann, Herder und F. Jacobi, würden weder ein Taschenbuch zum geselligen noch ungeselligen Vergnügen ausstatten können.

In neueren Zeiten ist dieses Mieverhältniß noch viel ärger geworden. —

Es war einmal ein reicher Engländer; ohne Zweifel ein Lord, da diese am liebsten in deutschen Anekdoten vorkommen. Der Mann hatte ein ganz eigenes Leiden, das ihn fast koboldartig verfolgte, und es war dieser Kobold das alte wohlbekannte Lied: Marlborough s'en va - t - en guerre. Ging er spazieren, so summten es die Spaziergänger, wollte er lesen, so läste es in die Gesford'sche Hernandes und Miranda's, Benedikt's und Teatrice's, wollte er schlafen, so bediente sich die Nachbarin des Chansons

als Wach-Mittels. Das ward dem Mann zu viel, und in einem Anfall von Halb-Berzweiflung schiffte er von Dover nach Calais; doch ward er leider hier gleich im Zollhause mit dem in den Krieg ziehenden Mariborough begrüßt und bekriegt. Er trieb ihn über den Rhein nach Deutschland, aber auch hier flatterten die Lüne, die den Helden feierten, und ich weiß nicht genau zu sagen wie weit sie ihn trieben und wo endlich der Jammer aufhörte. — Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs ist bei weitem nicht so empfindlich als jener Lord, und er glaubt seinen Gefang allenfalls ein paar hundertmale aushalten zu können, obwohl leidend; aber ihm ist auch ein viel härteres Schicksal geworden, denn ihn verfolgt das Schicksal selber, und zwar das unendliche Gerade über dasselbe in den Tageblättern.

§. 122.

Als Schicksal von dem großen gewaltigen Schicksal gesprochen, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, da glaubten freilich auch manche Schriftstellersende Leute, die sonst weder nach Freiheit noch nach Nothwendigkeit gefragt hatten, die Verpflichtung zu haben, es zu citiren. Aber es ward doch auch manches Gute von Besseren darüber gesagt; ja man hätte glauben mögen, die Sache wäre so ziemlich in das Reine gebracht. Da ist es aber nach funfzehn oder sechzehn Jahren von neuem wieder aufgewacht, und es zeigt sich in seiner ganzen Härte, indem es jetzt nur sehr Wenigen erlaube (doch sollen diese Wenigen desto inniger geküßt werden) etwas Bedeutendes über es, das Schicksal, zu sagen. Freilich kommt das wahrhaft tragische Schicksal wie der Geist von Hamlets Vater in so „fragwürdiger“ (questionable) Gestalt, daß es wohl begreiflich wird, wenn auch 3. und 4. es außer

reden geläufigt. Marcellus hat gar den freventlichen Plan, nach ihm mit der Hellebarde zu schlagen; wird aber zum Glücke noch davon abgehalten. Selbst dem sonst wackern, doch in diesem Augenblick nicht bescheidenen, und überhaupt ein wenig prosaischen Horatio antwortet es nicht, und nur dem Hamlet, der es mit unendlicher Liebe und unendlichem Schmerze fragt, steht es Rede. — Möge doch das nicht vergessen werden.

Wo aber das Schicksal ist, das heißt hier: das Ges rede über dasselbe, da ist auch gewöhnlich die „Ahnfrau“ nicht fern, und der Verfasser dieses Buchs muß laut klagen, daß er sich kaum retten kann vor den Kritiken, Ueber-Kritiken und Wider-Kritiken dieses Schauspiels und ähnlicher, wobei er abermals zu erkennen geben muß, daß jenes mittelmäßige Lied von Warlbourough, auch zum hundertstenmale wiederholt, ihm erträglicher dünke als jene ewigen Repetitionen des — Wiederholten. Ist es denn so schwer, über dieses Stück in das Reine zu kommen? Kann es irgend Einem, der das Wunderbare in sich selbst und im Shakspear gefunden hat, noch zweifelhaft sein, daß diese Ahnfrau fast nur als harter Scherz gegen die gewöhnlichen Pseudo-Geister zu betrachten sei, da sie selbst einer der schlimmsten Pseudo- und Titulargeister ist? Ein solches Wesen, welches so ganz aus dem Geistercostum geht, daß es den armen alten Grafen Worotin, an dem ohnehin nicht viel zu retten ist, schon um halb acht Uhr Abends, da er sich eben ein wenig zum Schlummer hingerlegt, um bei der Nachtmahlzeit desto munterer zu sein, zwecklos grausam aufweckt, so daß dieser Herr nie zu Kräften kommen kann, da er sich in seinen besten Schlafplanen gestört sieht, ein solches Wesen erscheint so platt und überläufig, daß wir an der Stelle des Grafen

im Nothfalle selbst die — Polizei zu Hülfe rufen würden. — Gegen die Geister Shakespears würde dieselbe nicht viel vermögen, und man kommt auch nicht in Versuchung, an menschliche Hülfe gegen dieselben zu denken, so daß es fast scheint, als habe der theure Mann die ganze Sache doch besser verstanden.

§. 123.

Erschlüßlicher zu nehmen ist das trübe Mieverständniß, in welches Grillparzer und ähnliche neuere Dramendichter in Beziehung auf das Schicksal gefallen sind, indem sie es weder auf heidnische, noch auf christliche Weise nehmen. Es ist dasselbe bei ihnen nicht selten ein bloßer schwarzer Höllemann, der als solcher nothwendig einige Bosheit und Lücke mitbringt, obwohl es ihm auch nicht darauf ankommt, zu behaupten, er sei innerlich höchst tugendhaft, und wolle nur das Böse rächen, wobei er denn fast als bekannt voraussetzt, daß ihm, dem schwarzen Höllemann, Himmel, Erde und Hölle gehöre, wo er allein die Plätze zu vergeben habe. Innerhalb dieser Ethike ist denn auch wirklich kein Trost wider den Argen zu finden, sondern nur außerhalb derselben, d. h. im Gebiet der ächten Poesie und Wahrheit.

Wenn ich deshalb hier nicht ausführlich über diese und ähnliche dramatische Werke rede, so wird dies um deswillen unterlassen, weil sie bereits durch zu häufiges besprochen werden fast als zersprochen und zerbrochen erscheinen, wobei ich jedoch nicht bloß das auch hier waltende Talent gern anerkenne, sondern auch die entschiedene Hoffnung festhalte, es werde Grillparzer, dessen gute Anlagen nicht zu bezweifeln sind, recht bald auf sein früheres Schauspiel mit einigem Lächeln herabschauen.

Da die dramatische Poesie fast die einzige ist, die das größere Publikum beachtet, so ist auch jedem dramatischen

Dichter, außer der allgemeinen heiligen Pflicht noch eine ganz besondere gegeben worden, die ihm außer der höchsten Sorgfältigkeit noch die — allerhöchste auflegt.

S. 124.

Diese Sorgfalt fehlt aber auch sonst in unsrer neuern Literatur gar häufig, und statt ihrer walten — wie bereits oben bemerkt wurde — nicht selten ein bequemes sich Verhaslassen, oder Ueber-Eifertigkeit, oder Trogen auf alten Beifall, oder Mechanismus, oder Manier.

Ueber das letztere stehe auch hier ein gelassenes Wort, das ich bereits 1815 drucken ließ: Man erzählt von einem Englischen Schauspieler, daß er ein besonderes Talent gehabt habe im — Niesen, Husten, Schluchzen und der Nachahmung der Gebärden, welche Menschen zu machen pflegen, die an katarrhalischen Beschwerden leiden. Gar vielen Zuschauern hatte jene Virtuosität dermaßen gefallen, daß der Mann sich ordentlich darauf etwas zu Gute that, und, damit das Talent nicht verroste, auch Hamlet und Romeo, Costello und Estilina nieselnd und katarrhalisch auftreten ließ; wobei er noch die Entschuldigung haben mochte, daß manche jener Personen durch ihre nächtlichen Wanderungen sich dergleichen Beschwerden leicht zuziehen konnten.

Wir wollen nicht verhehlen, daß wir durch manche Erscheinungen in unsrer Literatur-Welt an diesen Virtuosen erinnert werden, glauben aber vor einer solchen engen Manier recht sehr warnen zu müssen. Es giebt der Gründe viele, die davon abhalten können; wären sie aber auch (um mich einer Redensart aus Shakespears Heinrich IV. zu bedienen) so häufig wie Brombeeren, so kann ich mir doch die Aufzählung derselben erlassen, da sie Jedermann hell genug ins Auge fallen.

§. 125.

Doch genug von allen diesen einzelnen Verschlechten, Seltsamkeiten, Trübheiten und Lächerlichkeiten, denn wir wollen durchaus nicht klagend schließen, sondern mit gutem Muth, Trost und Hoffnung. Schon um deswillen, weil jene Mängel doch nur als Einheiten dastehn, dürfen sie uns nicht zu sehr betrüben, und bei einigen derselben ist es doch auch sehr ansehnend, die Summe von Kraft und Talent zu berechnen, die für den Irrthum aufgewandt worden. Es sind doch meistens Krankheiten von Ueberkraft, die gute Hoffnung für die Zukunft erlauben. Nur Nüchternheit und Zahmheit — und diese sind jetzt viel seltener als sonst — geben keinen Raum zur Hoffnung.

Wir wollen ferner mit inniger Freude hervorheben, daß jetzt im Ganzen bei weitem mehr religiöser und vaterländischer Sinn herrsche als sonst, und daß jene Leidensjahre Deutschlands gar manchen Leichtsinns zur Festigkeit gesteigert, gar manche Zerstreuung zur Concentration geführt haben. Mit irdelichsten Frechheiten, zuchtlos-sinnlichen Ueppigkeiten, hoffärtig wüthenden Anseindungen des Christenthums wagen doch jetzt nur sehr wenige aufzutreten, die man entweder mit schweigender Verachtung oder raschem offenen Tadel abfertigt, und wie dürfen wir mit geradem Stolz sagen; daß, wenn Lamettrie und Voltaire jetzt ihre Anseindungen des Heiligen vorbrächten, ein fast allgemeines verwerfendes Misfallen ihr Lohn sein würde.

Das philosophisch-ästhetische Franzosenthum ist jetzt fast allgemein als hochmüthige Zerknirschtheit anerkannt. Die deutsche Sprache wird fast durchgängig hochgeehrt und mit rühmlichem Fleiße betrieben; und Wieland und Zimmermann würden jetzt keine französische Briefe mehr schreiben, wie sie und so viele andere ihrer geistreichen Zeitgenossen.

nossen zu unser aller Bedauern gethan haben. Der unsächtige Cosmopolitismus, die Allerveltsweltlichkeit und (wie Fichte sich ausdrückte) das Allerlei-Raisonnement kommen freilich auch heut zu Tage noch zuweilen vor, dürfen sich jedoch nicht mehr so breit machen wie sonst, und scheinen mitunter selbst zu ahnden, daß ihre Zeit vorübergegangen sei.

§. 126.

Möge die Poesie immer mehr und mehr anerkannt werden in ihrer Heiligkeit und Reinheit, und daß ohne innere Harmonie kein Streben nach ihr gelingen könne, und möge deshalb immer tiefere und heitere Demuth die Brust desjenigen erfüllen, dem Gott verliehen hat, die süßen Geheimnisse des Schönen und des Guten zu erschauen. „Und des Guten“ wiederhole ich, denn willst Du wagen, nach dem Schönen zu ringen, so habe zuvörderst ein reines Gemüth, denn niemals — glaubet dem einfachsten aller einfachen Worte, — niemals hat es einen großen Dichter gegeben, der nicht auch ein sehr edler Mensch war.

Ihr kennt alle das Testament Johannis, an das ich so gern erinnere mich selbst und andere, und ihr wißt, daß es nichts enthielt als die drei ewigen Worte: „Kinder, liebt Euch.“ Waget nur, Euch unter einander zu lieben, was jetzt manche von Euch, Ihr Dichter, nicht wagen, und ihr werdet inne werden, welch' eine Fülle von Segen in der Liebe ist.

Dann reget die Schwingen mit bescheidener Zuversicht, und sprecht mutig frohlich aus, was euch verliehen worden ist zu ahnden und anzuschauen, und die wackeren Deutschen werden sich um euch versammeln wie gute Edhns um die geehrten Väter.

Ich kann mit keinem freundlichem Worte schließen, und so möge denn mit demselben diese Schrift beendigt werden.



Nachträge

zu

den Umrissen zur Geschichte und Kritik
der schönen Literatur Deutschlands, wäh-
rend der Jahre 1790 bis 1818.

von

Franz Horn.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe besonders abgedruckt.

Berlin, 1821,

bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Stein's Werke No. 23.)



Inhalt.

Dem Leser.

Louise Brachmann.

J. H. Krummacher.

Ernst Schulze.

Theodor Hell.

Ernst von Houwald.

Der Verfasser von Wahl und Führung.

Anmerkungen vermischten Inhalts.

Anhang.

D e m L e s e r .

Schriften, wie diese Umrisse, dürfen nie auf materielle Vollständigkeit Anspruch machen, sollen aber der ideellen Vollständigkeit sich immer mehr zu nähern suchen. Um nun diese Annäherung möglichst zu befördern, habe ich für meine Pflicht gehalten, jetzt einige wohlgemeinte Zusätze zu geben, die von Zeit zu Zeit erweitert und fortgesetzt werden können. Sie enthalten zuvörderst Bemerkungen über einige Dichter, welche früherhin in diesem Buche fehlten, weshalb ich diese Andeutungen mit aufrichtiger Freude hier nachtrage. Aber auch jetzt fehlen noch die Namen mancher Autoren, und so wird es vermuthlich immer sein, so wie ohne Zweifel selbst in dem trefflichen Katalog der Helden, die vor Troja kämpften, der edle Vater Homer doch wohl manche wider seinen Willen mag übergangen haben. Kann ich aber meine unfreiwilligen Auslassungen mit einem solchen Schilde decken, wie sicher fühle ich mich dann!

Manche Vorwürfe über einzelne Auslassungen sind mir selbst zu Ohren gekommen; aber bei einigen konnte ich den Fehler nicht finden. Ich kenne einige kleine Städte,

Flecken und Dörfer, die ihre Leiddichter haben, was ich so wohl dem Gedichte als den Dichtern herzlich gönne, und wobei ich doch bitte, daß mir vergeben werde, wenn sie nicht auch meine Leiddichter sind. Andere Dichter, denen es nicht so gut wird, von ganzen Städten oder Völkern gefeiert zu werden, sind mitunter muthig genug, sich selbst zu ihren eigenen Leib-, Geist- und Herzdichtern zu erheben, und es halten dieselben so erstaunlich viel von sich selber, daß meine Kritik darin nicht ganz würde nachkommen können.

Wahrhaft treffliche und ausgezeichnete Dichter, die hier dennoch fehlen, werden mir aber gewiß am wenigsten ähnen, sondern lieber bedenken, daß ich sie nur erst recht thätig habe studiren wollen, ehe ich sie beurtheilen mag: eine Billigkeit, die zwar nichts weiter ist als — billig, doch, wie die Sage geht, nicht sehr häufig gefunden wird.

Es folgen sodann vermischte Bemerkungen über die neuesten Ergebnisse und Richtungen unserer Literatur in den verschiedenartigsten Hinsichten, denen ich eine gute Theilnahme wünschen möchte, da sie wenigstens aus einem wohlmeinenden Gemüthe entsprungen sind.

Mit einigen Namen, die dabei genannt werden, wird der Leser hoffentlich zufrieden sein; die er nicht findet, flehen zum Theil zwischen den Zeilen, und ich weiß, es macht ihm Vergnügen, auch zwischen den Zeilen zu lesen.

Indem ich nun diese kleinen Fragmente und Andeutungen dem Publikum übergebe, glaube ich sehr einfacher Weise: Einige Leser werden sie lieben — denn wie sollte ich so manches günstigen, mich innig erfreuenden Urtheils nicht gedenken? — andere werden sie nicht lieben; die mögen, bitte ich, redlich und thätig dagegen kämpfen, und meines Dankes versichert sein. Dabei kann nur Gewinn heraus kommen.

Diese Fragmente sehen zuweilen aus wie schwimmende Inseln, was an und für sich kein Unglück wäre, da wir ja alle, die den Ovid lesen, wissen, daß selbst die Insel Delos einst eine schwimmende war, bis sie sich endlich auf Jupiters Geheiß festsetzte, um der herumirrenden Latona eine Zuflucht zu gewähren, wo sie den Apoll und die Diana gewar. Eine solche unsäglich vornehme Insel wird man hier nicht finden; auch möchte wohl der ganze Vergleich auf diese Fragmente nicht passen, die eher einem Streitschen festen Landes gleichen, dessen einzelne Theile fast gleichmäßig besäet, und nur durch verschiedene Einfassungen getrennt, ihren Zusammenhang unter einander leicht darlegen.

Wögen die geliebten Deutschen meinen redlichen Bemühungen gütig bleiben.

Berlin, am 20. Februar 1821.

Franz Horn.

Louise Brahm ann.

Wir haben uns wohl alle schon oft der Worte gefreut, die der Dichter seinem Egmont giebt, daß das Leben eine schöne freundliche Gewohnheit sei des Daseins und Wirkens; und wohl können wir die schmerzliche Empfindung theilen, mit der den Helden der Gewaltthat erschüt, durch dem überrascht, er von jener süßen Gewohnheit scheiden soll. Wenn aber das Leben wenig ist ohne die Kunst, so ist die Kunst gar nichts ohne das Leben, und so findet sich auch leicht die Anwendung jener Worte auf die künstlerische Thätigkeit, und so mag uns dieser Gedanke kommen, wenn wir der

Schrißstellerin geschrieben, deren Namen wir so eben aufgezichnet haben.

Ihre ich nicht, so war ein Gedicht an Novalis (welches in dem Taschenbuche Luna für 1805 zu finden ist) das erste, wodurch sie eine nicht geringe Theilnahme bei den sinnigen Lesern erweckte, und wohl darf ich sagen, daß, da ich mich einmal daran erfreute, und diese Freude eine echte war, auch heut noch kein Ende derselben gekommen ist.

Es ist wahr, jenes Gedicht hat einige Mängel im Einzelnen, und in manchen Zeilen wollte die Sprache nicht gehorchen, so daß in einem solchen Falle viel weniger gesagt wurde, als es zu sagen wünschte, allein das stört nicht sehr; denn abgerechnet, daß eine rein kindliche Liebe und Ehrfurcht, wie sie hier spricht, sich selbst in ihren Ausdrücken nie genug thun kann, so war das Ganze ein schönes Gemälde von dem früh geschiedenen Jüngling, dessen Facet auch der Dichterin geleuchtet.

Seitdem ist Louise Brachmann alle Jahre mit mannigfaltigen poetischen Gaben erschienen, denn es hat auch an ihr die schöne freundliche Gewohnheit des Schaffens und Wildens, von der man nicht lassen kann, sich bewährt.

Es ist manchen darunter mit Dank empfangen worden, da es vermuthlich auch Genuß gewährte, aber einen dauernden Eindruck scheint es doch nicht häufig bereitet zu haben. Um so mehr dürfte es zweckmäßig sein, auf eine kürzlich erschienene Novelle aufmerksam zu machen, welche einen fast ganz reinen Genuß bietet, und eben deshalb auch in dem ungeheuren Gewühl von Novellen, die uns jede Messe spendet, nicht müde übersehen werden. Sie steht in einem Buche, welches die Aufschrift führt: „*Schilderungen aus der Wirklichkeit*“ mit welcher wir unmöglich einig sein können, da die Wirklichkeit als etwas Gemachtes und eben deshalb idyl-

lich zu veränderndes und veränderliches, mit der Poesie gar nichts zu thun hat, die es ewig nur mit dem rein Realem, d. h. der Wahrheit, im Gegensatz des Wirklichen, hält. — Die Novelle heißt: „Die Mädchen am Feldbrunnen,“ und ist besonders deshalb als ein ansehnendes Kunstwerk zu betrachten, weil hier drei ernst bedeutsame Gemälde, deren Halb-
 dämmerung der Deutlichkeit nicht schadet (ich meine Rosa's, Clara's und Maria's Erzählung) auf einem hellen, freundlichen Grunde hervortreten, da sonst leider gar manche Dichter grau in grau zu zeichnen pflegen. Wie leicht wäre es gewesen, diese drei Jungfrauen selbst in die Welt der Duns der Hineinspielen, und von ihr erfassen zu lassen, und nicht wenige Dichter würden geglaubt haben, gerade dadurch den Eindruck zu erhöhen, und die Sache poetischer zu machen. — „Poetischer“, in diesem Worte liegt eben der Irrthum, denn es giebt nichts „poetischeres“ und „poetischstes,“ sondern nur ein poetisches, und jener böse Comparativus und Superlativus sind gerade die Irrlichter, die manchen sonst so reich Begabten in die nebligen Sümpfe des Gräßlichen und Widerlichen geführt haben. Die finstere Nacht des Geistesreiches hat nur Theil an dem, der sich ihr hingiebt und ihrem Lockungen nicht widersteht (Walbeth), aber die reine Imogen (in Shakespeares Schauspiele Cymbelin) geht wie ein heiterer Engel siegend hindurch. Wärdten das unsere Dichter und Dichterinnen wohl bedenken, denn der Gedanke ist einfach bewahrend, und kann auch auf diese angenehme Novelle einige Anwendung leiden.

J. A. Krummacher.

Noch vor wenigen Jahren lebte ein Mann unter uns, den ich leider nie gesehen, der aber sehr lebendig vor mir steht, da ich seine Schriften wohl kenne, und größtentheils, das heißt hier: mit Ausnahme einiger Blätter, innig liebe. Diese Schriften haben das Eigene, was eigentlich alle Schriften haben sollten, daß sie nämlich durchaus nur von dem Einen, der sie wirklich verfaßt hat, verfaßt werden konnten. Das ist aber freilich in unserer Literatur gar nicht häufig der Fall, denn in den meisten Schriften höre ich nur einen tönenden Mund — er tönt mitunter ziemlich gut — aber ich sehe kein lebendiges Auge, und das wollen wir doch alle gern sehen.

Jener Mann nun, den ich nie sah und doch sehe, hieß Marius Claudius, und wie er denn sehr demüthig war, so gab er sich in seinen Schriften keinen höhern Titel, als dem eines Voten von Wandsbeck. Das Geschäft eines Voten ist wohl nicht eigentlich ein vornehmer, doch wer gesund und frisch ist, für den mag es auch wohl viel angenehmes haben. Dieser Vote begann mit seinem Stabe eine Reise durch Deutschland in einer Zeit, die man in mancher Hinsicht gar nicht sehr loben kann, sondern oft recht sehr tadeln muß. Es hatten sich nämlich damals sehr viele Menschen einreden lassen, sie wären weit klüger als ihre Vorfahren, *j. V.* die aus dem sechzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Von dem, was jene mühsam erstrebt hätten, sei gar manches doch nur schwerfällig und unbrauchbar, und anderes erwerben sie (die Neuen) jetzt fast spielend, und wie im Umsehen. Sie nannten sich selbst, was eigentlich gegen die Unwissenheit läuft, „aufgeklärte Leute,“ und ihr Jage-

hundert „das philosophische.“ Sie waren oft sehr lustig, und meinten, das ganze Leben sei gar nicht darnach, um sich mit sonderlichem Ernst zu beheiligen, und so kam es denn, daß einer solchen Lustigkeit nicht selten eine recht schlimme Traurigkeit dicht zur Seite stand. Dann nannten sie wohl das ganze Leben ein jämmerliches Ding — einer der grössten dieser Unglücklichen, ein sehr verstandreicher, talentsvoller und rechtlicher Mann bedient sich sogar für das Leben, welches doch etwas heiliger, heiteres und göttliches ist, eines so argen Beiworts, daß ich mich schäme, es zu wiederholen, und viele andere machten kränklliche Elegien, in denen sie Fragen und Klagen aufwarfen, für die sie gar keine Antwort hatten, während andere hinzusetzten, es gebe auch gar keine Antwort dafür, und schon Horaz habe ja deutlich genug erklärt, daß am Ende alles auf Staub und Asche hinauslaufe.

Das jammerte nun den braven Bartschecker Voten, und er verkündete eine bessere Weisheit, die wohl ausdauert in Freude und Schmerz und Noth und Tod, und obwohl manche ihn für einen argen Schwärmer erklärten, so hörten doch auch viele auf ihn, entsagten dem irdischen: hochmüthigen Wesen und sammelten sich wieder wie reuige Sünder um den ewigen Lehrer Christus, auf den Mathias immers hin verwiesen hatte, als den Einzigen, der nie irt. So lehrte und schrieb der Vote, und es war wunderbar mit dem, was er gab; denn wiewohl sonst gar manche Bücher, zu weilen auch solche, die mit viel Verstand und Talent geschrieben worden, nach und nach veralten, so gerade umgekehrt lehrt bei ihm; denn die heiligen werden, fast möchte ich so reden, alle Tage jünger, und sehen uns mit hellen Kinderaugen an, in denen sich die Welt, und was ihr Noth thut, am reinsten abspiegelt.

Dann schien auch endlich eine bessere Zeit — wenigstens in einer Hinsicht besser — sich zu nähern, und als es endlich mit dem Voten zum Sterben kam, da klärte sich erst recht auf, wie sehr ihn seine Landsleute geliebt hatten, und wie sie nun immer mehr begreifen lernten, was sie in ihm verloren. Während seines Lebens war ihnen der Mann doch mitunter gar zu unscheinbar, und kindlich im Ewige wie im Trist, vorgekommen; denn es wird manchem schwer zu begreifen, daß Poesie und Sinnigkeit am liebsten als Kind unter den klugen Menschen auftritt; doch, wie gesagt, in seinen letzten Lebensjahren und insonderheit bei der Nachricht von seinem Tode ging nicht wenigen der Sinn und das Auge auf, und man hätte ihn gar gerne wieder gehabt.

Da sah man sich auch wohl um, ob nicht irgendwo ein niger Ersatz zu finden sei (in so weit davon die Rede sein kann, da allerdings im tiefsten Sinne jeder Mensch, der nur sich selbst gleich ist, unersetzlich genannt werden darf); und für diejenigen, die ihn noch nicht gefunden haben, möchte ich den Mann nennen, dem wir außer andern lieben Gaben die schönen Kinderbücher „der Sonntag“ und „der Christag“ verdanken. Es braucht eben kein Erwachsener und wohl gemachter Mann zu erschrecken, daß ich ihm hier zwei Kinderbücher nenne, denn es kommen auch einige wohl erwachsene, idyllisch gebildete, obwohl nicht gemachte Personen in diesen Büchern vor. Sie zeigen sich besonders darin sehr gebildet, daß sie fröhlich eingesehen haben, man müsse wahrhaft und in der That werden wie die Kinder, wenn man sich des Lebensgrüns und des Himmelblaus recht erfreuen wolle. Die Frömmigkeit des Verfassers ist überhaupt eine sehr sachte, denn sie ist fröhlich und poetisch, und wenn auch seine Menschendarstellung sich nur auf einen klei-

nen, fast nur idyllischen Kreis beschränkt, so ist doch dieser Kreis in sich selbst eine bedeutsame Welt, in die zu schauen erfreulich und nützlich ist. Es giebt in unserer Zeit bekanntlich nicht wenige Menschen, deren Bildung in die Breite geht, oder deren ganzes Wesen etwas Zerfahrenes und Verschwommenes hat, oder die vor lauter Eilen nicht zum Nachdenken, oder vor lauter Nachdenken nicht zum Reflektiren, oder vor lauter Reflektiren nicht zum Handeln gelangen können, und die dennoch in stillen Stunden ihre eigene Vortrefflichkeit fast überschwänglich finden, und, mit sich selbst liebend, den Voratz fassen, künftighin ein wenig nachzulassen in der Tugendhaftigkeit, um nicht zu früh als goldgeküllte Engel fortzuschweben; allein diesen und ähnlichen Personen möchte es wohl ungemein dienlich seyn, wenn man sie einmal zu dem in jenen Büchern geschilderten wackern Meier in die Schule schicken dürfte, damit sie unter andern auch erfahren, daß sinnige Gemessenheit und ordnungsvolle Concentration ein guter Weg zur wahren Poesie sei.

Der Parabeln des Verfassers brauche ich nur im Fluge zu gedenken, da man sie häufig als Muster in die Sammlungen ansehnlicher Poesien aufgenommen hat. Sie sind nicht alle von gleichem Werth, und es scheint überhaupt, als eigne sich der Geist des Dichters besser für die Darstellung des veredelten Familienlebens, als für Erfindungen dieser Art, obwohl allerdings einigen derselben ein gehäbrtes Lob zukommen muß. Manche Sammlern haben sie wohl auch um deswillen Freude gemacht, weil sie sich früherhin bei dem Abschnitte Parabel fast nur auf Herder beschränken mußten, der hier, wie oft, einsam stand; nun aber hatten sie doch einen Zweiten mit bei zu rangiren.

In den neuesten Zeiten hat Krummacher, mit Recht theilnehmend an den höchst bedeutenden geistl. Strebungen

sehn Streichhandel, im Namen und in der Manier des durch den Handschaker Boten wohl bekannten sehr lieben Pöttek Andree, ein Werkchen geliefert, das jene Verwandtschaft mit Claudius sichtbar genug zur Sprache bringt. Vermuthlich würde Andree einiges (doch keineswegs alles) was K. in diesem Briefe gesagt hat, auch zur Sprache gebracht haben, und zwar in ähnlicher Manier. Da aber diese Manier ihm ganz eigenthümlich und deshalb nothwendig ist, so ist sie bei ihm keine Manier; wohl aber bei K., der sie, wenn auch mit ziemlichem Glücke, nachahmt: er, der zum Nachahmen viel zu gut ist.

Noch ist bei K. ein Talent, das Claudius in erfreulichster und bescheidenster Fülle besaß, nicht völlig durchgedrungen, das Talent des christlichen Witzes, der Ironie und des Humors. Schwache Spuren davon zeigen sich häufig genug; aber es scheint mitunter doch, als lasse er hier, der Schwachen wegen, eine zu große Schonung walten.

Nicht bloß in die Gesnerische Idyllen, sondern auch in die sinnigeren und tieferen Krummackerischen Werke möchte ich zuweilen einen Wolf hineinlassen, damit das ächte Lamm, das uns oft mit Glück gezeigt wird, auch seine reine Thönnennatur an den Tag legen könnte, wozu es jetzt nur selten Gelegenheit hat. Die Vereinigung aber des Lammes und des Löwen giebt den christlichen Witz, mit dem sich jene Wölfe am besten bekämpfen lassen. Nach dem bestimmten Kampfe wird sich dann der Humor doch nicht unbefriedigt fühlen, denn bekanntlich endet in der geistigen Welt jeder Kampf nur um einen neuen zu veranlassen, wobei wir jedoch nie ermüden, noch viel weniger verdrießlich werden können, da wir des ewigen Sieges gewiß sein dürfen.

Zur Erhaltung möge noch des Umstandes gedacht werden, daß einmal ein Recensent erklärte, die oben angeführ-

den Christen seien zwar im Allgemeinen nicht übel, doch die meisten der hier geschilderten Menschen gar zu fromm.

Vermuthlich dachte sich der Mann bei diesem Tadel gar nichts schlimmes, sondern wollte nur etwas sagen, das den aufgeklärten und erfahrenen seinen Weltmann bezeichnen sollte, doch verdient die Ungründlichkeit getadelt zu werden, der zufolge er vergaß, das Noth der Frömmigkeit zu bestimmen, welches er sich etwa gefallen läßt, das man aber nicht überschreiten darf, ohne seinen Verfaß zu verschmerzen.

Ernst Schulse,

geb. 1797 in Halle im Hannoverschen, gest. 1817.

Es ist schon einige male in dieser Schrift bemerkt worden, daß der Tod eine reinigende Kraft hat, insbesondere bei den Dichtern, und am meisten bei den Deutschen. Unsere lieben Landsleute vergessen zuweilen, ihre ausgezeichneten Dichter, indem diese in guter Gesundheit an ihnen vorübergehen, zu grüßen, und wenn sie sich dann endlich erinnern, daß es doch wohl gut sei, das Haupt freundlich zu neigen und die Hand zu bieten, so sind jene schon längst vorüber, und die entgegen gesetzte dunkle Straße hinausgegangen.

Die erste Bemerkung drängt sich auch hier bei dem geheerten Dichter der bezauberten Rose und der „Edelle“ auf. Wie wäre es, wenn er noch lebte? oder wohl gar ein langes Leben versprochen hätte? Vielleicht würde man seine Gedichte kaum gelesen haben, denn es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Theil des Publikums, fast fast geworden, in eine

unerschöpfliche Vorräthe verfallen ist. Kommt nun vollends ein junger Dichter, von dem man nichts weiß, als daß er Ernst Schuler heißt, mit einer Edition in zwanzig langen Gesängen, so erklären Manche ganz unverholen, das gehe doch über alle Gebühr, und so etwas auszulernen fehle die Zeit, obwohl diese Klagenden mitunter unglücklich genug sind, nicht zu wissen, wo sie mit ihrer langen jähren Zeit hinfellen. Einige Kritiker hätten etwa drei Jahre nach der Erscheinung des Werks — früher hatten sie nicht Muße — ein wenig in demselben geblättert, und nach dem Blättern verurtheilt, es seien hier und da Spuren von Talent anzutreffen; doch fehle es dem Dichter an Kenntniß des wirklichen Lebens und der Menschen, der Menschen nämlich, meinen sie im Echten, wie sie gewöhnlich auf den Straßen herumgehen. Die prosaische Wahrscheinlichkeit, mit der sich auch die kühnste Poesie nicht entzweien dürfe, werde überall verletzt.

Dies und noch viel Aehnliches würde man an ihm ausgelegt haben, und — hat es an ihm ausgelegt, wobei die Auslegenden das schöne Gefühl hegten, daß sie selber das wirkliche Leben und die wirklichen Menschen weit besser kannten; nur freilich in der Poesie nichts damit anfangen konnten. Sie irrten aber selbst in jenem Glauben an ihres Kenntniß.

Allerdings ist es wahr, daß der Dichter die Menschen und das Leben — das wahre meine ich; mit dem wirklichen würde es sich wohl gefunden haben — bei weitem nicht genug kannte; doch wurde dieser Mangel weniger durch sein kurz'n Lebensjahre als durch den Umstand erzeugt, daß er, ausgestattet mit nur wenig Schöpferkraft, überhaupt kein Dichter im höhern Sinne des Wortes war. Der mit unterschiedener Schöpferkraft ausgestattete Dichter ist immer ein

ein Menschenkenner, eben weil er ein Dichter ist, und Chaffetz, Göthe und Jean Paul haben das in ihren frühesten Werken („der Liebe Mühe ist umsonst,“ „Geh von Verliebungen,“ „unsichtbare Wege,“) eben sowohl gezeigt, als in ihren späteren.

Dennoch bleibt dem früh vollendeten Jensei Schulse noch ein großes Lob. Er hatte die Kraft, seine Geliebte, die in früher Jugend ihm gestorben war, sich dennoch nicht sterben zu lassen; und wohl dem Menschen, welcher vermag, auf diese Weise dem Tode den Sieg zu rauben. Mit Recht hat man, obwohl diese Dichter unendlich verschieden sind, an Dante und dessen geliebte Beatrice erinnert; ich möchte noch lieber auf Flemmings Sterbefonett hindeuten, wo es am Schlusse heißt:

Was sich dem Tode nicht, das thut' er seinem Feinde:

Was bin ich viel besorgt, den Dorn aufzugeben?

An mir ist minder nichts das leidet als mein Leben.

Wer könnte diese Worte ohne innige Liebe und Andacht vernehmen? aber sollte es nicht fast noch schmerzlicher sein, mit Wahrheit auszurufen, und es durchzuführen durch das ganze Leben:

„An mir ist minder nichts das leidet als ihr Leben —?“

Das Ausgezeichnete an dem Schulischen Gedicht ist schon häufig zur Sprache gebracht worden, da, wie gesagt, der Tod dem Reide gewehrt hat; darum darf ich hier auf die Leser aufmerksam machen. Sie gehen hervor aus einer unsonst theoretischen Theorie, die ein nächster Lehrer ihm beigebracht, ein Lehrer, der, als Literaturhistoriker sichtbar noch nach manchem ermüdenden Umtrieben in der Philosophie und Aesthetik, zuletzt über seinem eigenen philosophisch-ästhetischen Wollen und Nichtwollen dem Einschlummern nahe gekommen ist, — aus dem Mangel an Concentration, wodurch der Dichter nicht selten

der Dichtung anheim fällt, aus der Hinnneigung zu einem nicht immer glücklichen Vorbilde (Wieland), vorzüglich aber durch ein übergroßes Vertrauen zu einem an sich höchst schätzbaren Talent, der Sprache anmutigen Wohlklang des Reimes zu ertheilen. Dieser Wohlklang verführt ihn mitunter zur Zerfahrenheit, und es giebt manche sogenannte wohlklingende Stellen in seinen Schriften, die auf den Leser wirken, wie eine sanfte melodische, aber dünne, oder gar inhaltslose Musik.

Dennoch wollen wir ihn freudig lieben. Er verdient es in vollem Maße wohl sein Leben Liebe war, und seine Poesie Eins mit seinem Leben und seiner Liebe.

Theodor Hell.

Dieser Schriftsteller, der schon seit mehreren Jahren in unserer Literatur mit häufigem Lode genannt wird, scheint sich besonders dem Drama zuwenden, welches, wie wir alle wissen, jetzt in Deutschland am meisten geliebt wird, vielleicht weil überhaupt die Schauspielkunst die begünstigste aller Künste bei uns ist. Er zeigt bekanntlich für das Lustspiel ein nicht geringes Talent, das um so angenehmer wirkt, da wir sehen, daß es ihm nicht um den Beifall der Menge zu thun ist, welcher Hamlet ein quos ego jagt; sondern um die Aufnahme des feinem und gewandtern Theils des Publikums.

Da ich vielleicht nicht alles von Th. Hell gelesen, so sei mir erlaubt, hier nur eines ganz kleinen neuen Lustspiels zu gedenken, das der Verfasser selbst mit rühmlicher Beschäftigung zu betrachten scheint. Es führt die Aufschrift „Der

Erzen der Eifersucht“ und dürfte schon um bestimmten Auszeichnung verdienen, weil hier wirklich eine Spur von jener Ironie walzt, die ich nun einmal für das Element des Lustspiels halten muß. Spuren freilich nur; doch solche, welche klar zeigen, daß es dem Verfasser wohl gelingen könnte, sie weiter zu verfolgen.

Sollte ich mich bei dieser Gelegenheit eines fast überflüssigen und ganz populären Ausdrucks bedienen dürfen, so würde ich fragen: Wie wäre es überhaupt, wenn wir einmal den ganzen gewöhnlichen Lustspiel Spieß umdrehen? wenn wir einmal die Narheiten der Komödie feiner sein ließen als die Narheiten einiger Leute da unten im Parterre? oder wenn wir jene in der Komödie zu schauernden Narheiten immer nur mit liebenswürdiger Vornehmheit aufkästen, von der *J. D.* in dem genannten Stücke einige angenehme Anklänge vorhanden sind. — Kock hat das faunisch eine meist lobenswerthe Pöffe geschrieben: „die deutschen Kleinstädter;“ aber ist er nicht dadurch selbst kleinstädtisch geworden, daß er einige Armseligkeiten der kleinen Stadt so hoffärtlich belächelt? und doch von der Vortrefflichkeit der Großstädter (wie an sich wirklich etwas Vortreffliches ist) nichts Kräftes aufzuweisen vermag? Wäre es nicht besser gewesen, den geschilderten Kleinstädtern lauter komische Triumphe zu bereiten, in denen sie sich überaus schmeichlich wohl, und weit erhaben über alle Großstädter gefühlt hätten? Die dachten Großstädter im Parterre würden die Intention des Dichters doch wohl verstanden, und an jenem komischen Triumphe den herzlichsten lustigsten Antheil genommen haben. Es müßte etwas sehr Erischendes sein, einmal ein Lustspiel zu sehen, in denen lauter talentvoll behagliche Thoren, mit jedem Acte glücklicher sich lächelnd, wie umgekehrte *Lyons*, und deshalb nicht wie dieser den

Triumphwagen des Todes, sondern den bunten Jahremarktswagen des Lebens bestiegen, während eine komische Nemesis ihnen selbst noch die Flügel abwehrt.

Wiederstandnisse bei den Zuschauern, denke ich, sind nicht zu fürchten, denn wie der beste Chor für das Trauerspiel doch immer in der Brust der Zuhörer ist, so auch für das Lustspiel.

Selbst Rabeners direkte, offenherzige Satire könnte manchen Lustspieldichtern helfen, denn sie sind weniger falsch gerecht als er, trauen auch den Zuschauern viel weniger zu, als den Lesern. Darüber dürfen sich aber jene mit Recht beklagen, werden indeß Th. Hell loben, wenn er fortzufahrt, ein besseres Verhältniß mit ihnen zu pflegen, als ihnen manche seiner früheren Kollegen gewährtyn.

Ernst von Houwald.

Wir haben in Deutschland manche wohlbegabte Genies, welche oft schon im sechzehnten, achtzehnten, zwanzigsten Jahre u. s. w. sich dichterisch ausströmten, und manche gelobte Romane und Novellen sind von Jünglingen dieses Alters geschrieben worden. Niemand kann das herplicher loben, als ich, sobald jene Werke überhaupt loblich sind; aber es war nur ein Unglück, daß manche von diesen talentvollen Jünglingen, wenn sie von der Universität zurückkamen, und mit Recht ein bürgerliches Amt empfangen, die ganze poetische Sache gut sein ließen, und von der Literaturbühne schnell verschwanden. Darüber haben denn wohl engegesinnte Leute triumphirt, und laut genug verkündet, die Poesie sei gewiss

fermafen nur eine *interessante* Quarkkrankheit, doch komme sie gottlob, wie die Blattern, nur Einmal im Leben, und hinterher habe man von ihr nichts zu beforgen.

Laffen wir diese unangenehmen Leute; und wenn wir bedauert haben, daß einige jener talentvollen Jünglinge nicht auch als talentvolle Männer literarisch wirkten, so wollen wir uns erfreuend stärken durch die Erinnerung, daß Petrarca seine zarresten Sonette dichtete als ausgewählter Staatsmann, daß Cervantes seinen unüberwundbaren Don Quixote schrieb, nachdem er in der Schlacht von Lepanto den Arm verloren, und doch, ein gediegener Mann, die Helden that geteilt hatte, daß Klopstock der Poesie treu blieb sechzig Jahre hindurch, und daß Goethe den Mai und den September des Lebens und der Poesie stets vereint hat.

Etwas Aehnliches in Beziehung auf den Gedanken schließt sich an, scheint es, von Heurnald erzählt und erwähnt zu werden. Sein Name wird erst seit etwa drei Jahren in unserer literarischen Welt genannt, und — das „Buch für Kinder,“ dessen erster Theil vor mir liegt, widmet er seinen lieben sechs Kindern. Wenn aber ein so geachteter und erfahrener Mann sich entschließt, noch so früh literarisch hervorzutreten, so finden wir darin einen neuen Beleg, das Schreiben und Druckenlassen müsse wohl etwas sehr Edles, aber auch sehr Trübses und Heiliges sein. Wohl dem, der nie daran gewweifelt hat.

Heurnald ist in der allerletzten Zeit insbesondere durch seine Traumen berühmt geworden; da diese aber zum Theil noch ungedruckt sind, und dennoch fast sämtliche deutsche Tagesblätter sich über dieselben bereits haben vernehmen lassen, so mag es besser sein, hier nur auf jenes Kindersbuch hinzuweisen, das viel von dem zu erfüllen scheint, was man von einem Werke dieser Art wünschen kann.

Unsere Vorfahren schrieben fast gar nicht für Kinder, die, nur bewaffnet mit dem Orbis pictus, aus dem sie einiges sehen lernten, sich selbst helfen machten. Die Kinder hatten es damals ein wenig schwer, aber wir wollen sie doch nicht zu sehr bedauern, denn ein richtiges Kindergemüth ist, wenn man es nur nicht geistlich fädet und in die Enge treibt, reich genug, sich seine eigene frohlich bunte Welt zu erschaffen. Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts wurden aber plötzlich mehrere deutsche Schriftsteller sehr mitleidig gegen die Kinder, und schrieben deshalb eine Menge Bücher für dieselben. Der Wille mochte gut sein, aber die Ausführung war meistens sehr kläglich. Man wollte ihr Gedächtniß nicht mehr belästigen, vergaß aber dabei, daß niemand Verstand haben kann ohne Gedächtniß, und daß das wahre Gedächtniß stets ein Vernunft- und Gemüths-Gedächtniß ist. Man suchte sie um die Phantasie zu bringen, weil diese leicht zu weit führen kann. Man lehrte sie die Poesie verachten, und dem Brodterwerb als die Hauptsache ansehen, man warnte sie vor tiefem Gehüß, weil man sich durch Empfindsamkeit leicht lächerlich machen könne, und gewährete ihnen doch nicht einmal den kleinen Ersatz, mit sinnlicher Klarheit die Welt anzuschauen. Gar viele Kinder wurden so zu vorlauten Altsen, welche recht gut an der deutschen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften hätten mit arbeiten können, u. s. w. Dergleichen Uebelstand kann indessen in Deutschland nicht lange dauern, und das neunzehnte Jahrhundert hat hier viel gut gemacht, was das vorige, obwohl in der besten Absicht, verberbt hatte.

Kein und klar in der Absicht und in den meisten Theilen steht dagegen das Heurwaldsche Werk. Den Kindern geschieht die höchste sorglichste Achtung, denn sie sind jetzt

verloßlich; aber nur die Liebe kann sorglich achten, und diese ist nicht zu lehren. Sie sollen mit großem Ernst behandelt werden, denn das Leben selbst ist sehr ernst, aber der ~~Leben~~ Ernst ist heiter. Darum sei es auch die Erziehung. Nur ein frohliches Kind ist ein frommes, und ein Tausendert voll Freuden kann für ein vertrautes Kinderjahr keinen Ersatz gewähren.

Man müde sie nicht ab im Herumjagen ihres Verstandes durch überflüssige Begriffe, sondern gebe ihnen stets ein Bild, welches die Idee verhält und einleuchtet; aber man muß ihnen das ~~Leben~~ zu, sobald Gefühl und Phantasie es erwidern kann. So hier zum Beispiel den Gedanken der Begeisterung, welcher so einfach ausgesprochen wird in dem lieben Gedichte S. 103 ff. Man spiele mit den Kindern; nicht aber wie halbpoetische Lächer oder kindisch gewordene Greise, nicht mit abgeschmackt stolzer Herablassung, sondern gedulde in Liebe, wie hoch die heilige Schrift den Gedanken „Kinder“ stellt. Man jüttere nicht vor ihrer Phantasie, sondern fliege mit ihr, sie freundlich leitend und nicht eingedringend.

Ein solches Kinderbuch hat Heumwald hier gegeben, und darum werde ihm ein ächter Dank gebracht von Eltern und Erziehern. Das herzlichste und laute Danken ist eine gute alte Gewohnheit, die wir nicht abkommen lassen sollen, nicht als bedürfe der andere des Dankes, sondern wie selbst sollen uns die reine Freude nicht nehmen lassen, weshalb wir vor allen Dingen dafür sorgen sollen, daß uns das Anerkennen fremden Verdienstes und der Dank für die thaten Waden desselben stets wahre Freude bereite.

Um aber dem edlen Verfasser zu zeigen, daß ich sein Buch sehr genau gelesen, so bemerke ich, daß in dem Schauspiel „der Weihnachtsabend“ Annette im Catechen nach ihrem

schon juglicher Tugend, ungewalt wird gegen Missethäter, die sie zu einer Umkehr veranlaßt, um das Missethätenthum desto weniger zu genießen. — Der zweite Theil des Buches ist mir noch nicht bekannt geworden.

Dem Verfasser von Wahl und Führung.

Gar manche Dichter machen aus ihrem Leben einen Eichenhaufen, auf dem sie sich selbst versammeln, nicht um den wahren edlen Opferruch der Menschenliebe zu leiden, sondern nur den Selbstmord der Eitelkeit, weshalb sie am meisten bemüht sind, wohlriechendes Eichenholz zu jenem Eichenhaufen zusammen zu legen. Aber Holz ist doch immer nur Holz, und die unglückselige Sache wird durch kein Räucherpulver verheißert.

Andere machen aus der treuen, festen und fröhlichen Erde einen Naphtaboden, auf den sie häufig mit dem Fuße stampfen, um Flammen aus ihm hervorzulocken. Die Flammen bleiben nicht aus, und spielen oft in gar bunten Farben; aber es sind doch nur Erdenflammen, welche leuchtend vergehen — sich selbst und dem Menschen, der sich ihrer zu sehr erfreut.

Von Religion ist sehr in vielen Christen und vorzüglich in Romanen die Rede, aber manche Autoren scheinen sie doch leider (es ist traurig zu erzählen) nur wie eine angenehme Freundin zu betrachten, die auch in den ästhetischen Theen mit den schönsten Redensarten ausbilden soll.

Dem Verfasser von Wahl und Führung ist die Religion, wie Anfang, Mittel und Ende, die Verstände

rin und Geberin dessen, was uns glücklich macht, — „bis
geitlich und dort ewiglich“ sagt unser Luther.

Die große Aufgabe seines Buches ist die ewig alte und
ewig neue: Wie hat der Mensch es anzufangen, um klar
zu werden und glücklich? — Hier ist oft mehr als hadphonis-
che Sprachverwirrung zu vernehmen gewesen, denn die
Sprecher waren oft sich selber nicht deutlich. Wie wenige
setzen sich hier dem Solon gleich, der so gut antwortete! —
Lassen uns die wohlbekannte gute Geschichte ein wenig näher
betrachten. Der Wunsch des jacten Epitaphiuge, von dem
weisen Mann für den glücklichsten erklärt zu werden, zeigt
deutlich, daß er weder das eine, noch das andere war: nicht
weise, und nicht glücklich. Er erscheint hier fast wie ein
junger Halbdichter, der sich selbst und ein laubes gedrucktes
Exemplar seiner poetischen Versuche einem edlen Kritiker
überreicht, bittend, er möge ihn doch mit einem anmutigen
Verberkranz dafür beschenken. Solon nennt ihm zuerst den
praktisch erhabenen Dichter, Tellus, der still und gemessen
stets nur seiner Pflicht getreu gelebt hatte im Krieg und
Frieden und Feld und Haus. Dann die rein elegische Prios-
essin der Juno und die idyllischen Söhne Cleobis und Bi-
ron, und fast wie ein Christ deutet er hin auf den schmerz-
den und lohnenden Tod. Aber Cebus, der nur nach phan-
tasischer Prachepoesie strebte, verspricht ihn nicht, oder will
ihn nicht verstehen, und ärgert, daß nicht auch er genannt
worden ist. Solon hatte Recht, er durfte ihn nicht nennen;
als ihn aber der Indid der Flamme gekostet hatte, da
ging ohne Zweifel das Phantastische in das Neutomastische
bei ihm über, und er ward das, was er früher zu sein
glaubte, und nicht war.

Wie seltsam! (mir ist als hätte ich so reden) ist denn
hier von der Poesie die Rede? Ich erwiedere darauf: Der

Kern der Geschichte ist immer Poesie, und von der Poesie ist immer die Rede, wenn von wahren Leben die Rede ist.

Wie gesagt, auch in diesem Buche erscheinen solche Fragende, und es wird manche gute Antwort gegeben. Wie diese Antworten lauten, darüber spreche das Buch selbst, das, wenn auch im Einzelnen irrend, doch in den bedeutenderen gebietet, die das noch junge Jahrhundert gegeben. Hier möge nur der einen Seite rühmend gedacht werden, daß insbesondere vor allem Weislichen, Phantastischen und Einnahmeauswendigen, was man leider häufig genug für religiös und religiösen Eufros auszieht, gewornt wird. Ob der Predigten bedarf das Zeitalter; doch hätte der Verfasser auch genauer unterscheiden sollen zwischen Popismus und Katholicismus. Daß ihm selbst der Unterschied klar sei, beweist ich keinesweges, aber im Buche erscheint er, wie mich dünkt, nicht deutlich genug.

Die Roman ist Wacht und Führung manchem gerechten Tadel ausgelegt. Ihm fehlt das romantische Leben, der Humor und die Ironie, dessen kein Roman entbehren kann. Fast überall sind Mittel und Zweck mathematisch getrennt, und manche Charaktere gehen unter in einer Ueberfülle von Worten. — Dennoch berechnete die Summe von Talent, die hier erscheint, zu der Hoffnung, daß dem Verfasser einst gelingen könne, was ihm hier nicht ganz gelungen *).

*) Der wohlwollende, geistreiche Herausgeber meines Romans „Licht und Schatten“ in den Heidelberger Jahrbüchern (Juni 1820) will von einer der Hauptthesen dieses Werkes an Wacht und Führung erinnert sein. Wie ich das weiß, doch darf ich mit der höchsten Bestimmtheit versichern, daß ich Wacht und Führung erst jetzt, im Januar 1821 gelernt habe. Jedoch, bei der Nennung dieses Werkes in den Heidelb. Bl. 1819 konnte ich nur einige geistreiche Stellen aus demselben, weshalb ich es im Allgemeinen als dankenswerth anführte.

Andeutungen.

Inhalt.

Wangel an deutschen Lustspielen. — Schröder, Dehner, Jünger, Jülland, Kosebus. — Kleinere Lustspiele. — Verhütung des Lustspiels zum Trauerspiel. — Schaffpeare. — Wie er und das rein romantische Lustspiel immer mehr unter und einbeimlich werden können. — Das Charakter-Lustspiel. — Erinnerung an die Bemerkungen der früheren deutschen Dichter um dasselbe. — Die Frenie, Griechische und Etruskische. — Jungquersicht. — Das Familiengemälde. — Die Poete. — Das Epigramm. — Der Roman. — Die Novelle. — Das Trauerspiel. — Die ästhetische Kritik. — Die kleinen Kritiker. — Das Schweigen. — Selbstes Polemik. — Tugend und Unverstand. — Selbstgefälligkeit. — Polentus Erwachen. — Nichtselbst und faules Holz. — Klagenmeyer. — Vornehmheit und Uebervornehmheit. — Ein zur Zeit noch anerkannter Mann. — Gute Kritiker und deren Tod. — Wie verfielen der Trost.

Die alte Klage, daß die Deutschen großen Wangel an Lustspielen hätten, wurde auch in den letzten Jahrzehnten so häufig, und mitunter so ungehörig und heftig wiederholt, daß man vielleicht nicht übel gethan haben würde, irgend einen solcher Klagen den selbst als Gegenstand des Lustspiels auf die Bühne zu bringen. Wirklich klagten auch wohl nur die meisten in das Gelag und Geläch hinein, waren auch wohl gar frech genug, den Deutschen das Talent für das Lustspiel überhaupt abzuspochen. Dagegen spricht jedoch die ganze Geschichte der früheren deutschen Literatur; und — Gottscheds nächster Vorschlag zur Geschichte der drama-

ischen Dichtkunst der Deutschen gleiche Kenntniß von unserm großen, wenn auch — früherhin — etwas verworrenem Reichthum. An Humor im Allgemeinen ist uns kein Volk überlegen, und es giebt in Jean Paul und Fingel Blätter und Seiten genug, aus denen sich mehrere Lustspiele leicht verfaßten ließen, wenn nicht etwa jene Seiten und Blätter schon als Lustspiele gelten können, die bei einiger Kenntniß des dialogischen Generalstalles leicht zu verfaßten wären.

Jenen zu sehr Klagenden ist indessen das alles noch nicht genug, denn durch alle diese Betrachtungen werden die Korporeale der Bühne nicht gefüllt, und darum ist es ihnen doch hauptsächlich zu thun. Der Besuch des Theaters ist zu einem Geschäft geworden, und man will, da der frühere festliche Zauber bei so vielen vorüber ist, zur Abwendung einiger Mäßigkeit, Neues, Neues und Neues, und zwar von dem alten viel, sehr viel, und immer mehr.

Was ist nun in dieser Hinsicht geschehen? Vor etwa dreißig Jahren ergötzte man sich einigermaßen an Sardden Lustspielen, die größtentheils nach englischen Mustern verfaßt worden waren. An Intrigue und Situationen fehlte es nicht; aber der Dialog war mager und fast nur dinstig get Lizenzen für das Spiel des Bühnenkünstlers.

Dreihundert Lustspiele waren red und beide, aber gutmüthig berechnet für sämtliche Zuschauer; denn wenn um zu lachen notwendig gehet, daß man den Gegenstand des Lachens vollkommen übersehe, so mochte gewiß fast jeder Zuschauer rühmend sagen, daß er selbst weit höher stehe, als der gewöhnliche Liebhaber und der Ammannus. So, dem es ganz an seiner Lebensart gebricht, daß er weit gebildeter sei, als die beiden Väter im Adulgen u. s. w., und so in diesem stolzen Bewußtsein konnte das Lachen zugleich den

Anfang nehmen. Aber es war fast nur ein körperliches Lachen, das, wenn es ausgelacht ist, eine gewisse öde Empfindung nachläßt, und eben weil es für den großen Haufen so leicht war, hier zu lachen, so schien es für die bessere Auswahl des Publikums desto schwerer.

Jünger war selbst für den flachen und trivialen Zurschauler in seinen meisten Lustspielen flach und trivial genug; da er aber nicht reich genug war, um den Picanten viel zu geben, und auch selbst der mittelmäßige Theil des Publikums manches in seinen Stücken verachten mußte, so ging er, ohne sonderliche Hülfe geleistet zu haben, fast spurlos vorüber.

In Jßlands Dramen ist ein unleugbar bedeutendes Talent für das Komische, welches sich dergestalt Bahn bricht, daß sogar fast alle seine sogenannten Bösewichter etwas Dürrenrambisch-Komisches haben, worin allerdings die Abnung einer philosophischen Wahrheit — die Lächerlichkeit des Irthums, folglich auch die des Tölpels — zu liegen scheint; als kein seine besonders wohlbekannte Neigung zum heengenden Herpaupfen ließ das reine Lachen nicht leicht aufkommen, und wie man ihn Anfangs vergöttert hatte, so wollte man späterhin, ~~unangenehmer~~ ^{wagwichtiger} und ~~verderblicher~~ ^{verderblicher} Weise, fast gar nichts mehr von ihm wissen.

Woll Kogebue hielt sich; und obwohl das Publikum ihn zuweilen fast über den Kopf wuchs, so blieb er doch als Lustspiel-dichter, theils wegen seines zuweilen wirklich angenehmen Wises, theils wegen seiner falschen Prokhaftigkeit beliebt, mitunter sogar als heaglicher komischer Bühnenvorstellung anerkannt. Er that auch sein Möglichstes, um den steten Durst nach Neuem zu befriedigen, und es ist ungerecht, ihn mit jener kinderreichen fländerischen Gräfin zu vergleichen, denn wie weit steht er über ihr! Immer aber war doch

dieser Kothek nur Einer, und was ist Einer für so viele? Und nun ist vollends dieser Eine durch ein sehr finsternes Geschieh hinweggenommen von der Bühne und vom Leben. Was nun?

Jene Sehnsucht nach guten Lustspielen zu befriedigen, hat mhn Preise ausgelegt; aber es ist wenig dabei heraus gekommen; ja man hat fast Sturm gelaufen und Feuer gelünet auf dem Parnass, um die Talente zu wecken. Nunmehr ist denn auch eine ansehnliche Zahl von neuern Lustspielen erschienen, die aber zum Theil nur eine kurtzweilige Nachbildner-Begeisterung verrathen. Kurzatimia; denn sie sind fast alle nur von einem Akte, und können meistens ihre Mutter, eine kleine Komödie von Diulafai: Deliance et malice, nicht verleugnen. ~~Es kann hier von keinem allg-~~ meinen Tadel die Rede sein, denn jener ~~Ort~~ ist allerdings artig zu nennen, und vielleicht sind sogar einige dieser deutschen Nachbildungen noch gründlicher, als das Original. Diese mögen leben, und werden ohne Zweifel leben wie launige Einngedichte in dramatischer Form; aber jener Sehnsucht nach deutschen Lustspielen, wie sie nun einmal im deutschen Publikum lebt, können sie nicht vollkommen genügen. Sollte ich nun einen bescheidenen Rath geben dürfen, so möchte er etwa so lauten:

Zuvörderst laßt uns alle recht bedenken, was das Lustspiel eigentlich sei, wo wir denn wohl einig werden dürfen über den einfachsten Satz, daß es auf die Darstellung der Verhältnisse der Freiheit hinauslaufe. Daraus ergibt sich, daß es als reiner Gegensatz der Tragödie zu betrachten sei, und in gewissem Sinn als die heitere Parodie derselben, wie das wohl jedem, der den Neuphophanes kennet, nicht unbekannt geblieben sein mag.

Jedes solche Trauerspiel trägt ein verschlossenes Lustspiel

in sich, und es ist eine schöne Aufgabe, dasselbe hervorzu-
locken. Es hat sich nämlich bei den Deutschen einiges La-
sent für die Parodie gezeigt, und es ist zu wünschen, daß
dasselbe immer mehr entwickelt werde. Man fürchte nicht,
als könne dem ächten Trauerspieler selbst durch die muthwilli-
gste Parodie Eintrag geschehen, denn wenn jener Muth-
wille nur ein Aechter, d. h. poetischer ist, so wird er gar
nicht einmal Eintrag thun wollen, sondern das Lustspiel
wird sich, bei aller scheinbaren Entgegensetzung, doch wie-
der liebend zu dem Trauerspieler wenden, wie ja die höchste
Freiheit und die höchste Nothwendigkeit sich am Ende be-
rühren müssen.

Ferner: Wie nun jene Verhältnisse der Freiheit in ro-
mantisches Leben und dramatische Form zu tauchen sind,
darüber kann uns, wie immer, Shakspear am besten prak-
tisch belehren, und es wäre wohl wünschenswerth, daß in
jeder Stadt, die sich eines Theaters zu erfreuen hätte, öf-
tentliche Vorlesungen über diesen Dichter für Künstler und
Kunstfreunde gehalten würden, damit wir ihn immer mehr
und mehr eine Heimath unter uns bereiten. Shakspears
Lustspiele sind bei weitem nicht so gekannt, als seine Tragö-
dien, woraus denn leider auch folgt, daß die letztern gleich-
falls — bei weitem nicht so gekannt sind, als billig, und
als sie gekannt sein sollten, denn hoffentlich wird heutzutage
Niemand mehr sagen wollen, er verstehe und liebe gar wohl
ein romantisches Trauerspiel, nur auf die romantischen Lust-
spiele des Dichters lasse er sich nicht gern ein. Abgerechnet,
daß diese ganze Scheu vor Shakspears Lustspielen auf ei-
nem großen allgemeinen Irrthum in Beziehung auf das Wes-
sen des Lustspiels beruht, gründet sie sich auch noch auf den
widrigen Irrthum des Herkommens und der Bequemlich-
keit. Man hat einmal sagen hören, Shakspear sei freilich

ein großen Genie, und im Trauerspiele habe ihm das derselbe geholfen, daß, wenn man ihn nur für die schwere Bildung der neuern Zeit tüchtig zuschneide, seine Sachen so übel nicht seien; seine Lustspiele aber gingen fast gänzlich in die Bildniß und in die Phantasterei. Schreiber dieses hat indeß die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß man dabei nur das Einzelne zu thun hat, den redlich Klagenden „Wie es Euch gefällt,“ „Was Ihr wollt“ u. s. w. in die Hände zu spielen. Haben sie diese Lustspiele gelesen, so versichern sie alle mit liebenswürdiger Offenheit, dergleichen Vortreffliches sei ihnen noch nie vorgekommen, und sie werden ordentlich interessant: böse auf die Dichter und Menschen, durch die sie früherhin falsch berichtet worden sind. Will man aber bei den genannten ~~romantischen~~ Lustspielen nicht anfangen, so versuche man es mit der reinen Lustigkeit und gebe „die Kunst eine böse Stube zu zähmen,“ ein Stück, das freilich auch weit mehr ist als lustig, aber denn doch nebenbei auch sehr lustig. — Für jene obengenannten rein romantischen Lustspiele wird dann, will's Gott, auch bald die günstige Zeit erscheinen.

Soll man aber das alles ganz ohne Veränderungen auf die Bühne bringen? Ohne Zweifel wäre es am besten; aber in unserer Zeit nicht rathsam, da die Mehrheit des Publikums nicht verschüchtert sondern leise gehoben sein will. Man übergebe deshalb jene Dramen einem wahrhaftigen Dichter oder wahrhaftigen Kritiker, der sie mit der größten Bescheidenheit der heutigen Welt näher bringen wird, bis endlich nach etwa hundert Jahren alle dergleichen Bearbeitungen nicht mehr nöthig sind, und auch die besten Bearbeitungen nur einen ästhetischen Scherbenberg bilden werden, von wo herab man eine interessante Aussicht hat. Zettel selbst aber (im Sommernachtsraum) und der Schiffer

Wilhelm (in „Wie es euch gefällt“) müssen nicht ausgelacht werden, um den Zettel und den Schächer Wilhelm zu bearbeiten; ein ästhetischer Petrucchio wäre schon eher wünschenswerth, um eine gewisse auf Kennerchaft anfordernde Ehre (höhe Ehren) im Publikum zu haben, die man jedoch nicht unter dem weiblichen Geschlechte suchen wollte.

Aber nicht Mos aus Shakspear, auch aus den ältesten Dichtern zweiter und dritter Ordnung aus Den Jonson, Beaumont und Fletcher, Otway u. s. w. wäre manches zu lernen und der Bearbeiter hat hier freieren Spielraum, da er nicht mit gebietenden Königen, sondern mit zwar sehr vornehmen und oft liebenswürdigen, doch immer solchen Leuten zu thun hat, denen manches abgehandelt und, wenn ich so sagen darf, manches zugehandelt wird.

Man sage nicht, daß ich Nachahmungen veranlassen will; Shakspear ist gar nicht nachzuahmen. Er soll nur als erster Lehrer auftreten, und jene später genannten Männer als theilnehmende Freunde.

Ferner: außer dem rein romantischen Lustspiel, welches den Deutschen nie ganz fremd war, scheinen sie mir ein vielleicht noch größeres Talent für das echte Charakter-Lustspiel zu haben, was doch leider nur sehr selten geübt wird. Hier können uns Moliere, Destouches, Regnard und einige Andere manche gute Lehre geben; aber wir können ihnen dafür eine andere noch bessere zurückgeben, daß nämlich ihre Charakteristiken meistens gar nicht, oder doch in eine falsche Ironie getaucht sind, und ich glaube gerade ihre bewundernswürdigsten Charaktere, den Misanthropen, den Scheinheiligen und den poetischen Dorfjunker von diesem Tadel am wenigsten ausschließen zu dürfen, obwohl ich eine gewisse Gränznähe in der Zeichnung gern anerkenne. Doch die Einseitigkeit läßt keine Poesie durchbrechen. Unter den

Deutschen hat die Lebensironie im Lustspiele, am reinsten Goethe im *Groß-Cophta*, welches Werk aber dafür leider an dem Fehler der Breite und des Untheatralischen leidet. Auch Iffland in einigen seiner Stücke ist mit Ruhm zu nennen; doch hat er sich fast nie zu jener reineren Ironie, in der die heiterste Lebensansicht wohnt, schwingen können.

Gründlichkeit und Tiefe in der Charakterzeichnung müssen vorangehen, dann erst kann die Ironie folgen und nach und nach sich mit ihr vereinigen. Manche der früheren deutschen Lustspieldichter haben hier nach Art der Maler völlig ihre Schulen gemacht. Andreas Gryph wählte sich die Zeichnung des Proflers, des Pedanten; Elias Schlegel den geschäftigen *Mäßigplager*, und den Geheimnißvollen; Gellert die Verschwister, den französischen *Gecken* u. s. w. Es ist wahr, diese Zeichnungen sind größtentheils mangelhaft und schwach, und nicht selten ist der geistige Organismus des ganzen Menschen über der Darstellung einer einzelnen Eigenschaft übersehen, oder ganz verkannt worden, ein Uebelstand, vor dem man nicht genug warnen kann, und den nur gründliche Psychologie und Philosophie abzuwehren im Stande ist; dennoch soll jenes Studium sein bedingtes Lob empfangen, während der hochfahrende Leichtsinn mancher späteren Lustspieldichter gerechtem Tadel unterliegt.

Aber die Ironie? Was will dies Wort hier sagen? Hier ist nur Raum für eine kurze Andeutung; doch diese darf nicht fehlen. Zuvörderst meiden wir jeden Gedanken an Verflüchtigkeit, Hohn, Spott, Bitterkeit in Beziehung auf das Leben: das alles ist nicht bloß unmoralisch, sondern auch unsäuerlich, denn der echte Dichter, wie der echte Mensch, wird es mit dem Leben nie verderben wollen, sondern sich

mit demselben in ein freundliches und heiteres Verhältnis setzen, was es denn auch wohl verdient. Indessen wird ihm denn doch auch bald deutlich geworden sein, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei, und daß er selbst, rein göttlichen Ursprungs, höher stehe, als die ganze Natur und das Leben. Hat er diesen Gedanken fest ergriffen, so wird ihn derselbe keinesweges hochmüthig, sondern nur demüthige stolz machen, und in dieser Erkenntniß wird ihm zuletzt eine unschätzbare innere Eintracht und klare Anschauung werden von dem was positiv und negativ, wahr oder irrig, oder in einer gewissen Hinsicht Tugend oder Laster ist.

Nun geht aber, wie wir alle wissen, durch das Leben auch des Gebildeten ein Kampf zwischen dem Eitlichen und Weltlichen in der Menschenbrust, ein Kampf, der hienieden nie enden kann, da das Unendliche nur im Raume und in der Zeit erscheinen kann. Der bereinstige Sieg ist gewiß; aber hienieden kann er nie vollständig erschollen werden. Diese Ansicht nun giebt dem Menschen eine Mischung von tiefem Ernst, stiller klarer Beharrlichkeit und stillem klarem Lächeln, oder auch rüchzigem reinem Lachen, eine Gemüthsverfassung, wie wir sie bei allen tiefbedeutenden Menschen und Dichtern anzutreffen pflegen, z. B. bei Shakspear und Cervantes, und hier haben wir denn die ächte Lebensironie, die Frucht der harmonischen Bildung, zu suchen. Der Ernst allein und der Scherz allein, beide ungenügend, wissen nichts von ihr, die nur in einem religiös-beruhigten aber in dieser Beruhigkeit stets vorwärts strebenden Gemüthe wohnen kann.

Wir wissen, daß uns Homer von dem unausschließlichen Geldhater der unendlich vergnügten Olympier erzählt, und wir glauben es zu hören, doch nicht ohne Mischung von Seufzern, welche die armen Sterblichen dazwischen ebnen

lassen, klagend, wie selbst Achill zu Pelamus klagte, daß die
 Erhabenen so sorglos seien. Wir kennen ferner die Ironie
 des Sokrates, die notwendige Folge seiner deutlichen Er-
 kenntnis von dem Nichtwissen und dem traurigen Hochmuth
 der andern, welche zu wissen meinten. Es war ein gutes,
 kühles, helles Winterlächeln, vielleicht das letzte Ziel aller
 griechischen Bildung; aber es giebt auch noch ein unaus-
 lässliches gelassenes mildes und kühn bescheidenes Lächeln,
 welches sich über das ganze Leben hinziehen kann; das Res-
 ultat christlicher Erkenntnis der Ungültigkeit alles Irdis-
 schen, bei gesichertem Glauben, daß doch einmal jede schö-
 nere Sehnsucht zu selbiger Anschauung werden müsse, und
 dieses unaussprechliche Lächeln bei dem tiefsten Ernste und
 der innigsten Menschenliebe: ~~nunne~~ ich christliche Ironie, in
 welcher das Leben des modernen Dichters seine Heimath
 finden soll. Diese ist es, die ich den Lustspieldichtern insom-
 derheit wünsche; obwohl, wie sich von selbst versteht, auch
 der tragische Poet ihrer nicht entbehren kann.

Es ist vielleicht gut, wenn ich mich darauf gefaßt mache,
 daß einige Leser und einige komische Poeten mich nicht ver-
 stehen werden; ja ich wollte wohl vorher sagen, welche
 Gattung von Witz sie gegen diese Ansicht aufbieten werden;
 allein das alles hat eben nicht viel auf sich, ist jedoch für
 die Gesichte der ästhetischen Bestrebungen sogar nicht ganz
 unwichtig, weshalb sich denn auch Niemand geniren wolle.
 Zum Glück giebt es aber auch einige bessere, die mich nicht
 nur vollkommen verstehen, sondern vielleicht noch etwas viel
 Besseres über jene so wichtige und erfreuliche Lebens-Iro-
 nie mittheilen könnten, um welche Mittheilung sie hiedurch
 aufrechtzusetzen gebeten sein mögen.

Zurückkehrend zu dem Gedanken an die Sehnsucht des
 Publikums nach Lustspielen, möge hier nur noch folgendes

kurz erwähnt werden. Für das Intrigenstück haben wir, wie im Leben, so in der Kunst, nur wenig, sehr wenig Talent; dennoch darf es nicht von der Bühne entfernt werden, und die Meinung für dasselbe ist billig. Hier ist wohl weiter nichts zu thun, als — da die eignen Mittel nicht auslangen, sich an Spanien und Italien zu halten, die von ihrem Reichthum gern mittheilen werden, so wie auch manches von Kopenhue nicht übervornehm verachtet werden möge. Stücke wie Goldonis „Diener zweier Herren,“ sind wenigstens unendlich besser, als alle noch ernsthaften Dramen des genannten Mannes, und es ist nur zu wünschen, daß wir sie weder zu hoch noch zu gering schätzen.

Auch das Familiengemälde werde nicht verworfen, sondern gelte als eine Unterabtheilung der deutschen Schule seinen Preis. Da ich jedoch schon sonst über diesen Gegenstand gesprochen, so werde hier nur erinnert, daß dieser Gattung bisher am meisten geschadet hat: der trockene oder peinliche Ernst, der mitunter sogar als jeder Poesie feindlich aufgetreten ist. Hat indeß der Dichter nur erst eine wahrhaft tiefe Liebe für das Familienleben in sich selbst erzeugt, wie denn das dem sittlich häuslichen Deutschen nicht schwer werden kann, so wird ihm auch der heitere Scherz nicht fehlen, der alles in das Gleichgewicht bringt.

Auch die Poesie möge Günst' erwerben, jener poetische Gnom, dessen lustige Feuer Augen led' umhersprühen. Je ernster der Mensch wird, und je mehr Großes er erlebt und bestanden hat, je mehr liebt er den Scherz, selbst den Spas, vielleicht sogar mitunter die bloße harmlose Lustigkeit. Wir Deutschen haben besonders während der letzten zwanzig bis dreißig Jahre so unfähig viel Ernstes erlebt, daß wir wohl noch gerade mehr wie irgend eine andere Nation dem Scherze geneigt werden müssen. Die Weisheit aber will

aus Hochmuth sich jene Meinung nicht merken lassen, oder bei innerer Unsicherheit es nicht wagen, sich ihr hinzugehen, mehr auch wohl. (gemein genug) es schade sich nicht recht. Manche Autoren gleichen gewissen Dozenten, die außerordentlich viel von Autorität reden, und überall versichern, daß sie darauf halten, weshalb sie auch meistens mit fast gestörter Keckheit in der Klasse erscheinen. Es giebt indessen auch andere, welche nie von Autorität sprechen, weil sich dieselbe ganz von selbst versteht, und die deshalb, wenn ihnen gerade so zu Muthe ist, heiter, behaglich, lustig und scherzhaft erscheinen können, ohne im Mindesten etwas zu wagen.

Unsere jetzige Zeit ist der Poesie vorzüglich günstig, und zwar hauptsächlich aus dem so eben angedeuteten Grunde. Das ganze Volk hat so große ernst tragische Weltbegehren heute erlebt, daß nur sehr wenige Dichter ihm Kunstgehilfe bieten können, die, von einer ähnlichen Größe besetzt, anzusprechen vermöchten. In den Jahren 1813 bis 1815 hat fast kein Gelegenheitsdichter, trotz aller Bemühungen, die größere Zeit aufzufassen, völlig genügt, und bei manchen sonst wohl erträglichen Werken sagten die Zuschauer zu sich selber: Das wissen wir besser, und haben es selber größer erlebt. — Seitdem ist die Zeit in mancher Hinsicht anders und mit ihr der Sinn — fast epigrammatisch geworden, und willkommener als je ist, wer selbst rein zu lachen vermögend reines Lachen erregen kann.

Doch eben weil die Zeit so epigrammatisch ist, liebt sie auch die Epigramme sehr; es werden ihr jedoch nur selten bedeutende geboten. Selten; doch die seltenen ersetzen das Viele. Epigramme, d. h. reine Ueberschriften zu den Lebenskapiteln, Resultate des tiefsten Nachdenkens und des innigsten Gefühls, aber mit heiterer Satzung ausgesprochen,

kleine Lebensgenien, die den Gott des Lebens selbst bekrönend erklären, geflügelte goldene Pfeile, die verwundend beleben: für solche Dichtungen eignet sich die Zeit vorzüglich. Es ist eine Zeit, der es an Zeit fehlt, darum ungünstig in der Aufnahme großer langathmiger Werke. In ein neues episches Gedicht wagt sich fast Niemand, denn man scheuet meistens die Jahre, die zu dessen Ausbildung vonnöthen sind. Das sollte nicht sein; aber es ist oft so.

Auch den Roman, die höchste Blüthe deutscher Kunst — das ist er trotz vieler tausend verschlechter Däcker, die sich Romane nennen — trifft meistens ein lauer Empfang, so bald er wie ein breiter und tiefer Strom sich durch eine weite Strecke hin ergießt, oder, in populärer Sprache zu reden, mehrere Bände einnimmt. Wilhelm Meister mit seinen breiten Flügeln ist noch eben zu rechter Zeit gekommen, denn in den Jahren 1795 und 96 nahm man sich wenigstens noch Zeit, seinem harmonischen Fluge frühlich genau zuzusehen, die Wahlverwandtschaften dagegen wurden mit unerhörter Kälte empfangen, und selbst das herrlichste Panorama der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das Göthe in seiner Selbstbiographie gegeben, traf auf ein viel beschäftigtes Publikum, dessen Mehrheit nur Blut oder Pöffen sehen mag.

Auch manches Zufällige herrscht hier in der Aufnahme der Werke. Heeverus wurde fast mit Jauchzen empfangen, und man fühlte sich nicht gesüdet durch dessen Ueberreichthum und zu große Weichheit im Einzelnen; aber den vollendeten Titan ließ man anfangs fast einsam stehen, wie ein altes, hochhehrwürdiges Königsschloß, in welchem Geister hausten, mit denen man sich nicht vertragen mag.

Freilich haben jene tausend und wieder tausend verschlechter Romane das deutsche Publikum ein wenig verschüchtern; aber

man sollte es doch endlich dahin gebracht haben, die besseren selbst an einem einzelnen Blatte zu erkennen; und ein solches zu lesen müßte wohl Zeit vorhanden sein. Dann wird sich auch die für die anderen Blätter finden, seien ihrer auch hundert oder tausend.

Viele deutsche Romane des achtzehnten Jahrhundert gleichen unschuldig schwachem Thee; manche aus dem neunzehnten erscheinen als eine Mischung von Gift, Schwefel und Brannwein. Einige Dichter scheinen sogar nach dem Recept zu arbeiten, welches die Hexen im Macbeth mit besonderer Genauigkeit angeben, andere schreiben dies aufs Gerathewohl oder Gerathelibel, und sind weit entfernt sich auch nur die geringste Mühe zu geben. Wozu auch, da es ihnen nur um den Beifall der gewöhnlichsten Leser zu thun ist, die ihre Phantasie gern und fast alle Tage an der Hand der gewöhnlichsten bellettristischen Schriftsteller auf die Weide gehen lassen. Jene Leser gleichen der Königin im Hamlet, die des Edderbettes müde geworden ist, und nach Wegwurf hascht. An solchem Wegwurf kann es nicht fehlen, da jede Osters- und Michaelismesse ganze Schiffs-ladungen oder Heuwagen voll dergleichen Nahrung mitbringt.

Noch mehr als Romane werden Novellen geliebt, und man kann ihrer viele hinter einander genteken, ohne es sonderlich gemerkt zu werden. Dennoch ist hier eine schöne Lichtseite unsrer Literatur, denn es ließen sich etwa zwölf bis sechzehn meisterhafte angeben, die das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht, außerdem wohl noch eben so viel, die man fast gut und fast trefflich nennen darf, und deren Verfasser für die Zukunft noch bedeutenderes versprechen.

Was endlich die neuesten Trauerspiele betrifft, so glaube ich, bei freudiger Anerkennung einiger besseren, von den

wissen derselben sagen zu dürfen, daß sie niedrig gehalten Edlen gleichen, in denen die überheizten Oefen übel riechen. Es ist sehr möglich, daß man dieses Urtheil jetzt zu hart finden werde; nach zwanzig Jahren wird man es vielleicht für zu gelind erklären.

Und die Kritik? — Einst hatten wir Lessing und Herder, und Schiller, die sind uns genommen; dann Jean Paul, Schlegel und Tieck, die recensiren nicht mehr. Der gleichen Männer zu ersetzen ist nun schwer, sehr schwer; aber man darf vermuthen, daß einige muntere junge Herren, welche jetzt allerhand liefern, was in manchen Zeitschriften zum Theil mit kleineren Lettern abgedruckt wird, bei sich selbst überzeugt sind, das eigentliche goldene Zeitalter der Kritik noch ungleich anmuthiger mitzubringen, als die genannten Autoren. Sie reden deshalb auch zum Theil von jenen Männern, als wären es ihre Cousins. — — Vergleichen kleine kritische Hanswürstelchen hat es indessen immer gegeben, doch sind ihrer jetzt mehr als je, und (um deswillen wird ihrer hier gedacht) sie scheinen sich auch wohler zu befinden als je. — Gehen wir aber jetzt zu wichtigeren Gedanken, denen man abermals die fragmentarische Form vergeben mochte. In Goethe's *Lasso* heist es:

Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen,
Dann fühlt der Jüngling streitend seine Kräfte.
Und fühlte sich bald, und fühlte sich ganz als Mann.

Es sollte es freilich sein, aber es ist selten so. Die Freunde schweigen meistens, und die Feinde schweigen auch meistens, oder reden oft Dinge, welche der Mühe des Anhörens nicht werth sind. Fleming und Logan sind aus der Welt gegangen, vermuthlich ohne je ein genügendes Urtheil über sich zu hören. Der Erstere sollte es endlich —

selber, doch erst drei Tage vor seinem Tode, wo man allem falls ein Kühnes Wort wagen darf.

Ein geistreicher Schriftsteller kann nur von einem fast eben so geistreichen wahrhaft beurtheilt werden; der Satz ist freilich überaus einfältig wahr, wie selten aber wird er erfüllt! und wie manches Tragisch-komische werden wir hier gewahr. Bald streitet ein halb vermittelter Magister gegen einen blühend überkräftigen Studenten, bald ein Mathematiker gegen eine Heldame, bald ein stehartiger, sader Schwertzer gegen einen Fiedler, bald ein Ubu mit einer Nachtmahl, bald ein gemeiner Frosch gegen ein edles Kof u. s. w. Ein Theil des Publikums läßt sich das alles gefallen, es amüset sich doch, welches Wort man bekanntlich mitunter als „sich entmufen“ übersetzen darf.

Ein andrer Umstand ist, daß manche sich gar nicht bemühen, einander zu verstehen, vielleicht weil man sich längst schon verstanden zu haben glaubt. Die heiligsten Interessen der Menschheit in Religion und Philosophie, Staatskunst und Poesie werden jetzt in einigen unsrer Gesellschaften und Christen auf eine Weise verhandelt, bei der oft fast nur das Eine deutlich ist, daß die Sprecher selbst sich nicht deutlich sind, und daß die Zuhörer sich durch ganze oder halbe Taubheit schützen. Wäre hier nicht von so Großem die Rede, so dürfte man allerdings lachen, denn die Taubheit ist nicht selten und mit Rechte in den Lustspielen als Lachmittel angewandt, und die Mißverständnisse sind der reichste Stoff der Komödie. Hier aber gehen sie in das Mark und das Blut hinein, und das Lachen thut übel.

Ein Hauptgrund jenes fast allgemeinen Mißverständens besteht wohl darin, daß das Zeitalter mehr ein zerstreutes als ein hauchendes ist, und mehr bei Mephistopheles in die Schule gegangen, als bei dem Apostel Johannes. Der Herr

Störungsfähige aber kann nichts geben, weil er ährens
haupt nichts geben will, sondern nur das Gegebene an-
greifen. Gelingt ihm das, so ist er für den Moment ver-
gnügt, weil der Angegriffene dann wenigstens eben so arm
dastehen würde als er selber. Scheint; aber es ist
nicht so; und wohl dürfen wir sagen: Ach ihr Armen, es
wäre Euch besser, recht unglücklich zu sein über Eure Ar-
muth; als Euch so zu irreführen.

Ganz besonders taub zeigen sich etwelche Critiker. Sie
gehen von dem Grundsatz aus, den sie sich in häßlichen
selbstgefälligen Monologen vertragen: „Du, seit zwanzig
oder dreißig Jahren, oder seit vorgestern mit dem Recensiren
ten Dilem versehen, hast immer Recht: falsch muß jeder,
welcher von Dir abweicht, Unrecht haben.“ Mit solchen
Leuten ist durchaus gar nichts anzufangen, und es gilt in
Beziehung auf sie der Spruch von dem Zerklammeren im
Wälder, welches nicht helfe. Wir sollen aber ja besser bei
dem Gedanken bleiben, und die ganze Sache fröhlich allos-
gorisch nehmen. Vor einiger Zeit — so schreibt ich bereits
im Mai 1819 — machte ich die Bemerkung, daß der wohl-
bekannte Polonius im Hamlet doch noch eine Seite
aufzuzeigen habe, von der er bisher nicht betrachtet worden.
Er hat sich nämlich wie ein Alp auch auf die Kritik gelegt,
nennt „bedreijend“ eine „gemeine Redenart,“ findet die
Erzählung vom rauben Pyrrhus „zu lang,“ und freut sich
bloß über die „schlotterichte Königin.“ Einen Grund für
das alles hat er bei seiner ästhetischen Sandhaufennatur
nicht; er sagt es nur, um etwas zu sagen.

Nun ist aber wohlbekannt, daß der genannte Kritiker,
der sich schon während seines Lebens häufig mußte anse-
ren lassen, ein trauriges Ende genommen hat, indem er von
dem Prinzen Hamlet erstochen und durch den König

Claudius begraben worden ist, weshalb man wohl hätte glauben können, vor diesem Mann wären wir auf immer gesichert. Dem ist aber nicht also; sondern ich kann hiemit auf das Bestimmteste versichern, er hat, als eine unruhige Person, sein Grab durchdrungen, ~~er~~ ^{er} ~~thatsächlich~~ wohl auf und geht recensiren.

Man könnte man freilich behaupten, so frech und gar mein habe doch Volentius während seines ersten Lebens nicht recensirt, als jetzt ein gewisser ästhetisch aschgrauer Herr zu weilen thut; allein man erwäge nur, daß solche Leute mit den Jahren und Jahrhunderten auf ihrer Bahn nochwendiger festzuweisen müssen, und man wird die Identität des Volentius und jenes Recensenten nicht in Abrede stellen können. Möglich ist es indess, daß dieser Mann, als er sich zum zweiten Leben entschloß, auch noch andere Chalkopyraste Personen, z. B. den Schäfer Wilhelm in „Wie es Euch gefällt“, den Parcellen in „Ende gut alles gut“ und die beiden Fuhrleute in „Heinrich IV.“ mit erweckt habe, und daß diese ihm jetzt aus Dankbarkeit mit ihrem ästhetischen Urtheil bei seinen Recensionen helfen, oder vielmehr Eins in ihm geworden sind.

Was läßt sich von einer solchen dynamischen Vereinigung nicht noch alles erwarten!

Die Antikritiken erscheinen jetzt weniger als sonst, welches sehr zu loben ist, da, wenn sie nicht sehr geistreich oder witzig sind, die Lectüre derselben etwas dumpfig, lästiges hat.

Oft wird auch eine billige sittliche Vornehmheit dem guten Christen hindern, auf Platteheiten und Reichtheiten zu antworten. Wenn einmal draußen ein kleiner Humor sich erhebt, wer wollte deshalb gleich in das Fenster gehn? oder gar eine Rede verabhalten? — Ferner darf nicht vergessen werden, daß sich wohl aus Kieselsteinen, nicht aber

aus saulem Holze Hunken schlagen lassen, ein Gedanke, der hart klingt, aber in unsrer Zeit selbst dem humansten Mann in einigen Fällen wohl kommen kann und darf, denn er ist vollkommen wahr. Völlig unsittlichen und durchaus verdächtig haben Scridenten, deren es doch leider einige giebt, sollte billig nie grantwortet werden. Man darf wohl einmal von ihnen reden — der Literaturhistoriker muß es sogar — doch zu ihnen wird man nicht reden wollen.

Einige Klagomenier waren nach Sparta gekommen, und betrugten sich dabelst sehr übermüthig und albern, dergeßalt, daß sie sogar die Stühle, auf welchen die Ephoren Gericht zu halten pflegten, mit Ruß bestrichen. Da dieses die Ephoren erfuhrten, wurden sie gar nicht zornig, weil es ihnen nicht der Mühe werth schien, sondern sie lachten den Hecol auszuweisen: „Es soll den Klagomeniern erlaubt sein, sich Schande zu machen.“

Niko Aelian. — Die Geschichte ist sehr alt; doch auch von heute. Solcher Klagomenier laufen in der Literatur eine Menge herum, denen es ein großes Vergnügen macht, die Stühle zu beschmutzen, welche für die Ephoren bestimmt sind, ein noch größeres Vergnügen aber, wenn sich jene Ephoren dardrüher erklären. Das kann ihnen nicht gewährt werden.

Einen großen deutschen Dichter kennen wir indess alle, der in der Gelassenheit die Spartaner selbst noch übertroffen hat. Diese ließen doch etwas ausrufen; Er hat auch das nicht für nöthig gehalten. Und es war auch nicht nöthig.

Ihm wollen wir deshalb sehr leben; im Allgemeinen jedoch bemerken, daß wir auch nicht allzu vornehm sein dürfen, und daß mitunter ein guter Streich, zuweilen auch wohl ein Straf-Trempel sehr nützlich sein kann. Selbst den Verlust einer halben oder gar ganzen Stunde darf man

dann nicht schreuen; doch läßt es sich auch zuweilen in ein Paar Minuten abthun.

Es sollte es mir z. B. nicht darauf ankommen, hier den Herren **, der sich bekanntlich alpartig auf die Satire geleast hat, namentlich zu bezeichnen, obwohl er bereits S. 116 und auch bei einer andern Gelegenheit, wo eines sehr bedauernden, von ihm geschmähten Schriftstellers gedacht wurde, die ihm als Scribenten zukommende Schilderung in diesem Buche empfangen hat; — wenn ich nicht besorgen müßte, die Leser würden klagen, daß ich sie mit namenlosen Namen bedellige. Doch möge folgendes kurze Wort hier eine Stelle finden. Es sind, wie ich höre, eine Menge blödsinniger Reime von ihm, der sich getroffen gefühlt haben mag, gegen mich ausgesprochen worden, von denen ich sogar sechs Zeilen, die in einer Zeitung zu finden waren, selbst gelesen habe. Weiter in diese Misere, d. h. in sein Buch zu schauen ist mir nicht zuzumuthen, da ich ja doch auch aus jenen sechs Zeilen schon genugsam erkannt habe, daß er sehr dölle geworden ist, was wohl weder den Lesern, noch mir sonderlich interessant sein kann. Was soll ich nun dabei thun? auch dölle werden? Das wird niemand von mir verlangen, indem ich für das stimmliche literarische Getreibe des Herren **, so viel mir davon bekannt geworden, nur eine einzige Entfindung aufzutreiben weiß, jene nämlich, die zu entstehen pflegt, wenn die Phantasie mit der — Wagenhaut collidirt, und in gewöhnlicher Sprache „Klei“ genannt wird. Seine Pseudo Satiren gegen mich dürfen deshalb auch auf kein neues Epigramm von mir Anspruch machen, sondern müssen sich mit zwei von meinen alten aber gutgemeinten und beruhigenden Exrücken begnügen:

Der meiner Nacht kennst Du ruhig schlafen,

Der Elst hinter mich Dich zu befehen,

und

Zum Scherz bist Du zu froh, zum Ernst bist Du zu leicht;

Dich zu bestrafen ist zu niedrig und zu leicht.

Doch genug und vielleicht schon etwas mehr als genug von dem nicht zu lobenden Theile der Kritiker, um nunmehr des verdienstvollen und geistreichen Theils derselben mit inniger Liebe und Achtung auch hier noch einmal zu gedenken, so wie ich ihrer schon früher gedacht habe. Es fehlt in unserm guten Deutschland nicht nur nicht an den trefflichsten Beurtheilern für die Werke der Kunst und der Wissenschaft, sondern wir dürfen uns rühmen, ihrer mehr zu besitzen, als vielleicht irgend ein anderes Volk. Wir haben eine ästhetische Kritik, die in der That und Wahrheit nichts anders ist, als was sie sein soll, d. h. reproducirende Poesie, die freie Tochter der Poesie, oder, wenn man lieber will, die jüngere Schwester, die aber, weil sie die Ältere ist, sich nie für die Ältere Schwester ausgeben wird. Wir haben Kritiker, die durch Kenntnisse und Talente, durch Liebe und Wärme nicht bloß bedeutende Werke trefflich beurtheilen, sondern auch durch ihre Beurtheilung andere sehr werthe Werke veranlaßt haben. Hin und wieder verräth sich ein so ganz eigener Fortschritt, daß man vermuthen möchte, es haben edle Frauen die Feder geführt, ein Umstand, der schon sehr günstige Folgen gehabt hat und stets haben wird. Wie manches Edliche und Schöne in Beziehung auf ästhetische Kritik findet sich in dem Weimarischen Journal für Kunst und Literatur, Parnass und Mode, manches Schätzbare von dem vielseitig gelehrten, unermüdblich theilnehmenden Obditer in verschies-

denen Zeitungen und Taschenbüchern; von Genannten und Ungenannten in den Heidelberger Jahrbüchern, dem Gesellschafter, der Zeitung für die elegante Welt und in einigen andern Tagesblättern. — Möge das nie verkannt werden.

Daß das Gute im Leben wie in der Literatur immer siegen werde, ist gewiß; ja wenn es Grade des Gewillens gäbe, so müßte wohl jener Sieg das Gewisse sein. Die Frage aber, wann dieser Sieg in seiner Vollständigkeit erscheinen werde, kann Niemand beantworten, und wir sollen uns hüten, sie jemals mit Ungeduld, oder gar mit Bitterkeit aufzuwerfen. In einem geklärten Gemüth kann die Quelle des Trostes und der Erhebung nie versiegen, und so sei die heitere Versicherung in dem Glauben an jenen endlichen Sieg des Guten der Lohn jedes ruhigen, nie ermüdenden Strebens. — „Nie ermüdenden“ sage ich, denn es giebt keine Tugend ohne ausdauernde Treue.

I n h a l t.

Momente aus meinem literarischen Leben, nebst Bemerkungen über einen Recensenten und mehrere Druckfehler.

In meiner ganzen literarischen Laufbahn, von dem ersten Auftreten an bis heute, habe ich stets die reinsten inneren Freuden genossen, und bei großer Achtung für ächte Kritik und ächte Kritiker, auch von außen her gar manche edle Stimme der Belehrung und des Beifalls, der Anerkennung und Freundschaft vernommen. Da ich aber, wie es die Pflicht eines Jeden ist, der zu den edeln Deutschen redet, immer genau wußte, was ich wollte und was ich nicht wollte, nie ohne innere Nothwendigkeit schrieb, und entschlossen war in Neigung und Abneigung, so konnte es nicht fehlen, daß sich auch einige Stimmen und mehrere Stimmen erhoben, die sich abhold erklärten, sei es nun gegen einige meiner Schriften oder gegen den Geist überhaupt, der in den meisten derselben lebt. Einige Tadler waren gewisshafzig und zeigten Geist; diesen habe ich stets Achtung bewiesen, und gern auch öffentlich gedankt für die Belehrung, die

fr, wenn auch parzellen mit einiger Unliebenvürdigkeit, boten. Leider aber fanden sich auch andere, welche sich einkaltig und unbedolten benahmen. Ich habe diese stets als eine Nothet von Truffaldin's betrachtet, die wider ihren Willen eizdhen. Andere zeigten sich gar roh, ungeschlacht und gemein, und diesen setzte ich nichts entgegen, als achselzuckendes Bedauern, oder auch wohl eine gebührende Vernichtachtung. In früher Jugend, als zwanzig oder einundzwanzigjähriger Jüngling, kostete mich das Schweigen zuweilen einige Ueberwindung; ich schwieg auch keinesweges immer, sondern es konnte mir sogar Vergnügen machen, einen feindlichen Gegner, im Vorbeigehen an ihr Nichts oder Halbnichts zu erinnern. Allein ich fand sehr bald, daß man das durch doch einer gewissen ~~innern~~ ^{äußern} Vornehmheit, die mir von jeher als eine der herrlichsten Besohnungen der Bildung erschienen ist, zuwider handle, und schon im Jahre 1803 schrieb ich die bereits oben angeführte einfach gutgemeinte Warnung, man möge doch bei aller Polemik wohl bedenken, wenn man vor sich habe, und daß man wohl aus Kieselsteinen, nicht aber aus faulem Holz oder Lehm Hunken schlagen könne. Diese Bemerkung wurde einige Zeit nachher auch gedruckt, und ich habe sie nie aus den Augen verloren.

Eiets nach heiterer Klarheit strebend, fand ich das Eitschweigen gegen unbedoltsene oder auch rohe Anfeindungen bald gar nicht mehr schwer, einige meiner erträglichsten Gegner blieben leidlich lustige Personen für mein kleines literarisches Houstheater, und die schlammigen ließ ich gelassen laufen. Ich darf versichern, daß ich von einigen der unaufrichtigsten Anfeindungen nur obenstn gehört, und andere nicht bis zur Hälfte gelesen habe, da ich, dem innern Lektüregelühl traugend, gleich aus den ersten Punkten wissen konnte, was Geistes oder Ungeistes Kind der Mann oder der —

Enade war. Wohl mag sich die und da einer rechte Nähe gegeben haben, mich überaus heftig und grob auszuweisen, und ich habe dem armen Mann nicht einmal den Gefallen gethan, ihn bis zum dritten Punkt zu lesen. Ich erinnere mich nicht, vom Jahr 1803 an bis 1818 irgend eine Antikritik gegen ein bestimmtes Individuum gerichtet zu haben, und alle meine Freunde, alle meine Bekannte, ja selbst jeder, der nur eine entfernte Verührung mit mir hat; nicht wissen oder ahnden, daß ich mich fast einer gewissen Virtuosität in der heitersten Gelassenheit rühmen darf. Indessen gerade dann, wenn man sich einer solchen bewußt ist, soll man auch das Schwelgen unterbrechen können, und so ist es gekommen, daß ich in den letzten Jahren einige kleine Antikritiken und Epigramme dieser Art spendete. Ich glaubte nunmehr für einige Zeit die Sache ruhen lassen zu können, allein es scheint doch ein neues Strafemempel notwendig zu werden.

Es ist nämlich in Nr. 26 der Halle'schen Literaturzeitung 1821 eine Recension meiner Gedichte (Berlin 1820) erschienen, in der sich die Evidenz so heftig geberdet, die blinde Leckheit und der hartgehaltene Unversand so augenleuchtend darlegt, daß es wohl der Nähe werth scheint, darauf hinzuweisen. — Ich muß mich hier selbst unterbrechen durch die Besorgniß, daß alle mir wohlwollenden Leser, wenn sie bis hieher gekommen sind, mir sagen werden: Wenn dem so ist, warum thust du einem solchen die Ehre an, von ihm Notiz zu nehmen? Ich erwiedere darauf, daß meine ganze Antwort auch diese Frage beantworten werde. Man wolle deshath, bitte ich, bis zu Ende lesen.

Rec. fängt mit Klagen über das Zurückbleiben unserer Literatur an, spricht von dem Schwelgen und Tölpel mit hergedruckter Flachheit und geht dann in bedeutungslose Wuth

Aber gegen die sogenannte neuere Schule, spricht von solchen überdickten Gemüthern, von ekelhaft bereinigtem, abgeschmacktem Strudel u. s. w. Er hat dann die eiserne Stirn, mich für den wahrensten Repräsentanten dieser Schule zu erklären, nimmt aber durch eine neue Grobheit die erste Unwahrheit auf eine Art zurück, die kein Zurücknehmen ist, sondern nur eine Verdoppelung derselben. Damit man ferner auch nicht den leisesten Zweifel übrig behalte, daß er wirklich auch meine ganze geistige Eigenthümlichkeit (ich verstehe das mit Recht als: Gemüths-Charakter) angreifen wolle, so erklärt er geradezu, es sei sein Voratz, zu beweisen, daß alle an dem Verfasser gerügten Eigenthümlichkeiten sich richtig auch in diesen Gedichten wiederfinden. Ich könnte schon hier schließen, ~~und die ganze Sache~~ dadurch abmachen, daß ich seine namenlosen völlig grundlosen Schmähungen als solche bezeichne, allein ich will es mir nicht so leicht machen, sondern ihn genau widerlegen.

Was habe ich jemals mit der Schlegelschen Schule, in soweit man von einer solchen reden kann, zu thun gehabt?

Antwort: Ich habe, wie billig, die Schlegel, Tief, Novalis und einige ihrer Freunde, nach ihren Kenntnissen und Talenten geachtet; was aber die sogenannte Schule betrifft, so bin ich ihr nicht nur nicht zugethan gewesen, sondern habe mich stets als ihren Gegner gezeigt. — Die meisten Anhänger jener Schule trieben sich um in stillosen Formen, welches mir stets als ein Irrthum erschien; jene bekämpften sich fast immer nur mit Worten, ich gab Werke, und zwar solche, die auch dann noch dauern werden, wenn jene sogenannte Schule und — ihre meistens dürren Gegner längst vergessen sein werden. Ich muß hier von mir selbst sprechen, und in der Selbstverteidigung ist bekanntlich auch Selbstlob erlaubt; doch werde ich von dieser Erlaubniß nur sehr sparsam Gebrauch machen.

Das erste Werk, welches ich mit meinem Namen dem Publikum übergab, war „Guivardo,“ geschrieben im Jahre 1799 und 1800, gedruckt 1801. Diesem Buche muß denn doch wohl eine ganz besondere Kraft inne wohnen, wenn selbst Werfel (wievöhl, was sich von selbst versteht, mein entschiedenster Gegner) erklärte es in seinen Frauenzimmerbriefen für höchst ausgezeichnet, ein Urtheil, das um deswillen nicht unbedeutend ist, weil er es wider seinen Willen geben mußte, so wie im Gegentheil der racker Huber es aus freiem Willen that. Mit jenem Werke erschien zugleich „der Einsame“ und die „fantastischen Gemälde,“ in welchen jene auch von dem Recensenten gerühmten Sonette stehen. Und nun frage ich: Wie viele sind unter der genannten Schule*), die im achtzehnten oder neunzehnten Lebensjahre also schrieben? Hätte die Schule diese schaffende Kraft befaßen, sie wäre eine wirkliche Schule gewesen. Wo ist hier Uebereinkunft? — Ist hier nicht echte Jugendbegeisterung ohne alle Schulfessel? Wer kann hier Eigenkraft und selbst gebahnten Weg verkennen? Wer? — der mit Gewalt sie verkennen will. —

Soll ich nun so fortfahren, von meinen Schriften zu reden? Ich will es von einigen.

Welche Bedeutung die Novelle „der Geist des Kriegers im Taschenbuch Luna für 1804“ habe, kann der Rec. wenigstens einigermaßen aus der Kritik von Huber (im

*) Daß es überhaupt gar keine schlegelische Schule im achten Sinne des Wortes gegeben hat, und nicht geben konnte, glaube ich in den Americanen deutlich gezeigt zu haben. Denn habe ich mich auch vorstellt, in wie weit man das Genett als ein rein deutsches Gedicht betrachten dürfte.

Freimüthigen vom Julius 1803 (siehe *), und aus dem jenen Taschenbuch begleitenden „Andeutungen für Freunde der Poesie“ wenigstens historisch erfahren, wie unendlich verschieden meine Ansichten waren von denen jener Schule.

Dass die Romane Henrique (1804 und 1805) und Octavio von Burgos (1805) nicht unbedeutend sein können, darf über mögen ihn die entweder sehr günstigen oder oblig nachlassenden Kritiken belehren, die über dieselben erschienen, so wie nicht minder die vielen Nachahmungen, die jene Schriften erfahren haben. Allen diesen Werken darf ich aber nun auch selber eines nachrühmen, was damals bei sehr vielen Schriftstellern jenes Quinquenniums verschwunden war: Deutscher Geist und deutsches Gemüth, und eine Reinheit der Gestaltung und Tendenz, wie sie in sehr wenigen Romanen der damaligen Zeit zu finden war. Wer hat jenen unseligen Satz, als könne Schönheit ohne Entlichkeit bestehen, mit größerer Wärme bekämpft als ich? und bin ich es nicht, der stets aufmerksam machte auf die klägliche Einseitigkeit derer, die eine moralische Tendenz zwar mit Recht für unpoetisch erklären, dafür aber, wohl gar eine unmoralische unterscheiden. Wer meine allerfrühesten Schriften kennt, wird wissen, wie schon der Jüngling in einer scheinbar ruhigen Zeit auf die Gruel der Undeutlichkeit aufmerksam machte, und eine böse Zukunft ahnen ließ. Ich bin nicht bei Spaniern und Portugiesen, nicht bei Franzosen und Italienern in die Schule gegangen, und ohnwohl gerecht gegen jedes Schwärme, was sie bieten, war Deutschland doch meine erste Lehrerin und der Mittelpunkt alles meines Strebens. Von dieser Liebe befeelt, habe ich in sei-

*) Diese für 1804 erschien bereits im März 1803.

nen unbedeutenden Jahren viel gelitten, weil so wenige sie theilten; aber ich bin nicht müde geworden, und freue mich jetzt doppelt in der Erinnerung über den Genuß besserer Gegenwart.

In diesem Geist hielt ich im Winter 1804 bis 1805 Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, an die damals fast niemand dachte. Das Werk, welches diese Vorlesungen veranlaßten, erschien bald darauf im Druck, und hat, bei allen seinen Mängeln, höchst bedeutend gewirkt, so daß wir jetzt fast überall einen regeren Sinn für Literaturhistorie des Vaterlandes erblicken. Ich verkenne durchaus nicht die großen Mängel in manchen Theilen jenes Werks; aber ich darf mit der höchsten Uebereinstimmung sagen (und noch hat niemand dem widersprochen), daß die Geschichte der deutschen Poesie von Opitz an bis Klopstock hier neu entwickelt worden ist, und daß dieses neues das Richtige sei. Manche Mängel im Buche wurden durch Einheit des Geistes und durch die Vollständigkeit der Person, die hier spricht, ersetzt, und so ist es zu erklären, daß dieses Buch so viel Gutes gewirkt hat. Daß ich seitdem als Literaturhistoriker nicht geruht habe, beweiset deutlich die Geschichte der schönen Literatur während des achtzehnten Jahrhunderts (1712 und 1813) und die Umrisse, die sich mit der Poesie und Kunst der Deutschen während der letzten Jahrzehnte bezeugen. Es sind vortheilhafte Urtheile, die man über diese Schriften vernommen worden, aber die Wichtigkeit derselben haben alle Kritiker, denen nicht etwa blinde Euth die Ansicht trübte, anerkannt, alle die entscheidendste Selbstständigkeit des Geistes in diesen Schriften wahrgenommen. Ich könnte die Urtheile der herrlichsten Männer Deutschlands, die freilich nicht immer augenblicklich diese Ansichten drucken lassen, über diese Werke mittheilen; aber

Ich will es nicht, sondern nur eines Einzigen gedenken, eines edlen Todten, des mir unendlich theuren Friedrich Minrich Jacobi. Dieser Mann, dem ich persönlich fast ganz unbekannt war, und der wohl nicht wusste, wie sehr ich ihn liebte, schrieb zu Anfang Novembers 1814 an einen ehrenwürdigen Freund in Berlin:

„Gestern hat mir mein Freund A** aus Franz Horn's Literaturgeschichte und Latona mehrere Stunden vorgelesen, das mich über alle Maasse erfreut hat, z. B. die Urtheile über Wieland und Göthe und vieles andere ist eben so vorzüglich gedacht als ausgedrückt. Das Ganze ist bedeutend und sinnig. Ich wünsche sehr, daß Franz Horn dies bald erfahre und recht sehr herzlich von dem alten Manne, der ihn für immer lieb gewonnen, begrüßt werde. Sorge Du dafür, daß er es schnell erfahre.“

Und in einem zweiten Briefe vom Ende Novembers desselben Jahres:

„Meine Gräße an Franz Horn vergiß ja nicht zu vergessen, doch hast Du sie gewiß längst überbracht. Seltsam habe ich auch seinen Friedrich Wilhelm zur Hälfte mir vorlesen zu lassen angefangen. Ein mackeres, reines Buch, voll tüchtiger Kenntniß.“

Also schrieb der tiefstinnige Enthüller der Lehre des Epinosa, der Dichter des Allwiss, und er, der dampfbeschränkte anonyme Scribent, will es wagen, mich den Repräsentanten jener Schule zu nennen, und mit sadem Hochmuth auf meine Thätigkeit als Kritiker hinzuweisen? Welch ein Gesfühl erfaßt mich, wenn ich von der Erinnerung an Jacobi steht wider zu ihm hintreten soll! Doch ich muß ja wohl einmal, und dies ist ja vielleicht für immer entscheidend,

Der Rec. sagt in dem hergebrachten Tone der Current-Kritiker, die nicht wissen, mit wem sie reden, daß ich

seit einiger Zeit die Bibliotheken mit Romanen, Novellen und freundlichen Schriften überhäufte. Ich habe darauf zu erwiedern: Warum übergeht er meine historischen kritischen Werke? Wenn er meine Biographien des Nero, des Tiber, des Galba, Otto und Vitellius kenne, so würde er sich überzeugen, daß sehr ernste Studien des Suetonius, Tacitus, Dio Cassius und Kipphlin vorangehen mußten, ehe auch nur die Möglichkeit vorhanden war, Schriften dieser Art zu geben. Kennte er sie aber ganz, so würde er, wenn auch nur nothgedrungen, gesehen müssen, daß hier nach einem historischen Geist gefordert worden, der nie ohne philosophisches Studium sein kann, weshalb ich aber leider mit ihm gar nicht darüber reden mag. —

Aus späteren Jahren sind die Biographien Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten (1814) und seines Sohnes, des ersten Königs in Preußen (1816) und hier bedarf es gar keines Wortes von meiner Seite. Ich darf mich auf die Etienne jedes gebildeten Lesers berufen, so wie auf fast sämtliche erschienenen Recensionen dieser Werke, unter denen einer — der mir persönlich gänzlich unbekannt ist — geradezu erklärte, daß fast keine Nation ähnliches habe, so wie der verdienstvolle Doctum in seinen „Denkwürdigkeiten“ gleichfalls beiden Büchern ein sehr ehrenvolles Lob (S. 27 und S. 133) erteilt.

Aber, wie gesagt, der Rec. spricht nur von den Romanen und Novellen, und so will ich denn ihm und allen, die es wissen wollen, mit vollendeter Ruhe und Gelassenheit erklären, daß ich mich mit wahrer bescheidener Herzensfreude erinnere, die Romane „Otto“, „Kampf und Sieg“, „die Dichter“, und „Liebe und Ehe“, so wie die Novellen „der ewige Jude“, „Winternacht“, „die Ketterin“ u. a. geschrieben zu haben, Werke, über die ich vielleicht einmal

mich genauer erklären werde; doch nicht ihm gegenüber, dem ich nun einmal, fast müde ich sagen „leiden“ ein wenig zu antworten mich bequemt habe. Ihm selbst mag ich nur sagen, daß er wahrscheinlich seine ganze literarische Thätigkeit hingeben könnte, wenn er dasbe auch nur den einen Roman: „Liebe und Eide“ als sein betrachten dürfte. Den Lesern aber, die dieses lesen, erkläre ich hierdurch mit heiterer Bescheidenheit, daß ich alle jene Werke nicht bloß gern der strengsten Kritik biete, sondern daß meine eigene Kritik gegen mich selbst vielleicht die allerstrengste ist. Daß einige dieser Schriften noch nicht genugsam gekannt sind, mag sein, da ich aber Gottlob in mir selbst gesichert bin, so kann ich das äußere Schicksal jener Schriften wohl mit stillem Gemüth abwarten, ohne bedenkend, was ja auch oben schon gesagt wurde, daß wir über das Wagn der größten Anerkennung uns nicht Sorge machen sollen. Laßen mir doch schon die nicht seltenen einzelnen edlen Stimmen von nah und fern, persönlich Bekannten und Nicht-Bekannten, die mir ermunternden Beifall spenden, schon der Freude so viel gemacht.

Was ich bin, verdanke ich einem treuen, gleichmüthigen Streben, dem steten Aufgebot aller meiner Kräfte, und — ich rede ja jetzt zu den mir theuern Lesern — nicht ohne Blut und Thednen habe ich jene friedliche Klarheit erworben, deren ich mich jetzt erfreue, und die mir bisher noch von keinem, der mich und meine Schriften kennt, zugesprochen worden ist. Ich darf Klopstock's furchtbares Wort, was wohl manchem eine Noth ablegt, „Müde ohne Schlaf hattet ihr nie,“ mit einer ganz besonderen, wehmüthig stolzen Freude vernehmen, denn ich kann solcher Nächte viele, wohl wohl mehrere hundert zeigen — ich habe viel und wenig gerungen, und mit Gottes Hülfe Einiges errungen, das

Kraft und Dauer hat, und, obwohl ohne Zweifel gar manche Drückhimer in meinen Schriften sich finden mögen; nachgegrüht habe ich nie; und vor Oberflächlichkeit und Leichtsinne hat meine Seele dem tiefsten Absehen.

Ich habe mich nie der freundschaftlichen Milde gerühmt, wie Rec. meint, denn wie könnte man sich jemals einer solchen rühmen? aber im ruhigen Bewußtsein desselben mochte ich eine neuere Sammlung vermischter Schriften (Nürnberg bei Schrag 1817 und 1820), „freundliche,“ theils um so am besten zu bezeichnen, theils um überhaupt zu bekunden, daß die Kritik, welche in diesen beiden Bänden (die überhaupt so reich ausgeschattet sind, als ich irgend vermag) einen bedeutenden Raum einnimmt, nur auf bessere Milde sich gründen müsse, indem diese allein wahrhaft gerecht und streng sein kann. Ueber jenen Titel sind einige wohlfeile Erörte aufgebracht worden, ja vielleicht haben einige kleinere literarische clowns, die quacksilberartig durch unsere Tagesblätter hindurchlaufen, traulich zusammengelegt, um ein Bonmot darüber zu machen. Warum sollte man ihnen die Lust nicht gönnen? Auch der Rec. hat nicht ganz übel Lust, über jenen Titel zu schwärzen, aber es gelingt nicht. Er hat nur Geduld gegen mich und kann nur diese geben; ohne zu bedenken, daß ja die wahre Freundlichkeit — wie sich ganz von selbst versteht — ihm und seines gleichen unfreundlich sein soll und muß. — — Da ich aber einmal dieser freundlichen Schriften, die hoffentlich stets gar treffliche Freunde finden werden*), erwähnen habe, so sei hier an alle bessern Recensenten nur

*) Es wie dem, der sich im Journal für Kunst, Literatur &c. August 1820 über den 2ten Theil des Werks ausspricht.

die eine Frage gerichtet: Gehe es einen bessern Weg, um den größten Lehrer und Vater aller modernen Poesie, Shakspear, unter uns allen ganz heimisch zu machen, als den, welchen ich eingeschlagen? Ich wünsche eine Antwort, denn es ist mir, wie billig, der höchste Wunsch um diesen Dichter aller Dichter; und indem ich zugleich an meine Fälschung des Lear (S. die Scholungen, Sept. 1819.) und des Othello (H. Schaffner, Junius 1820.) erinnere, sei mir verattet, hierdurch den wohlwollenden Lesern zu erzählen, daß ich seit nicht weniger als zwei und zwanzig Jahren an einem ausführlichen Werke, das sich mit der Fälschung Allerley Shakspearischer Dramen beschäftigt, treuflustig arbeite. Dabei habe ich noch das kleine Vergnügen, hierdurch an den Les zu bringen, daß ein bedauerlicher Theil, der vor kurzem in der Hallischen N. L. Z. sehr gelobten Aufsätze im dramaturgischen Wochenblatte niemanden anders zum Verfasser habe als mich. Alle früheren in jenem Wochenblatt befindliche Aufsätze über die Werke Shakspear's, Göthe's, Jffland's, Klopstock's, so wie über das Lustspiel sind mein, und deshalb späterhin zum Theil in die freundlichen Schriften aufgenommen worden. Alle aufzunehmen verstattete der Raum nicht.

Nun geht dann zu meinen Gedichten über, geschieht aber zuvörderst, daß er sie nicht ohne peinliche Empfindung in die Hand genommen. Es ist höchst unbeholfen, daß er dies selbst erklärt, denn wer kann ihm, dem vorher Eingeschätzten, nun noch ein freies reines Urtheil zutrauen? Dennoch lebe ich ihn wegen jenes Geständnisses, weil er dies offen freit, und sich bloß im Ausdrucke vergreifen hat. Er wollte sagen, daß er mit ähler Laune und feindslichem Geist die Schrift in die Hand genommen. Was konnte da für ihn herauskommen? Wäre ihm die Gabe verfallen,

Gedichte tief zu empfinden, zu durchdenken und anzuschauen, so hätte die Feindseligkeit wohl schwinden müssen; so aber mit dunklem Sinn konnte er nur herumtappen, und weniger als das, denn hier zeigt er sich so, daß ich das Wort nicht auszuweichen brauche. Er läßt höchst unthörlcher Weise mehrere Epigramme und Epichäre abdrucken mit der traurigen Versicherung, er verleihe sie nicht, und hier kann ich in der That nichts weiter thun, als ihn, wie es das reine Gutzengleich befohlen, herzlich bedauern. Er fähret jedocherst das Längsgeheft an:

Wies kann verblühen,
 Wies kann verblühen,
 Und in ew'gen Wäldern
 Selbst das Grün verglöhen;
 Doch die Erde singt sich
 Mühsig durch und überwindt sich
 Auf zu neuen Höhen,
 Wo nicht Eekrone wehen.
 Da sind keine Wälder,
 Ewiges kann nicht stiehn,
 Ewiges nicht verblühen,
 Ewiges nicht verglöhen.

Hier will es mit seinem Tadel gar nicht fort, und er zeigt sich so thörlig, daß er nichts weiter zu Stande bringt, als — Eufro. Schrift in einigen Zeilen, ein Ausrufungsgehehen und den Zweifel, zu welcher Abtheilung diese Strophen zu zählen sei. Doch will er es als eloquenten Anklang gelten lassen. Er will es wirklich. Er?

Der Spruch, der in einer Zeile die Gerechtigkeit als eine Tugend erklart, die, als Zeugniß objectiver Wahrheit, gefordert werden kann, und die Billigkeit als ein Zeugniß von dem Vermögen des Urtheilenden, die Individualität des zu Urtheilenden zu erkennen und zu der

sich, erklärt er für ein off'ndares Nichts. Ihm mag die
 ser Spruch wohl lästig geworden sein, da er weder gerecht
 noch billig gegen mich gewesen. Es giebt aber auch noch
 eine andre Tugend, welche Wilde genannt wird, und diese
 glaube ich zu zeigen, indem ich nicht nur Mäßig von dieser
 Kränkung genommen habe, sondern sie sogar beantwortet;
 doch muß ich dieses gerechte Selbstlob billigerweise
 dadurch mildern, indem ich selbst gestehe, daß mir die
 Wilde diesmal überaus schwer wird, wenn ich bedenke,
 wie viel Anderes, Besseres ich während dessen hätte thun
 können, und welche sonst köstliche Stunden mir dadurch ge-
 raut werden.

Den Unterschied zwischen dem in den Tag hinein und
 dem in die Nacht hineinleben hat er nicht geahndet, da er
 dabei höchstens an die alltägliche Lebensart dachte, ohne die
 allgerühmte Vergleichung zu errathen, so wie die einfache Eo-
 rine auf jene Vornehmheit, die nichts weiter ist als das,
 und folglich eine gemachte ihm ganz unverständlich geblie-
 ben ist. Das Epigramm:

Ob Du gelachst, ob Du geweint,

Am Morgen doch neu die Sonne scheint;

ist gleichfalls für ihn verhallt, worauf ich nichts weiter er-
 wiedern kann, als daß ich ihn in der tiefsten Seele beklage,
 und meinerseits kaum begreifen mag, wie eine Flaggheit so
 groß sein könne, als die ist, die er hier zeigt. Ist ihm
 denn der rührende Gegensatz der Freiheit des In-
 nern, wie es sich in Töcheln und Thürnen zeigt, zu der
 ewig entschiedenen Nothwendigkeit der Natur noch
 niemals in den Sinn gekommen? Hat ihm darüber keine
 „Nacht ohne Schlaf“ Aufschluß gegeben?

Wen lustiger ist sein Nichtverstehen des Epigramms:

Freundes Auge, wie blüht in Dir so milde die Welt sich!

Wahrlich, süß ist Du so fort, wie Du aus Angst noch wie Du.

Hat er denn noch nie ein frommes, weibliches Auge bemerkt, wie es so milde in die unmitelbare Welt hineinsieht, und wie selbst verworren rohe Menschen, wenn jenes jäh derische Auge lange auf ihnen geruht hat, wirklich besser werden, wenn auch für's erste nur — aus Angst. Welch ein Glück, solchen Nichtversteher zu predigen!

Er nimmt sich sodann zu noch platteter Plattheit zusammen, und erklärt folgende Trigramme:

1) Hebe ich das ew'ge Ich:

Was und wird sein, find im Ich.

2) Was das Müssen der Thun, ist dem Wankten die stehende Thron;

Aber die Thron nur, die sich im Sonnenstrahl wagt.

und

3) Unvermeidlich kennst Du nie das Schicksal lernen.

Es ist in Dir mit Sonne, Mond und Sternen*).

er erklärt sie — denn ein solches Wort kostet ihm nur . . . Dinte — ihr wahren Unsinn, der durch Geschraubtheit, die er gelegentlich auch eine wirksame Geschraubtheit nennt, beschnitten werde. — Da ich mich seit etwa zwanzig Jahren mit der Geschichte der deutschen Poesie und Kritik befaßte, so wird man mir wohl glauben, daß ich schon manchen Zeugniß von großer, ja wahrhaft erschöpfender Recensur

*) Er hätte noch ein anderes Trigramm setzen, das ihm ohne Zweifel nicht minder mißfiel. Es ist in seiner Jugend geschrieben, und lautet:

Nicht noch außen bin steh, die Werten alle sind in Dir,

Da die Gegenwart lang, in Dir der ewige Noth.

tenkennirtheit und Geistesjähbheit gelesen habe, aber eines wie dieses ist mir doch nur sehr selten vorgekommen. Wer so ganz von allem Talent philosophisch zu denken entblüht ist, der würde mich doch nicht verstehen, wenn ich ihm auch ausführlich auseinanderlegen wollte: 1) die Idee des Seins, das, als solches, kein War und Werdsein kennt, 2) das allein schaffende Vermögen des Ich's, so wie er auch eben leider gezeigt hat, daß er 3) unfähig sei, den Spruch von den Thränen, die sich im Sonnenschein spiegeln, und denen, die im Schatten muß düstlichen, allegorisch zu verstehen. Hatte er denn nicht einen Freund, dem er seine Recension vorher zeigen konnte? und würde nicht jeder, der es redlich mit ihm meint, ihn gebeten haben, sich doch nicht so ganz „eng und hoch!“ (Worte, *vor denen er sich mit Recht scheut*) hinzustellen. Wahrscheinlich, hier ist nicht bloß der kritische Polonius, hier ist die Vereinigung des ästhetischen Parrottes mit dem ästhetischen Cloten; hier ist jenes Gehirn, von dem Chaffear sagt, es sei trocken, wie Ueberrest von Zwieback nach der Reise.

Endlich bekennt sich Rec., daß er, wenn er es nicht mit stimmlichen Lesern verderben will, doch nun auch ein wenig loben muß. Er führt Sprüche an, die er kurz und bedeutungsvoll, sprichwörtlich kräftig nennt, theilt ein Gedicht mit, dem er wahre ungelüpfelte Lyrik zuschreibt, spricht von vielen Sonetten, in denen wahre Poesie wehe, von besonders ganz hoffnungsvollen, trostreichen Hinblick auf Grab, Jenseits u. s. w., kommt aber doch bald wieder in den alten Poloniusen, indem er es lächerlich findet, daß ich in dem Prolog zu meiner Bearbeitung des Hamlet, Chaffear den anfrigen nenne, worüber ich mich indessen im dramaturgischen Wochenblatt, und späterhin in den freundlichen Christen befriedigend genug erklärt habe. Es wird nicht
maudern,

mandem, welcher wirklich zu lesen vermag, entgangen sein, daß ich die Meinung hege, man könne allerdings einem edlen Dichter, indem man immer tiefer in ihn eindringt, erobern, und da dies seit Lessing, Herder und Goethe, in Deutschland mit ächtem Ernst und ächter Liebe geschehen ist, so dürfen wir wohl jenen größten Dichter den unsrigen nennen. Ihm selbst aber, dem Rec., bleibe das Rechte unbestritten, darüber zu lächeln; denn niemals habe ich ihm erlauben wollen, Shakspear den Seinigen zu nennen. Er hat ganz nach der Weise ungeschickter Advocaten, die ihrer eigenen Sache nicht trauen, aus jenem Prolog nur drei Zeilen angeführt, in denen nur angefangen wird, das „er ist unser“ zu erklären und die folgenden noch entscheidenderen ausgelassen. Dadurch erreicht er vielleicht, daß einige aus dem kleinen Reserplebe mit in sein Lachen einstimmen; doch können selbst von diesen wenigen Leuten da unten wohl nur sehr wenige die hier gezeigte Unwissenheit theilen. Es heißt nämlich sogar auch in den drei von ihm ausgezogenen Zeilen, daß die Edlen jenes Volkes Edlne sind von unserm Stamm, *) bei welchen Worten Rec. zwei Ausrufungszeichen hinzusetzt. Was können diese Exclamationen bedeuten? Da ich gar manches liebes Jahr als öffentlicher Lehrer in allen Klassen gewaltet habe, so darf ich versichern, daß fast jeder gute Quarantener, ohne sonderliche Mühe, die Kenntniß an sich gebracht hatte, daß die Dritten, bedrängt von den Eloten und Pisten, in der Mitte des fünften Jahrhunderts die Angelsachsen zu Hülfe riefen, welche auch kamen, halfen und — blieben. Dann ward

*) Vorsch. die Stelle in Klopstocks Ode „Wingolf“, wo es von den Briten heißt:

Sie sind auch deutsche Stämme, Wälsche
 Denn die Sagen mit den Wägen kamen

auch das frätere Verhältniß derselben zu den Dänen im achten, so wie das zu den im elften Jahrhundert einges wanderten Normannen den lieben Knaben wohl eingeprißt, und es klagte Keiner, daß das sonderlich schwer zu verstehen sei. Sollte nun einem Rec. an der Politischen A. E. Z. so etwas fremd geblieben sein? Warlich, wenn er zwei Ausrufungszeichen macht, so könnte ich hier wohl humor machen, doch ich will den Leser nicht bemühen.

Gegen das Ende bringt Rec. noch einige triviale Epöke, die ich auch wohl — anders nennen könnte, gegen ein meinem Herzen theures Gedicht (S. 151); aber es steht ihm wahrhaftig possitlich, wenn er das Wort Philosofie mit einem Fragezeichen zu begleiten wagt. Was mein philosophisches ~~Verständ~~ und ~~Streben~~ betrifft, so hat sich außer andern theuren Männern, F. H. Jacobi stets ganz wohl mit demselben zufrieden gezeigt, wobei ich mich fürs Erste wohl beruhigen und ohne des Rec. Beistand behelfen mag.

Ganz am Ende fängt er wieder an, auf seine Weise zu loben. Er erklärt, er habe mir nie eine ächte poetische Anlage bestritten, und wisse die sehr schätzbaren Seiten an mir zu schätzen. Was soll ich zu diesem Lobe sagen, nachdem so ungedrures ungerechtes Schelten, von dem ich hier nur einen Theil angeführt habe, vorangegangen ist? Soll ich Gleiches mit Gleichem vergelten? Ich möchte es gern; aber nach dieser Recension (und weiter kenne ich nichts vom ihm) vermag ich ihm auch nicht die kleinste Ahnung von Poesie auszurechnen. Sehr schätzbare Seiten? Ich kenne ihn nicht, und lasse alles, was er als Mensch und Dichter ist, wie sich von selbst versteht, völlig unangetastet, obwohl er, der Anonyme, indem er meine ganze geistige Eigenthümlichkeit blind anzugreifen wagte, diese

Rückficht keinenweges gegen mich beobachtet hat. — Ich habe es bloß mit seiner Recension zu thun, ich habe nicht die entfernteste Muthmaßung, wer sie könnte gemacht haben, ich bin auch nicht im mindesten neugierig, und mag den Namen des Verfassers nicht wissen. Ich spreche hier gegen eine bloße — Feder, die sich an mir veründigt hat. Wenigstens wünschte ich, daß ein bloßer Schreibkiel, sich von selbst bewegend und von Zeit zu Zeit in das Tintenfaß tauchend, die ganze Kritik zu Stande gebracht hätte, und in Wahrheit, es sieht fast so aus, als wäre ein solches Wunder geschehen.

Aber auch selbst jenes nochgebrungene Lob, das Rec. mir zukommen läßt, begleitet er mit einer Widersprechlichkeit, die nur Er und die Wenigen seines Gleichen nie beschreiben mögen, weshalb diese Letzteren sie in der Rec. selbst nachlesen wollen, um sich daran zu erlaben. Er wünscht sodann, daß ich mich von der erzwungenen Manier entseffeln und doch endlich auf den Rath so vieler aus allen Gegenden Deutschlands erschallenden Freundsstimmen!! hören möge, welche, um jener sehr schätzbaren Seiten willen, nicht leiden wollen, daß das gesunde Publikum sich von mir wende.

In diesen Worten liegt der Aufschluß, weshalb ich überhaupt der Mühe werth gefunden habe, zu antworten, denn schon in früheren Abdrücken der A. L. Z. wurde ähnliches vernommen, so wie überhaupt die genannte Zeitung (die sonst bekanntlich viel Schätzbares gebracht hat, und noch bringt) schon manches sehr verkehrte und sehr rohe Wort gegen mich ausgesprochen. Da jede Bercebrtheit den Tod in sich selbst trägt, so achtete ich derselben nicht sonderlich; hier aber ist von einem Faktum die Rede, welches Rec., als sei es längst erwiesen, hinstellt.

Es erschallen also aus allen Gegenden Deutschlands klagende und warnende Freundschaftsstimmen, ich solle meine Anlagen nicht ferner so entsehrlich misbrauchen, in der Irre gehen lassen u. s. w! — Wie seltsam ist es doch, daß ich unter allen meinen Freunden und Freundinnen, ja selbst unter allen Bekannten, mit denen mich Conversation oder Briefwechsel verbindet, auch nicht einen einzigen und nicht eine einzige kenne, die also zu mir geredet hätte. Meine Freunde alle, sind Gottlob sehr aufrichtige Männer und Jünglinge, und würden nicht einen Augenblick anstehen, ein solches Urtheil auszusprechen, falls es in ihrem Geiste so läge wie Rec. es meint; aber ihr Urtheil lautet ganz anders, und zwar so, wie es gründliche, Echtheit, Sittlichkeit und Reinheit in der Kunst und im Leben liebende und erkennende Männer und Frauen auszusprechen pflegen. Darum noch einmal die Versicherung: Keine, durchaus gar keine solche Freundschaftsstimme, weder fern noch nah, ist in den letzten zwanzig Jahren zu mir gelangt, die also gesprochen hätte, wie Rec. sie sprechen läßt, und ich erkläre deshalb seinen Ausdruck für einen gänzlichen Irrthum. Lichtscheues Geflügel hat mich oft umschwirrt, und manches verkehrte Wort mir zugeflüstert; aber was meine edlen Freunde und Freundinnen in allen Gegenden Deutschlands von mir und meinen Schriften denken, das weiß ich ganz genau, und nie werde ich den Dank vergessen, den ich ihnen schuldig bin für ihre edle Offenheit. — Ihm selbst, dem Rec. war es vorbehalten, in mir eine erzwungene Manier zu entdecken, ihn allein jammerte ich, und er möchte gern die Versöhnung zwischen dem gesunden Publikum und mir zu Stande bringen. — Mit dem gesunden Publikum! Das was Rec. so nennt, möchte vielleicht nur ein kleines sein, das sich in bequemer Möglichkeit mit seinem

Gesundheitsgefühle brüsket und schon um deshalb als fast krank zu betrachten ist, so wie der Wasserkräftige und Schwindkräftige oft nicht fühlt, wie übel es mit ihm steht. Zwischen dem wahrhaft gesunden Publikum und mir bedarf es Gottlob keines Friedensstiftens, denn ich glaube stets gezeigt zu haben, wie sehr ich es hochachte, und wie viel mir gelegen ist an seinem Beifall.

Ob ich überhaupt streng genug bin gegen mich selbst, darüber mögen alle die es interessiert, „die Dichter“ und „Liebe und Ehe“ nachlesen. Selbst diejenigen, welche, bei vorwaltendem musikalischen Prinzip, etwa den Styl zu ihrem Hauptaugenmerke machen, werden mir die höchste Sorgsamkeit in der Ausbildung der Sprache zugetheilt, und ich hoffe, man soll auch nicht eine einzige Zeile finden, die mit Leichtsinne hingeschrieben wäre. Doch möge jene einseitige Ansicht fern sein, und Inhalt und Sprache, Stoff und Form mögen gleichmäßig streng beurtheilt werden. — Wer so gern lernt wie ich, der darf und kann die Strenge nimmer scheuen. Ob ich ferner meine Schriften zu verbessern weiß, darüber mögen die zwei Bände meiner Novellen und hoffentlich recht bald die zweite Auflage der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Aufschluß geben. Diese wird in einem größern Werk erscheinen, das die Geschichte und Kritik der schönen Literatur der Deutschen, von Luther an bis heute, enthalten soll.

Ich könnte hier schließen, wenigstens bin ich mit diesem, in Beziehung auf mich, unheilbarerscheinenden Rec. fertig; doch sei mir noch ein Wort erlaubt an einen andern in der Jenaer Literatur-Zeitung, der daselbst (Dec. 1820) den zweiten Theil meiner freundlichen Schriften (die Recension des ersten Theils ist mir nie zu Gesicht gekommen) kurz analysirt hat. Ob wohl ich leider auch nicht

sagen kann, daß ich von ihm etwas gelernt habe (ach, wie gern möchte ich das sagen können, und mit welcher Freude sage ich es stets, so oft sich die Gelegenheit bietet!) so erkenne ich doch mit Vergnügen an, daß er im Ganzen einige Theilnahme für mich zeigt. Ich lasse deshalb einige Missverständnisse und Verschiedenheiten, in mancher Ansicht, auf sich selbst beruhen, und erwähne nur, daß er mir den Verswurf macht, einen Hexameter, mit den Worten „sanfteren Ansehens“ geschlossen zu haben. Ich berechne, daß hiedurch das Epithemaak auf eine nie einkörte Weise verlegt worden wäre, würde unter diesen Umständen auch der Sinn erzmangeln. Allein es erscheint dieser Sinn und dieser richtige Hexameterausgang augenblicklich, sobald man jene Worte in „sanftere Ansicht“ verwandelt. Wie leicht war hier die Vermuthung eines Druckfehlers, und die Verwandlung in das Rechte; allein Rec. hat mir nun einmal nicht den S. laßen gethan, zu vermuthen und zu verwandeln. Wir armen Schriftsteller, die wir sogar noch für die Versehen eines Lesers büßen müssen, der, durch Berge und Stürme von uns getrennt, sein Geschäft treibt. — Für die Mühe eines wirklich vernachlässigten Pentameters danke ich dem Rec., obwohl sie ihm leicht geworden sein muß. Dergleichen kann wol der Feder entschlüpfen, soll aber nicht.

Ich würde indessen diese ganze Sache als eine Kleinigkeit mit stillschweigend übergehen, wenn ich nicht bei dieser Gelegenheit ein altes Autoren-Klagelied, das auch von mir schon früher angestimmt worden ist, fortsetzen, und gleichsam die zweite Strophe dazu machen wollte.

In jedes Schriftstellers Leben giebt es vielleicht irgend einen neckenden Kobold, der ihn nicht recht zur Ruhe kommen läßt. Der mir zugehörige Gnome hat sich mit —

Druckfehlern gewaffnet, und liest, wie das Schicksal, die Wiederholungen im Scherz und Ernst. So hatte ich einst, in der Biographie Friedrichs III. von Brandenburg, ohne Zweifel mit Recht, dem Kaiser Joseph I. ein Recht zugestanden, gegen Max Emanuel von Baiern zu verfahren wie er wirklich verfuhr; allein der Cezar war als entschuldigter Wagner aufgetreten, und hatte das unglückselige Wort an den Tag gebracht, der (bekanntlich sehr geistreiche) Kaiser habe nie Recht gehabt. Ich machte das bekannt, und glaubte nunmehr wenigstens vor der Verwechslung des ein und nie gesichert zu sein, allein die Hoffnung täuschte mich. — In dem zweiten Theil der freundlichen Schriften heist es (Seite 27) „Nur Gott begünstigt die edle Liebe; nicht die Natur und das Leben. Die Natur als solche hat ein Recht, die schauerhafte Schranke des Raums gelten zu machen“ u. s. w.; allein in der Nürnberger Druckerel hatte man gänzlich andere Ansichten als der in meinem „deutschen Abend“ also redende Christoph, und die Natur mußte sich, wie Joseph I., gefallen lassen, nie Recht zu haben, bei welchem Gedanken mich doch ein kleiner Schauer ergriff.

Dennoch sollten meine Leiden auch hier nicht endigen. In meiner neuesten Novelle „die Katterin“ (Kronentalerschens buch für 1821) habe ich mit wahrer Lust und Liebe einen tüchtigen alten Mann geschildert, der nicht viel von Klagen hält, sondern es weit vernünftiger findet, in seinem Gott vergnügt zu sein. Besonders fatal und leer erscheinen ihm die gewöhnlichen Klagen über Armuth, und er begrüßt sogar die edle Armuth wie einen ernst heitern bildenden Freund. Bei dieser Gelegenheit heist es (Seite 93) „Ich liebe die Armuth,“ jene edle meine ich, die längst mit dem

ganzen Geldkapitel fertig geworden ist, und die Stunden dieses kurzen Lebens für viel zu wichtig und erfreulich hält, um an den Reichthum zu denken.

Das läßt sich verantworten und ist sogar löblich, denn in der That sind die Gespräche über Geld, d. h. die Geldkapitel, wie sie gewöhnlich geführt werden, die langweiligsten des ganzen Lebensromans, und nur der höchste La Fontaine kann ihnen einigermaßen aufhelfen. Aber der Lehrer spricht mit einem einzigen Striche meinen guten besonnenen alten Mann zu einem phantastischen Lobredner der Verschwendung, indem er Geldkapitel in Geldkapital verwandelt, so daß ich nun besorgen muß, es werde nächstens ein Rec. auftreten mit großen Vorwürfen, daß ich dem gefährlichen Leichtsinne eine Hauptrolle gestellt habe. Wie gesagt, es ist das sehr möglich, und wenn einige theilnehmende Leser bei dieser Stelle glauben sollten, es möge sich doch wol eine kleine Bitterkeit eingefunden haben, die mich so etwas für möglich halten lasse, so versichere ich, daß hierbei auch nicht die leiseste Bitterkeit walte, daß ich aber in dieser Hinsicht viel Schlimmeres schon erlebt habe, wovon ich nur ein einziges Beispiel geben will. Hier wird von keinem Mißverständnisse durch einen Druckfehler, sondern von etwas ganz Anderem die Rede sein.

In früher Jugendzeit, ganz erfüllt von dem Gedanken der Heiligkeit der Liebe, und voll flammendes Zorns gegen alle gemeine Ansicht derselben, schrieb ich ein Fragment, welches anfing: „Die Liebe des gemeinen Menschen ist, näher betrachtet, nicht mehr als u. s. w.“ — was nun folgt, ist sehr wahr, aber so entseßlich wahr, daß ich es jetzt hier wieder mitzutheilen nicht für nöthig halte. Dieses Fragment wurde in der Luna für 1805 (Seite 313) abgedruckt; und — im Jahre 1818 macht jemand eine Ge-

Schichte

schichte daraus, worin mit deutlichen Worten zu lesen: daß jene abscheuliche Ansicht meine eigene Ansicht sei, indem er die oben angeführten Eingangsworte völlig ignoriert und wegläßt. Auf diese Weise kann man, — (keiner meiner Leser wird missverstehen, was ich hier vergleiche) — auf diese Weise kann man sagen, in der Bibel stehe „es ist kein Gott,“ denn es heißt in derselben: „die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott,“ und man braucht deshalb nur die sechs ersten Worte wegzulassen, um jenen gräßlichsten aller gräßlichen Sätze herauszubringen. Ich habe damals jene Geschichte, in der vor meinen Schriften gewarnt wurde, mit dem innigsten Mitleiden gelesen und kein Wort darauf erwidert. Jetzt aber, da ich mich einmal überwunden von dergleichen zu reden, so mag es als eine wahre Merkwürdigkeit hier angeführt werden. Ich selbst brauchte eigentlich nur zu fragen: „Ich also soll die Liebe gelästert haben? ich?“ — Und jeder, der auch nur ein paar Blätter von mir gelesen, würde statt meiner antworten.

Es ist ein erhebendes Gefühl, aus diesem Gewühl von Streit, Herz und Blick zu wenden zu Euch, ihr edlen Freunde und Freundinnen, ihr edlen Dichter und Kritiker unserer Zeit. Einige von Euch werden mich vielleicht tadeln, daß ich mehrere Stunden anwandte, um die Antwort zu geben, die ihr — und vielleicht eine viel bessere — im Stillen für mich gegeben haben würdet. Vergesst nicht, daß ich sehr viele Jahre lang auf jeden Angriff geschwiegen und die Rechtfertigung der Zeit überlassen habe; aber glaubt mir auch, was ich Euch als redlicher Mann

versichern darf, daß nicht Eitelkeit, nicht Hochmuth — von diesen Fehlern habe ich mich mit Gottes Hülfe gänzlich frei gemacht, — sondern nur eine entschiedene Ueberzeugung von meiner individuellen Pflicht diese Rechtfertigungsblätter veranlaßt hat. Diese Ueberzeugung mußte mir kommen, da ich inne wurde, es werde mir, bei gänzlich mangelnder Eitelkeit, fast zu leicht zu schweigen; und die Menschenliebe, das reine Element jedes achten Lebens, verlange, daß ich meine Abneigung vor der Polemik, die ich um mein willen erheben soll, überwinden müsse. Ihr Freunde wissen, daß bei mir diese Menschenliebe mit der Poesie und dem Leben völlig eins ist, und wenn ich voraus sehen muß, daß flache Lacher hierüber wohl noch einen halbschierigen Spas auftreiben werden, so kann mich das natürlich nicht irre machen, denn ich sage es ja nicht um mich zu rühmen, sondern wie etwas das sich billig von selbst verstehen soll. Wer, wie ich, durch Leiden ohne Zahl, und seit beinaß dreizehn Jahren durch — nur selten unterbrochene — körperliche Beschwerden geprüft worden ist, der muß wohl in sich selbst still und gelassen geworden sein, und in seiner eigenen Brust gut Bescheid wissen, der will nur Liebe geben und empfangen, und wer so oft wie ich schon jenes Wehen heiliger Lust von jenseit her gefühlt hat, der kann gar nicht mehr eitel sein, ein höherer Gedanke muß ihn leiten bei allem Wichtigen das er beginnt, und wenn er einmal, wie hier, von sich selbst redet, so will er doch nicht sich zuerst, sondern die Idee. Aber schon um jener körperlichen Leiden willen, unter denen mehrere meiner Werke geschrieben wurden, fühle und erkenne ich genau, daß auch die besten unter meinen Schriften nicht ganz ohne Fehler sein können, und ich will ja nichts lieber, als daß man sie mir zeige mit Anstand und Ruhe, ja ich erbiets

mich gern, bei diesem Geschehnisse fröhlich zu helfen. Darum habe ich dieser Reiden erwähnen müssen, was ich öffentlich noch nie gethan, weshalb ich denn aber auch mit dem tiefsten demüthigsten Danke gegen Gott, hinzusetze, daß demungeachtet eine fast unantastbare klare Ruhe und Heiterkeit in meinem Innern wohnt.

Einst — des bin ich gewiß — werden manche edle Stimmen mir nachreden: So wie er hier gesprochen durfte er reden, denn was er Gutes hatte, betrachtete er nicht als sein Werk, sondern als ein Geschenk des Himmels. Und so sage ich ein herzlichtes Lebewohl nicht bloß den wohlwollenden Lesern, sondern auch denen, die mir etwa noch abgeneigt sein möchten. Wir alle wollen redlich kämpfen für das Gute und Schöne, nie müde werden, und uns doch selber nie genügen.

Berlin,
am 8. März 1827.

Franz Horn.